Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Märchen aus Turkestan und Tibet

Google

Library
of the
University of Wisconsin

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Märchen der Weltliteratur

Herausgegeben
von Friedrich von der Leyen
und Paul Zaunert

Digitized by Google

Printed in Germany

Digitized by Google

Digitized by Google

SIMURG

Digitized by Google

Märchen aus Turkestan und Tibet

Herausgegeben von Gustav Jungbauer

Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1923

Digitized by Google

Buchausstattung von F. H. Ehmcke
Erstes bis sechstes Tausend

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen vorbehalten. Copyright 1923 by Eugen Diederichs Verlag in Jena

Digitized by Google

342667
APR -2 1929

BU
.9M33
28

Dem Begründer
der deutschen Volkskunde in Böhmen
Univ.-Prof. DR. Adolf Hauffen
zugeeignet

Digitized by Google

Digitized by Google

Märchen aus Turkeſtan

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung

Westturkestan oder Turkestan im engeren Sinne, das Gebiet zwischen dem Kaspischen Meere und dem Hochland des Pamir und Tianschan, gilt vielfach als die Wiege der Indogermanen[1]. Das Land ist beiläufig so groß wie Deutschland, das ehemalige Österreich-Ungarn, die Schweiz und Frankreich zusammengenommen. Im Norden breiten sich weithin Steppen und Wüsten aus, bloß mit dem dürftigen, Saksul genannten, Krüppelholz bewachsen, welches neben dem Kamelmist und Schilfrohr der einzige Brennstoff für die in Zelten (Jurten) oder kleinen Dörfern (Aul) wohnende Bevölkerung ist. Hier und in dem gegen Osten ansteigenden Bergland ist das Weidegebiet für die Schaf-, Rinder- und Kamelherden der munteren, gastfreundlichen Kirgisen, die auch heute noch zum überwiegenden Teile ein reines Nomadenleben führen. Zwei mächtige Ströme, der Amu-Darja und Syr-Darja, im Altertum Oxus und Jaxartes geheißen, durchfließen das Land. An ihren Ufern herrscht die breite Sandweide und die hohe Pappel vor, vor allem in der Nähe menschlicher Siedlungen; sonst ist das Ufer bedeckt mit Schilf oder niedrigem Gebüsch oder

[1] Vgl. F. v. Schwarz, Turkestan, Die Wiege der indogermanischen Völker. Freiburg 1900.

Digitized by Google

völlig kahl. Diese Ströme verrinnen nicht wie andere Flüsse Turkestans im trockenen Sande, sondern erhalten gerade im Sommer aus ihrem Quellgebiet, das in den gletscherhohen Schneegebirgen des Südens liegt, so reichen Zufluß, daß sie mit ihrem Wasser einen gewaltigen Binnensee speisen können, den Aralsee, der bedeutend größer ist als das ganze Land Böhmen. In diesem seit langem von türkisch-mongolischen Nomaden bewohnten Norden des Landes hat sich nur ganz vereinzelt an dem Ufer dieser Ströme ein spärliches Kulturleben entwickelt, ist nur die eine oder andere Stadt entstanden, in welchen der Mann aus der Steppe für sein Vieh, für die Erzeugnisse der Viehwirtschaft, für Felle und allerlei Rohwaren die ihm fehlenden Nahrungsmittel und Gebrauchsgegenstände eintauschen konnte, wobei die Händler und Kaufleute fast durchweg Fremde waren und noch sind, Perser, Araber, Sarten und in neuerer Zeit Tataren und Russen.

Dagegen ist der Süden und Südosten von Turkestan altes Kulturland. Hier sind seit Jahrtausenden arische Volksstämme seßhaft und haben den von Natur aus guten Lößboden zu einem ergiebigen Acker- und Gartenland umgestaltet, trotzdem im Laufe der Jahrhunderte wiederholt wüste Stürme über diese gesegneten Fluren dahingebraust sind, wiederholt alles Aufgebaute von den wilden Horden etwa eines Dschingis-Chan oder Timur-Tamerlan zerstört worden ist, trotzdem die nomadischen Turanier des Nordens jahrhundertelang mit Vorliebe die Städte und Siedlungen der seßhaften Iranier des Südens beraubten und ausplünderten. Hier im Süden und besonders in dem rings von Gebirgen umschlossenen Kesselland Fergana durchzieht ein dichtes Netz von Kanälen das Land, in dem es selten regnet und daher die künstliche Bewässerung notwendig ist. Hier sind reiche Reis- und Baumwollfelder, letztere seit Beginn der Sowjetherrschaft und Hungersnot vielfach in Getreidefelder umgewandelt. Hier ist Wein und edles Obst wie Pfirsiche, Aprikosen, Melonen u. a. in Hülle und Fülle, hier

Digitized by Google

wachsen die Maulbeerbäume, welche die Zucht der Seidenraupe ermöglichen, hier beleben das Landschaftsbild die riesigen Karagatsche (Schwarzulmen), die oft eine reine Kugelform zeigen, und die Artsche (baumartiger Wachholder), deren Holz sich besonders für Schnitzwerke eignet. Hier wohnen in den Kischlak genannten Dörfern als Bauern und in den Städten als Handwerker, Händler und Kaufleute die strenggläubigen Sarten[1] und am Fuße der Berge und in den Bergen die fleißigen Tadschiken.

Während die Kirgisen reinrassige Turkomongolen und die Tadschiken Arier mit einer geringen mongolischen Beimischung sind, sind die Sarten, bei welchen die hier mitgeteilten Märchen hauptsächlich zu Hause sind, hervorgegangen aus einer sonderbaren Mischung der alten iranischen Bevölkerung mit den später in das Land gekommenen turkomongolischen Volksstämmen. Ethnographisch überwiegt die iranische Grundlage, während die freilich mit persischen und auch arabischen Wörtern reichlich durchsetzte Sprache[2] ein türkischer Dialekt ist. Die seßhaften Sarten waren eben gezwungen, die Sprache der Eroberer des Landes anzunehmen.

Der Zahl nach nehmen die Sarten unter den Völkern Turkestans den zweiten Platz ein, an erster Stelle stehen die Kirgisen. Aber in geistiger und wirtschaftlicher Beziehung übertreffen sie die kulturell tiefstehenden Kirgisen bedeutend und scheinen auch aus anderen Gründen berufen zu sein, die führende Rolle im Lande zu spielen. Unter den Vertretern der Religion und Wissenschaft, die sich freilich

[1] Über die Sarten handeln bloß zwei russische Werke: N. P. Ostroumoff, Sarti (3. Auflage, Taschkent 1908) und Otscherk büta schenschtschinü osjedlago tuzemnago naselenija Ferganü (Übersicht über die Lebensweise der Frau der seßhaften, einheimischen Bevölkerung Ferganas), von W. P. Nalifkin und dessen Frau (Kasan 1886). [2] Über die Sprache: N. P. Ostroumoff, Etimologija sartovskago jazüka (Taschkent 1910) und W. P. Nalifkin, Rukowodstwo k praktitscheskomu izutschenija sartovskago jazüka (Handbuch zur praktischen Erlernung der sartischen Sprache), Taschkent 1911.

Digitized by Google

im allgemeinen nur auf den religiösen Satzungen aufbaut, besonders unter den geistlichen Lehrern an den Madrassen genannten Mittelschulen kann man heute mitunter hochgebildete Männer antreffen, deren Einfluß auf das Volk vor allem in politischer Beziehung sehr groß ist. Als Händler und Geschäftsmann ist der Sarte sehr tüchtig und gewinnsüchtig. Auch in den Städten Nordturkestans hat er den Kleinhandel fast ganz in seinen Händen und wird auf diesem Gebiete wohl nur von den geriebenen Armeniern und geschäftsklugen Bucharischen Juden übertroffen. Dazu kommt, daß er sehr anspruchslos lebt und sich mit einem geringeren Gewinn zufrieden gibt als etwa der russische Kaufmann. Ebenso ist auch der sartische Handwerker, der freilich Arbeiten vorzieht, welche keine bedeutende physische Kraftanstrengung erfordern, bescheiden in seinen Ansprüchen. Gewerbe und Handwerk sind nach Zünften geordnet und auch auf den Bazaren nach Zünften getrennt, so daß man von einem Schneider-, Schuster- oder Bäckerbazar sprechen kann. Sehr geschickt sind die Sarten als Maurer und Zimmerleute und sind Meister im Modellieren und in Schnitzarbeiten, wie sie überhaupt auf diesem Gebiete einen ausgeprägten Kunstsinn besitzen, was man in Bezug auf Malerei und Musik nicht behaupten kann.

Sie sind von Mittelgröße, reichere Leute gewöhnlich sehr wohlbeleibt. Die Gesichtszüge sind zumeist regelmäßig, die Augen braun, der Bart dicht und schwarz, der Kopf glatt rasiert. Die Frauen, die nur in ganz jungen Jahren schön zu nennen sind, haben ihr langes und dichtes, schwarzes Haupthaar in mehrere Zöpfe geflochten, welche oft mit Münzen, Quasten und Schellen geschmückt sind; alle übrigen behaarten Körperstellen sind bei den Frauen rasiert. Reiches, langes Kopfhaar gilt als besondere Zierde. Damit scheint auch der alte Glaube verbunden zu sein, daß solche Menschen besonders stark seien, wie wir dies im Märchen „Die schöne Dunja" finden. Den Kopf tragen Männer wie auch Weiber auch zu Hause stets bedeckt, jene mit

Digitized by Google

dem kleinen mit Stickereien verzierten Käppchen, für das sich in Anlehnung an das französische Wort die Bezeichnung Tubetejka eingebürgert hat, diese mit einem Tuch.

Die Kleidung besteht bei den Männern aus einem langen baumwollenen Hemd und einer sehr breiten Hose, welche in den weichen Lederstiefeln steckt. Beim Ausgehen werden über diese Stiefel Lederpantoffel angezogen, über das mit einem Gürtel versehene Hemd wird der lange Mantel gelegt und über das Käppchen der meist weiße Turban gebunden. Den Mantel gürtet man gewöhnlich mit dem Gebettuch, der darüber entstehende, in einzelnen Märchen erwähnte Brustbausch dient als Tasche. Arme Leute pflegen das ganze Jahr über barfuß zu gehen, sie tragen auch das Hemd so lange, bis es am Leibe in Stücke fällt. Wäsche zu waschen und zu wechseln ist nur bei wohlhabenden Sarten üblich. Die Frauen haben ebenfalls ein langes Hemd aus Baumwolle oder Halbseide, eine oben sehr breite und unten bei den Knöcheln so enge Unterhose, daß das An- und Ausziehen oft Schwierigkeiten bereitet, weiche Lederstiefel und Ausgangspantoffel. Wenn die Frau das Haus verläßt, so wirft sie den Tschimbet über den Kopf, ein dichtes Netz aus schwarzem Roßhaar, das über das Gesicht und die Brust herabfällt und diese Teile vollständig verhüllt, und zieht über den Kopf den langen bis auf den Boden reichenden Mantel an, dessen Ärmel nicht benutzt werden, oft nur angedeutet und am Rücken angenäht sind. Bei dieser kastenartigen Vermummung ist es ganz ausgeschlossen, zu erraten, ob das mit kurzen Schrittchen auf der Straße dahintrippelnde Wesen alt oder jung, schön oder häßlich ist. Als Schönheiten gelten nur rundliche und wohlbeleibte Mädchen und Frauen, als schönste Zierde des Antlitzes wird ein Muttermal angesehen. Die Sartinnen lieben es wie ihre europäischen Schwestern, den Körper mit allerlei kosmetischen Mitteln zu verschönern und mit Schmuck zu behängen. Sie verwenden rote und weiße Schminke, diese aus Reis oder

Digitized by Google

Eierschalen hergestellt, färben die Augenbrauen mit einer schwarzen Pflanzenfarbe, die Wimpern mit Antimon und nicht selten auch die Zähne mit schwarzer oder rötlichgelber Farbe. Die oft langen und mit allerlei Anhängseln beschwerten Ohrringe werden, da sie sonst die Ohrläppchen durchreißen würden, hinter den Ohren an den Haaren oder am Kopftuch befestigt. Hinter die Ohren stecken Männer und Weiber auch gerne Blumen, wie überhaupt Blumen, besonders Rosen, ein Lieblingsschmuck der Sarten sind.

Im äußeren Auftreten sind die Sarten von einer gesetzten Würde und einem fast feierlichen Ernst, wozu sie freilich auch durch ihre Kleidung gezwungen sind, da der lange Mantel, der hohe Turban und die Pantoffel keine schnellen oder hastigen Bewegungen zulassen. Die Männer sind fanatische Mohamedaner, während die Weiber sich ziemlich gleichgültig in Glaubenssachen verhalten und selten alle Vorschriften des Islam erfüllen. Lobenswert sind die freilich oft an Geiz grenzende Sparsamkeit und Mäßigkeit des Sarten, die hohe Achtung, welche er gegenüber dem Alter an den Tag legt, und seine große Kinderliebe. Kinderlosigkeit, die bei den Märchen ein beliebtes Anfangsmotiv ist, gilt für eine Strafe Gottes und große Schande. Eines der schönsten Sprichwörter der Sarten lautet:

uj bolalük bazar,
uj bolasüz mazar,

d. h. ein Haus mit Kindern ist ein Bazar, wo Lust und Fröhlichkeit herrscht, und ein Haus ohne Kinder ist ein Grab. Friedensliebe und Herzensgüte zeichnen besonders den sartischen Bauern aus, während der städtische Sarte unter Umständen sehr hartherzig sein kann.

Der Sarte hat aber auch eine Menge schlechter Eigenschaften. Vor allem fällt seine Feigheit auf, dann sein kriechendes Wesen vor reichen und einflußreichen Personen, zur zweiten Natur geworden in den Jahrhunderten, in welchen er unter fremden Eroberern fronen mußte, von

Digitized by Google

Alexander dem Großen an bis zu den Russen, deren Knute er auch in den letzten fünfzig Jahren gründlich kennen lernte. Denn der russische Beamte und Soldat behandelte den Sarten gewöhnlich gleich einem Hunde mit Fußtritten und Peitschenhieben, bis der Weltkrieg und namentlich der Beginn der Sowjetregierung auch hier Wandel schaffte und den Sarten eine weitgehende Autonomie brachte. Wie jeder feige Mensch ist der Sarte großtuerisch und prahlsüchtig; er übertreibt gern und nimmt es mit der Wahrheit nicht genau. Einen Mitmenschen zu belügen und zu betrügen gilt ihm für keine Sünde, besonders wenn es der eigene Vorteil erheischt. Hierin liegt ein wesentlicher Unterschied in der Moral etwa des Deutschen und Sarten, der sich ziemlich deutlich in den Märchen ausprägt. Dort, wo der Sarte in Mehrheit ist oder wo er alle äußerlich anerzogenen Hüllen wegwerfen kann, kommt nicht selten der nur schwach mit Menschlichkeit übertünchte Wilde zum Vorschein, zeigt auf einmal der hinterlistige, grausame Asiat sein echtes Hunnengesicht. So wurde im Jahre 1916 bei dem Sartenaufstand in Dschizak bei Samarkand der dortige russische Stationskommandant, ein Oberst, in der Weise zu Tode gemartert, daß ihm ein Strick um den Schädel gewunden und dieser so lange zusammengedreht wurde, bis die Schädelknochen barsten. So haben im Jänner 1919 Sarten gegen 200 österreichisch-ungarische Kriegsgefangene unter der Vorspiegelung, daß man ihnen die Rückkehr in die Heimat ermöglichen würde, aus dem Lager Osch in ein Dorf hinausgelockt und dort auf die unmenschlichste Weise Mann für Mann im buchstäblichen Sinne des Wortes hingeschlachtet.

Die Roheit und Grausamkeit der Sarten äußert sich auch in ihrer Vorliebe für Ringkämpfe, Rennen, Kämpfe zwischen Hammeln, Wachteln, Rebhühnern und Hähnen, wobei sie freilich auch gleichgesinnte Genossen unter ganz modernen Kulturvölkern haben. Der Sarte liebt ferner das Karten- und Würfelspiel. Es kommt vor, daß er bei

Digitized by Google

Wetten und beim Spiele nicht bloß sein ganzes Vermögen, sondern auch Weiber und Töchter verspielt. Und verbindet sich mit der Spielsucht auch die Trunksucht und das stark verbreitete Laster des Rauchens von Haschisch, so führt dies zu einem schlechten Ende. Auch eine andere Leidenschaft kann die Ursache von Verbrechen sein, die Knabenliebe. Eifersucht wegen eines schönen Batscha, wie die Lustknaben genannt werden, hat nicht selten zu gräßlichen Mordtaten geführt. Den Russen ist es gelungen, in den letzten Jahrzehnten durch allerlei Maßregeln und vor allem Errichtung von Freudenhäusern die Knabenliebe einzuschränken und wenigstens in der Öffentlichkeit zu unterdrücken. Vergnügungssüchtig sind alle Sarten, einerlei ob Männlein oder Weiblein. Der Mann kann stundenlang auf dem Bazar herumschlendern oder in Teehäusern (Tschaichana) hocken. Die Frauen, die galanten Abenteuern keineswegs abgeneigt sind, aber aus dem Harem nur schwer herauskommen und daher selten die gewünschte Gelegenheit finden, vergnügen sich dafür an häuslichen Klatsch- und Tratschabenden bei Nachbarinnen, die mitunter die ganze Nacht dauern und wo mit Vorliebe den Geschlechtsverkehr betreffende Dinge genau erörtert und die eigenen Männer in dieser Beziehung gründlich durchsprochen werden. Der unbefriedigte Geschlechtstrieb des orientalischen Weibes schimmert auch in unseren Märchen durch, wenn z. B. ein Mädchen, kaum daß es mit dem Helden bekannt geworden ist, schon von diesem die Erfüllung ihrer diesbezüglichen Wünsche verlangt.

Die Wohnung des Sarten ist von einer unglaublichen Einfachheit. Das wichtigste Baumaterial ist der Lößlehm. Die Mauern werden entweder aus luftgetrockneten Lehmziegeln oder einfachen Lehmklumpen, denen Strohhäcksel beigemischt ist, errichtet und manchmal noch mit Kalk beworfen. Die flachen Dächer bestehen aus dünnen Latten und Schilfrohrflechten, welche oben mit Lehm bestrichen sind. Der Fußboden ist festgestampfter Lehm und wird mit

Digitized by Google

Matten und Filzdecken, bei reichen Leuten mit Teppichen belegt. Jedes Haus zerfällt in zwei Hälften, in die äußere (taschkari), von den Männern bewohnte und in die innere (itschkari) mit den Frauengemächern. Der Sarte trachtet, womöglich jeder Frau — gewöhnlich begnügt er sich mit zwei Weibern, nur Wohlhabende haben drei bis vier — eine eigene Stube zuzuweisen. Denn wenn mehrere Weiber vorhanden sind, kommt es im Itschkari oft zu Streitigkeiten und auch Raufereien, vor welchen sich der Mann nicht selten auf die Straße flüchten muß; dies ist natürlich von sehr ungünstigem Einfluß auf die Kindererziehung.

Das Wohnhaus mit den Nebengebäuden — jeder Sarte hat seine eigene Haus- und Landwirtschaft, selbst der reiche, städtische Kaufmann besitzt stets ein eigenes Landgut, das ihm die Lebensmittel liefert — und der Hof sind von hohen Lehmmauern umgeben, durch welche nur ein enges Pförtchen auf die Straße führt. Daher steht auch der landesübliche, zweirädrige Wagen meist vor dem Hause. Bei diesem Arba genannten Wagen mit den riesigen Rädern ist das Pferd zwischen zwei Deichseln eingespannt und muß auch noch den Fuhrmann tragen, ist also Zug- und Reittier zugleich. Auf dem äußeren Hofe sind Unterkunftsräume für männliche Gäste, ausnahmsweise kann auch eine fremde Person, wie die Prinzessin im Märchen „Das Zauberroß", in diesem Außenraum übernachten. Hier ist oft auch eine eigene Küche, es sind Bäume gepflanzt und unter deren Schatten eine Erderhöhung, auf welcher die Hausbewohner in der heißen Sommerszeit mit ihren Gästen zu sitzen und zu erzählen pflegen, wie dies im Märchen „Der reiche Atametoi" der unglückliche König der weinenden Stadt tut. Nicht selten schmücken diesen äußeren Hof ferner ein kleiner Teich und Blumenbeete. Hier hängt häufig auch ein Käfig mit dem Lieblingsvogel der Sarten, der Wachtel, die der Besitzer mitunter auch auf Reisen mitnimmt und dann im Brustbausch seines Mantels trägt.

Die Innenräume sind sehr dürftig eingerichtet. Eine oft

Digitized by Google

nur zwei Spannen hohe Tischplatte, ein oder zwei mit buntem Blech beschlagene Koffer, der Samowar und ein oder der andere große Tonkrug, etwa noch die Wiege, die oft schön geschnitzt und mit bunten Farben bemalt ist, bilden die ganze Einrichtung. Ofen gab es früher überhaupt nicht. Die ursprüngliche Herdstelle inmitten der Stube, eine Vertiefung mit glühender Kohle, wird in der Weise zur Erwärmung benützt, daß ein Taburett darübergestellt und über dieses eine Wattedecke gebreitet wird. Alle, welche sich wärmen wollen, setzen sich im Kreise herum und stecken die Beine unter die Decke. Im Winter schläft man auch in dieser Stellung, indem man sich mit der über das Taburett gebreiteten Decke zudeckt. In Wandnischen ist das ärmliche Hausgeschirr aufbewahrt, Krüge, Teekannen und Teeschalen, Holzschüsseln, die aus Flaschenkürbissen hergestellten Behälter für Kautabak und Tabakpfeife u. a. Auch die Frauen kauen den ganzen Tag über, wovon sie ihre schönen und gesunden Zähne haben sollen, und spucken fleißig mit dem grünen Zeug herum, so daß es auf dem Hofe eines Sarten manchmal so aussieht, als ob übrigens hier unbekannte Gänseherden ihre Spuren hinterlassen hätten. Die besonderen Familienschätze und Kostbarkeiten liegen in den großen Koffern, auf welchen tagsüber die Polster und zusammengerollten Decken aufgestapelt sind. Diese pflegen gewöhnlich von Läusen bevölkert zu sein. Das in den Märchen häufig wiederkehrende Motiv des Lausens mag uns fremd erscheinen, dem Orientalen ist es etwas Selbstverständliches. An Sinn für Reinlichkeit mangelt es überhaupt trotz der diesbezüglichen Vorschriften des Islam, welche unter anderen die täglichen Waschungen fordern. Wäre nicht die sengende Sonne, welche alle Abfälle schnell austrocknet und unschädlich macht, und wären nicht die vielen herrenlosen Hunde, welche alles, sogar menschliche Exkremente, fressen, so wären Krankheiten und Epidemien an der Tagesordnung.

Von günstigem Einfluß auf die gesundheitlichen Verhält-

Digitized by Google

nisse ist, daß der Sarte vegetarische Kost bevorzugt. Fleisch erlauben sich nur die wohlhabenderen Leute. Im Sommer bildet die Hauptnahrung Brot, das in runden Fladen oder Kuchen gebacken wird, Tee und Obst, besonders Zuckermelonen. Die Lieblingsspeise aller Sarten und das Festgericht der ärmeren Bevölkerung ist der Pilaf oder Palau, der in fast allen Märchen erwähnt wird. Es ist dies eine Speise aus Reis und zerstückeltem Schaffleisch, dem kleingehackte Möhren und Zwiebel beigemischt sind. Eine weitere, auch in den Märchen erwähnte Speise ist die Schurpa genannte dicke Suppe aus Schaffleisch. Zur Bewirtung eines Gastes gehören ferner getrocknete Früchte, Zuckerwerk, Nüsse und Mandeln. Große Schmausereien, wie solche zum Schluß der meisten Märchen angeführt werden, veranstalten reiche Sarten bei besonderen Familienereignissen, bei der Geburt eines Kindes, bei der Beschneidung eines Knaben, bei Hochzeiten und Begräbnissen. Diese Festlichkeiten sind stets mit Tanz und Gesang verbunden. Beim Trinken bevorzugt der Sarte den grünen Tee, Milch und die Katük genannte saure Milch und Buza, ein aus Hirse hergestelltes, bierähnliches, leicht berauschendes Getränk.

Eine eigene Kunstliteratur hat der Sarte noch nicht. Da jeder sartische Knabe in den Volksschulen (Maktab), welche ungemein zahlreich sind, Gelegenheit hat, sich mit dem Lesen, Schreiben und den Grundbegriffen des Rechnens vertraut zu machen, gibt es unter den Sarten bedeutend weniger Analphabeten als etwa unter den Russen. Aber die einseitige Beschränkung des Unterrichts auf den Koran, der auszugsweise mechanisch auswendig gelernt wird, wobei die Schüler von dem Inhalt oft selbst nichts verstehen, verhindert jede höhere Entwicklung und wird sie verhindern, so lange nicht diese Volksschulen auf eine weltliche Grundlage gestellt und außer der Religion und den damit verquickten Gegenständen auch Geschichte, Erdkunde, Naturwissenschaften u. a. in den Lehrplan aufgenommen werden. Es ist bezeichnend, daß noch heute die Herausgeber und Schriftleiter der sartischen

Digitized by Google

Tageszeitungen nicht Sarten, sondern Tataren sind, die sich von allen mohamedanischen Völkern des ehemaligen Großrußland am frühesten moderniſiert haben. Erſt in allerneueſter Zeit beginnt ſich der beſcheidene Anfang eines sartiſchen Theaters zu zeigen, wobei die große Vorliebe für blutrünſtige Trauerſpiele auffällt. Die ganze neuere Literatur der Sarten beſchränkt ſich im allgemeinen auf Überſetzungen aus dem Perſiſchen und zum Teil Ruſſiſchen. Dagegen iſt eine ziemlich reiche Volksliteratur vorhanden, beſonders wertvoll iſt der Schatz an Sprichwörtern, Redensarten und Rätſeln und an Volksliedern, in welchen mit Vorliebe Frauenſchönheit, Liebe und Liebesabenteuer beſungen werden, die aber nicht die urwüchſige Friſche und den Wohlklang der kirgiſchen Volkslieder erreichen. Manche ſind als Nachahmungen der Lieder des perſiſchen Dichters Hafis zu erkennen. Beim Vortrag verlieren die ſartiſchen Lieder ſehr, weil ſie nicht geſungen, ſondern geſchrieen oder in der Fiſtelſtimme herausgekräht werden. Hierbei erhält man den Eindruck, daß der muſikaliſche Sinn der Sarten nur ſehr ſchwach entwickelt iſt. Dafür werden wir voll entſchädigt durch die ſartiſchen Märchen, die überall daheim ſind, im Hauſe, wo ſie die langen Winterabende vertreiben helfen, und auf den Bazaren, wo eigene Märchenerzähler auftreten. Aus dem letzteren Umſtand erklärt ſich vielleicht auch die im Vergleich zu den Märchen aller anderen Völker auffallende Länge der ſartiſchen Märchen, die nur ein geübter Erzähler recht und richtig wird vortragen können.

Jetzt, wo die „Märchen der Weltliteratur“ einen guten und raſchen Überblick über Weſen und Art dieſer uralten Dichtungsform bei den einzelnen Völkern und in verſchiedenen Ländern geſtatten, zeigt ſich klar die enge Verwandtſchaft und Zuſammengehörigkeit der europäiſchen Märchen mit den aſiatiſchen, orientaliſchen, zeigt ſich noch ſchärfer, daß die Märchen der indogermaniſchen Völker gemeinſame Züge aufweiſen und vielfach in ihrem Kern auf eine ein-

Digitized by Google

heitliche Urform mit bestimmten Urmotiven hindeuten; es zeigt sich aber auch, daß nicht bloß im Schoße der indogermanischen Völker diese üppige, prächtige Märchenwelt emporgewachsen ist, sondern daß auch andersrassige Völker, vor allem türkische Volksstämme und Araber, mitbeteiligt waren beim Schaffen und Überliefern dieser einzigartigen Dichtungen.

Wissenschaftliche Untersuchungen über das Märchen selbst werden durch den Umstand erschwert, daß in den Ausgaben das Märchen fast nie von den übrigen, verwandten Dichtungsgattungen streng abgegrenzt wird, daß unsere Märchenbücher auch Sagen, Schwänke, Legenden, novellenartige Erzählungen, Fabeln, Anekdoten u. a. enthalten. Daher ist bei diesen turkestanischen Märchen besonders hervorzuheben, daß sie fast durchweg reine Märchen darstellen, in welchen Könige, Prinzen und Prinzessinnen, wilde Dive und holdselige, aber auch gefährliche Pari (Peri), Schlangen, Drachen und Riesen und auch der wundervolle Greif Simurg auftreten, in welchen das Wunderbare so recht zur Geltung kommt. Auf den bunten, wunderbaren Inhalt der Erzählung weist auch schon die sartische Bezeichnung für Märchen „Tschuptschak" hin. Diese Märchen haben zumeist eine rein iranische Grundlage, und einzelne reichen in ihrem Kern sicher in die vorislamische Zeit zurück. Allerdings ist der Islam von gewaltigem Einfluß geworden. Er hat allen Märchen seinen Stempel aufgedrückt, hat nicht bloß äußerlich geändert, etwa den Teufel an die Stelle eines bösen Div gesetzt, sondern in die Dichtungen die ganze mohamedanische Vorstellungswelt und Mythologie hineingetragen und sie ganz damit durchtränkt. Nicht ohne Wichtigkeit ist hier die Einflußnahme der sogenannten Maddache und Waize, welche gegen ein Almosen auf den Straßen und Bazaren Geschichten und Märchen erzählen und dabei religiöse Ziele verfolgen, mit Vorliebe Züge in ihre Erzählungen verflechten, welche den Islam und die Helden des Islam feiern und verherrlichen. Frömmigkeit ist ein Grund-

Digitized by Google

zug des turkestanischen Märchenhelden, dem daher auch Allah oder Mohamed gerne beistehen.

Die turkestanischen Märchen haben aber auch von anderen Völkern Motive und Einzelheiten entlehnt, so von den Chinesen — in manchen Märchen spielt der König von Tschin-Matschin (China) eine Rolle und eins, wie in den Anmerkungen näher ausgeführt ist, weist in seiner Gänze auf China hin —, von den Indern, Arabern, Türken und Russen. Bei diesen würde ich aber, entgegen der von russischen Gelehrten vorgebrachten Ansicht, die russischen Märchen nicht als das Ursprüngliche, sondern früher umgekehrt als Entlehnungen aus dem Orient ansprechen, wobei freilich wieder nicht vergessen werden darf, daß sich die Ähnlichkeit und Verwandtschaft auch durch die Annahme einer indogermanischen Urform erklären läßt und es daher gar nicht nötig ist, von Entlehnungen zu sprechen. In der Vorrede zu seinen 1895 in Taschkent erschienenen „Poslowizi i zagadki Sartov" (Sprichwörter und Rätsel der Sarten) spricht N. P. Ostroumoff auch von den Volksmärchen der Sarten und hebt hervor, daß besonders die Märchen „Prinz Hassan Pascha" und „Die armen Stiefkinder und die bösen Haremsweiber" die engste Verwandtschaft mit den russischen Märchen „Prinz Iwan, der graue Wolf und der Wundervogel (Schar-Ptiza)" und „Schwester Aljonuschka und Bruder Iwanuschka" zeigen. Auch er meint, daß diese Verwandtschaft aus den gemeinsamen Gesetzen der psychischen Entwicklung der Völker und dem einheitlichen Ursprung der Völker arischer Rasse erklärt werden könne. Hierbei macht er aufmerksam auf das Motiv von den drei Wegen, das wir in den turkestanischen Märchen so häufig treffen und das auch bei den Russen nicht selten ist, und verweist auf den „König Ödipus" von Sophokles und auf die Ähnlichkeit anderer Märchenmotive der Sarten mit Einzelheiten in der alten Mythe von Perseus und der Medusa.

Männerkraft und Frauenschönheit sind die zwei Haupt-

Digitized by Google

ideale des turkestanischen Märchens. Und hier schreckt das Märchen vor den größten Übertreibungen nicht zurück. Die Helden, welche wie Dschulek-Batür auch ungeheure Mengen Nahrung zu sich nehmen können, heben die schwersten Lasten und vollbringen Wunder der Kraft. Solche Märchen scheinen oft nur den Stoff alter epischer Heldenlieder wiederzugeben. Auch an Firdosi's Königsbuch (Schahname) und besonders an die Taten Rustams werden wir mitunter erinnert. Andererseits ist die Frauenschönheit so groß, daß der Mann oft den Anblick des schönen Weibes gar nicht ertragen kann, daß er sich kaum auf den Füßen halten kann oder gar besinnungslos hinstürzt. — Eine äußere Eigentümlichkeit der turkestanischen Märchen ist die Vorliebe für die Zahl vierzig. Auch die Dreizahl spielt hier wie in den Märchen aller anderen Völker ihre Rolle.

Was nun die sprachliche Form und Wiedergabe der turkestanischen Märchen anbelangt, so muß tief bedauert werden, daß bisher keine turkestanischen Märchen in der sartischen Sprache gedruckt worden sind und man stets auf die russische Übersetzung angewiesen ist. Die bilderreiche Sprache der Urform hat sicher darunter gelitten, daß die Märchen in die russische Sprache übersetzt worden sind, mitunter auch von Russen selbst aufgezeichnet wurden. Die Person des Gewährsmannes ist vielfach schon von Einfluß auf die sprachliche und stilistische Einkleidung des Märchens geworden. Der aufmerksame Leser wird finden, daß die einen Märchen breit und behaglich erzählt sind, während sich andere mehr wie eine Inhaltsangabe darstellen. Zu beklagen ist auch, daß der russische Übersetzer das, was den größten Reiz der turkestanischen Märchen ausmacht, unberücksichtigt gelassen hat, nämlich den Wechsel von Prosa und Reimen. Dies wurde hier wieder gutzumachen gesucht, indem dort, wo in der Urform gereimte Verse festzustellen waren, auch solche eingeschoben wurden. Daß diese Märchen erst auf dem Wege über das Russische zu uns gekommen sind, hat aber auch einen Vorteil. Denn die ursprüngliche Sprache, die besonders

Digitized by Google

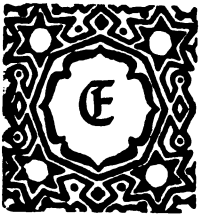
für westeuropäische Leser, zumal bei wörtlicher Übersetzung, in manchen bildlichen Ausdrücken schwer verständlich gewesen sein mag, hat eine Ausgleichung an den Grundton der anderen indogermanischen Märchen erfahren.

An die reinen Märchen wurden zwei bezeichnende Legenden, eine Sage von Alexander dem Großen, dessen überragende Gestalt noch heute im Volksglauben Turkestans lebendig ist und daher hier nicht fehlen durfte, ferner ein Schwank von Nasrüddin, dessen Schelmenstreiche wie im ganzen Orient so auch in Mittelasien gern erzählt werden, und ein Anhang angeschlossen, in welchem zum besseren Verständnis der Märchen das Wichtigste über die Dämonen, den Drachen und Vogel Simurg zusammengestellt ist. Die sartische Literatur besitzt auch ein ungemein bemerkenswertes Kunstmärchen, „Eule, Horneule und Uhu", das im Urtext 1890 in Kasan und in russischer Übersetzung 1895 in Taschkent erschienen ist. Es wurde von dem Dichter Gul-Chan über Befehl des 1822 gestorbenen Chans von Kokand Umar-Chan vor mehr als hundert Jahren verfaßt und konnte seines allzu großen Umfanges wegen hier nicht aufgenommen werden. Da der Hauptwert dieses Märchens in den über hundert Sprichwörtern, welche hineinverflochten sind, liegt, wird es später einmal mit den übrigen sartischen Sprichwörtern, die eine erstaunliche Fülle von Lebensweisheit in einer oft überraschend glücklichen und urwüchsigen Form darbieten, veröffentlicht werden.

Oberplan im Böhmerwald Dr. Gustav Jungbauer

Digitized by Google

1. Die drei Königssöhne



s lebte einst ein König, der drei Söhne hatte. Eines Tages erkrankte er schwer. Da rief er den ältesten Sohn zu sich und sprach: „Am Hofe sind unter der Platane drei Kessel mit Gold vergraben. Wenn ich sterbe, nimm dir das Gold, sag' aber den anderen Brüdern nichts!" Nachdem dieser Sohn weggegangen war, rief der König den zweiten Sohn zu sich und sagte ihm dasselbe. Hierauf ließ er den jüngsten kommen und sprach: „Da ich dich nicht verheiraten konnte, so nimm dir nach meinem Tode die unter der Platane vergrabenen drei Kessel mit Gold, aber sag' den ältern Brüdern nichts!" Darnach starb der König.

Während die Brüder mit den Leichenfeierlichkeiten beschäftigt waren, grub der jüngste Königssohn das Gold unter der Platane aus und versteckte es an einem sicheren Platze. Als der Vater begraben war, fing der älteste Sohn unter der Platane zu graben an, fand aber kein Gold mehr. Nach ihm grub der zweite Sohn, fand aber auch nichts. Da gerieten die zwei älteren Brüder aneinander, stritten eine Weile, gingen dann zum jüngsten Bruder und fragten: „Hast du etwa das Gold genommen?" Dieser tat, als ob er gar nichts wisse. Darauf kamen alle drei Brüder in einen Streit und zogen schließlich in die Welt hinaus, um einen gerechten und klugen Richter zu suchen, der ihren Streit schlichten und angeben könne, wer das Gold ausgegraben habe.

Sie gingen auf der Straße und beobachteten einander schweigend und mißtrauisch. Der älteste Bruder unterbrach zuerst das Schweigen und meinte: „Seht, Brüder! Hier ist ein Kamel gegangen, das auf einem Auge blind war. Es hat nur auf der einen Seite des Weges die Grasbüschel abgefressen, auf der anderen nicht." Der mittlere Bruder sagte: „Seht! Das Kamel war auf der einen Seite mit

Digitized by Google

Honig beladen, weil von dieſer Seite Weſpen flogen; auf der anderen Seite war ein Eſſigfaß aufgebunden, weil von dieſer Seite die kleinen, ſchwarzen Fliegen flogen." Der jüngſte Bruder ſprach: „Auf dem Kamel hat ein Weib geſeſſen und hat hier geraſtet, wie ich an dem zertretenen Graſe erkenne."

Hierauf verfielen die Brüder wieder ins Schweigen. Sie zogen weiter und trafen einen Mann, der weinend am Wegrand ſaß. Die Brüder fragten: „Warum weinſt du?" Er erwiderte: „Weil ich mein Kamel verloren habe." Da fragte der älteſte Bruder: „Nicht wahr, dein Kamel war auf dem linken Auge blind?" Der Weinende nickte überraſcht mit dem Kopfe. Dann fragte der mittlere Bruder: „Nicht wahr, auf dem Kamel waren Honig und Eſſig?" Der Weinende nickte wieder erſtaunt mit dem Kopfe. Schließlich fragte der Jüngſte: „Nicht wahr, auf dem Kamel hat ein Weib geſeſſen?" Da ſprang der Weinende auf und rief: „Ja, habt ihr etwa mein Kamel geſehen?" Die Brüder gaben zur Antwort: „Nein, wir haben es nicht geſehen." Aber der Beſitzer des Kameles ſchrie: „Wie? Ihr habt es nicht geſehen? Ihr habt doch alles gewußt, was auf dem Kamele war!" Die Brüder antworteten: „Ja, aber wir haben es nur erraten." Doch der Beſitzer des Kameles glaubte ihnen nicht und ließ ſie vor den König des Landes führen, damit dieſer ſein Urteil ſpreche.

Sie kamen zum König. Der Beſitzer des Kameles berichtete, was die drei Brüder von ſeinem Kamel erzählt hatten. Aber dieſe behaupteten ihrerſeits, daß ſie alles nur erraten hätten. „Bevor ich euch das glaube," ſagte der König, „werde ich euch prüfen." Er ging in ein anderes Zimmer, wickelte dort einen roten Apfel in ein Tuch ein, zeigte dies dann den Brüdern und fragte: „Was halte ich da in der Hand?" „Seht, Brüder!" meinte der Älteſte, „was dies auch immer ſein mag, es iſt etwas Rundliches." Der Mittlere ſagte: „Brüder! Es iſt etwas Rotes." Aber der Jüngſte ſprach: „Wozu hin und her reden? Sagen wir

Digitized by Google

es gerade heraus, daß es ein Apfel ist." Dem König gefielen die Antworten und er bat die drei Brüder, bei ihm zu bleiben; den Besitzer des Kamels aber jagte er hinaus.

Hierauf mußten die Brüder der Reihe nach beim König Nachtwache halten. Zuerst wachte der älteste Bruder und die Nacht verging ruhig. Dann wachte der mittlere Bruder und es ging ebenfalls alles gut. Dann kam die Reihe an den jüngsten Bruder. Er stand beim Kopfende des königlichen Lagers, als plötzlich um Mitternacht eine Schlange von ungeheurer Größe mit weit aufgesperrtem Maul in das Zimmer kroch und den König verschlingen wollte. Aber der kühne Jüngling zog sein Schwert, zerschlug die Schlange in mehrere Stücke, warf diese unter das Bett und wollte eben das Schwert in die Scheide stecken, als der König die Augen aufschlug. Er sah das entblößte Schwert in der Hand des Jünglings und glaubte, dieser hätte ihm nach dem Leben getrachtet. Er schrie nach dem Henker, der auch sofort erschien. Mit ihm kamen auch die zwei älteren Brüder in das Gemach. Der König befahl dem Henker, den jüngsten Königssohn sofort zu töten; aber der älteste Bruder sprach: „O Herr! Höre mich vorher an und dann erst töte meinen Bruder!" Der König gebot dem Henker noch zu warten. Der älteste Bruder aber begann zu reden:

„Es lebte einst ein Sultan. Er besaß ein gelehriges und lustiges Papageienweibchen, das er sehr liebte. Einmal kam der Sultan zum Käfig und sah, daß der Vogel recht traurig war. Er fragte: „Warum bist du so traurig?" Der Vogel erwiderte: „Die Tochter des Papageienkönigs wird in nächster Zeit heiraten. Sie sandte eine Freundin zu mir, damit ich auf die Hochzeit komme. Und weil ich dies nicht kann, bin ich so traurig." Der Sultan hatte Mitleid und sprach: „Ich will deinen Wunsch erfüllen und dich an der Hochzeit teilnehmen lassen. Aber du mußt wieder zurückkommen." Der Papagei dankte hocherfreut, versprach nach vierzig

Digitized by Google

Tagen bestimmt zurückzukehren, und flog weg. — Der Wesir war dabeigestanden und behauptete nun, daß der Papagei nicht mehr zurückkommen werde. Er schlug dem Sultan eine Wette vor. „Wenn der Papagei," sagte er, „nach vierzig Tagen nicht zurückkehrt, so werde ich an deiner Stelle Sultan; wenn er aber zurückkehrt, so werde ich deine Schatzkammer mit Gold vollfüllen." Der König ging auf die Wette ein. — Es vergingen vierzig Tage, kein Papagei erschien. Als sich auch der vierzigste Tag seinem Ende zuneigte, fürchtete der Sultan schon, die Wette verloren zu haben. Doch gegen Sonnenuntergang kam der Papagei dahergeflogen. Der Wesir hatte die Wette verspielt und mußte die Schatzkammer des Sultan mit Gold anfüllen. Er suchte sich daher zu rächen und spähte nach einer Gelegenheit, um den Papagei zu beseitigen. Der Sultan war aber sehr zufrieden. Er ging zu dem Papagei und fragte, welches Geschenk er von der Hochzeit mitgebracht habe. „Ich bin ein freier Vogel," sagte der Papagei, „Gold konnte ich dir nicht bringen, aber ich brachte ein Geschenk, wie ich es konnte." Bei diesen Worten warf er aus dem Schnabel etwas wie ein Samenkorn und bat, es in die Erde zu setzen. Der Sultan befahl dem Gärtner, dies zu tun. Und siehe da! Schon am nächsten Tag ging das Samenkorn auf und es wuchs ein Apfelbaum in die Höhe; nach einem weiteren Tag stand der Baum in voller Blüte und wieder nach einem Tag trug er reife Früchte. Der Gärtner pflückte einige Äpfel, steckte sie in seinen Mantelbausch und eilte zum Sultan. Auf dem Wege traf er den Wesir, der ihn anhielt, als er die Äpfel im Mantel des Gärtners sah. Der Wesir nahm die Äpfel und gebot dem Gärtner, eine goldene Schüssel zu holen. Der Gärtner holte die Schüssel, aber in der Zwischenzeit bestrich der Wesir die Äpfel mit einem Gift. Der Gärtner brachte die goldene Schüssel, legte die Äpfel darauf und wollte sie dem Sultan bringen. Doch der Wesir befahl ihm, erst nach einer halben Stunde zum Sultan zu kommen, begab sich aber selbst sofort zu diesem. Nach der halben Stunde kam

Digitized by Google

der Gärtner und überreichte dem Sultan die Äpfel. Der nahm sie und wollte sie essen, aber der Wesir riß ihm die Äpfel aus der Hand. Erstaunt sah der Sultan auf den Wesir, der nun sagte: „Herr! Laß aus dem finstern Kerker zwei Gefangene bringen! Sie sollen von diesen Früchten kosten und dann magst du erst essen." Der Sultan ließ zwei Gefangene bringen. Sie aßen je einen Apfel und starben sofort. Da befahl der Sultan, voll Zorn und Wut darüber, daß der Papagei ein giftiges Samenkorn gebracht hatte, den Vogel sofort zu töten. Und man tötete den Papagei. — Darnach ging der Sultan, um selbst den Baum zu betrachten. Er rief den Gärtner. Aber da kamen ein Knabe und ein Mädchen von etwa vierzehn Jahren gelaufen. Der Sultan fragte, ob sie nicht den Gärtner gesehen hätten. Der Knabe erwiderte, daß er selbst der Gärtner sei. Aber der Sultan sagte, daß doch sein Gärtner ein alter Greis sei. Der Knabe antwortete: „Ich und mein Weib aßen je einen Apfel vom Papageienbaum und wurden sofort jung." Da trat der Sultan voll Neugierde zum Baum, aß einen Apfel und verwandelte sich sogleich in einen vierzehnjährigen Knaben. Nun erkannte er, wie voreilig, ungerecht und unnütz es gewesen sei, den Papagei zu töten. Er ließ den Wesir hinrichten, aber den Vogel konnte er nicht mehr lebendig machen. Dies nahm sich der Sultan sehr zu Herzen und starb bald vor Gram, weinend um den teuren Papagei."

Als der König diese Geschichte des ältesten Bruders gehört hatte, blickte er streng und finster auf den Erzähler und schrie nach dem Henker. Da sprach der mittlere Bruder: „O Herr und Gebieter! Höre mich an und dann erst töte meinen Bruder!" Der König gebot ihm zu reden. Und der zweite Bruder begann:

„Es lebte einst ein Sultan. Er besaß einen guten Falken, den er sehr liebte und oft auf die Jagd mitnahm. Einmal begab sich der Sultan auf die Jagd und nahm den Falken und eine goldene Schale mit. Er ritt lange unter den sengen-

Digitized by Google

den Sonnenstrahlen, ward sehr vom Durste gequält und kam endlich zu einem hohen Felsen, von welchem eine Flüssigkeit herabtropfte. Der Sultan stellte die goldene Schale unter die Tropfen. Aber als etwa die halbe Schale voll war, stieß der Falke mit dem Flügel daran und verschüttete das Wasser. Der Sultan ward zornig und stellte nochmals die Schale auf, aber dasselbe wiederholte sich zum zweiten Male. In seiner Wut erschlug der Sultan den Falken, stellte die Schale nicht mehr auf, sondern kletterte auf den Berg, um aus der Quelle selbst zu trinken. Aber dort sah er zu seinem Schrecken eine ungeheuer große Schlange tot daliegen. Und die Flüssigkeit, welche am Felsen hinabtropfte, war Gift, das aus dem Maule der Schlange rann. Da erkannte der Sultan, daß er den Falken, der ihn zweimal vom Tod errettet hatte, voreilig, ungerecht und unnütz getötet habe. So hatte der Sultan seinen Lieblingsfalken verloren. Er kehrte traurig nach Hause zurück und ging niemals mehr auf die Jagd."

Der König blickte wütend auch auf den mittleren Bruder und rief nach dem Henker. Da sprach der jüngste Bruder zum König: „O Herr! Warum willst du mich töten? Blick unter dein Bett und dann töte mich!" Der König sah unter das Bett und bemerkte dort zu seinem Entsetzen die in Stücke gehauene ungeheure Schlange. Da erkannte er, daß ihn der Jüngling vom Tode errettet und keinen Anschlag auf sein Leben gemacht habe, und er bat den jungen Königssohn um Verzeihung. — Die drei Brüder ersuchten hernach den König, ein Urteil darüber zu fällen, wer von ihnen das Gold genommen habe. Der König erwiderte, eine so schwierige Frage könne er nicht entscheiden. Hierauf verabschiedeten sich die Brüder vom König und zogen weiter, um einen anderen Richter zu suchen.

Lange wanderten die drei Brüder in der Welt herum, fanden aber nirgends den Menschen, welcher ihren Fall hätte entscheiden können. Endlich kamen sie zur Tochter eines Königs, welche sich bereit erklärte, festzustellen, wer

Digitized by Google

von ihnen das Gold genommen habe. Zu diesem Zweck erzählte die Königstochter folgende Geschichte.

„Es lebte einmal ein armer Mann. Er hatte eine sehr schöne Tochter, die an einen ebenso armen Mann versprochen war. Als das Mädchen heranwuchs, wurde der Vater zufällig reich und wollte nun die Tochter nicht mehr dem armen Mann zum Weibe geben; doch sie schwor, keinen anderen zu heiraten als diesen Armen. Ohne Rücksicht darauf vermählte sie der Vater gewaltsam mit einem reichen Mann. Um ihren Schwur nicht zu brechen, nahm die Tochter ein Messer und erklärte sich selbst zu töten, wenn der aufgezwungene Mann vor ihren Augen erscheine. Als dies der reiche Mann erfuhr, beschloß er die Mitgift zurückzustellen und das Mädchen freizugeben. Aber die Jungfrau nahm nichts von dem Mann und ging, den Geliebten zu suchen. Auf dem Wege wurde sie vom Stadthauptmann ergriffen, welcher sie zum Weibe nehmen wollte. Aber er konnte die Erfüllung seines Wunsches nicht durchsetzen und ließ sie daher weiterziehen. Die Jungfrau setzte ihre Wanderung fort und fiel hierbei in die Hände von Räubern, deren Hauptmann sie heiraten wollte. Aber sie sagte, daß sie schon einem Mann gehöre und daher die Bemühungen anderer vollständig erfolglos seien. Da gaben ihr die Räuber viel Geld, so daß sie reich war und ohne Sorgen leben konnte, und entließen sie."

Nachdem die Königstochter ihre Erzählung beendet hatte, fragte sie die drei Brüder, wer am richtigsten von allen vorgegangen sei. Der älteste Bruder meinte, der reiche Bräutigam, der zweite Bruder verwies auf den Stadthauptmann, aber der jüngste auf die Räuber. Da wandte sich die Königstochter an diesen und sprach: „Du hast erraten, wer am richtigsten vorgegangen ist. Du hast auch das Gold genommen." Da gestand der jüngste Bruder alles. Dann teilten alle drei das väterliche Erbe untereinander und lebten in größter Eintracht.

Digitized by Google

2. Die Schätze der Teufel

In einer großen Stadt lebte einst ein König. Er hatte drei erwachsene Söhne. Diese jagten einmal und gelangten hierbei an einen Platz fern von der Stadt, wo nach drei verschiedenen Richtungen Wege auseinandergingen. Hier beschlossen die Brüder, nicht mehr zum Vater zurückzukehren, sondern hinauszuziehen und die weite Welt zu durchwandern. Der älteste Bruder ging auf der Straße nach rechts, der zweite auf der mittleren und der jüngste wandte sich nach links.

Lange wanderte der älteste Bruder, sah viele verschiedene Städte und Länder; aber nirgends gefiel es ihm. In einigen Ländern war der König ungerecht und grausam, in anderen war das Volk roh und schlecht. Endlich kam er in eine Stadt, verlebte dort mehrere Monate und fand, daß hier ganz andere Verhältnisse waren als in den früher durchreisten Städten. Der König war gut und gerecht und die Untertanen waren brav und arbeitsam. Sie waren daher auch alle reich und lebten glücklich. Der Prinz ging zum König, erzählte, wer er sei und woher er komme und äußerte den Wunsch, einem so gerechten König dienen zu dürfen. Der König selbst war kinderlos, nahm den jungen Mann gern in seine Dienste und gewann ihn bald lieb. Nach einem Jahr ernannte er ihn zu seinem Nachfolger; ein Jahr später starb er und der junge, aus einem fremden Land gekommene Prinz wurde König der Stadt und erwarb sich die Liebe und Achtung seiner Untertanen.

Der zweite Bruder, der auf dem mittleren Wege fortgegangen war, hatte ebenfalls viele Länder und Städte gesehen; aber nirgends hatte es ihm gefallen. Endlich kam er in jene Stadt, wo sein ältester Bruder Herrscher geworden war. Als er in dem König seinen Bruder erkannt hatte, bat er, ihn in seine Dienste zu nehmen. Der

Digitized by Google

König ernannte ihn zu seinem Großwesir. Sie erinnerten sich auch an den jüngsten Bruder und beschlossen ihn zu suchen. Aber alle ihre Bemühungen blieben erfolglos, dieser Bruder schien wie vom Erdboden verschwunden.

Der jüngste Bruder war damals auf der linken Straße fortgewandert. Nach langem Gehen traf er drei Teufel, welche heftig miteinander stritten. „Weshalb streitet ihr?" fragte er sie. Die Teufel erwiderten: „Wir haben hier vier vom Propheten Suleiman (Salomon)[1] stammende Dinge, einen Teppich, einen Stock, eine Schale und ein Tischtuch. Jetzt wissen wir aber nicht, wie wir diese vier Stücke unter uns gerecht aufteilen sollen. Der eine will z. B. den Teppich, aber die zwei andern wollen ihn auch haben. Sei so gut und zeig' uns, wie wir alles gleichmäßig teilen können!" — „Was ist aber an diesen Sachen so Verwunderliches, daß ihr so darum streitet?" fragte wieder der Prinz. Die Teufel teilten ihm nun das Geheimnis mit: „Wenn du diese Schale nimmst, daraus auf einen Menschen, ein Tier oder sonst eine Sache Wasser schüttest und sprichst: ‚Gemäß der Allmacht Gottes und auf Befehl des Propheten Suleiman verwandle dich in dies und das!' so nimmt der Mensch, das Tier oder die Sache sofort die gewünschte Gestalt an. Wenn du nun diesen Stock nimmst, damit den verwandelten Gegenstand berührst und dieselben Worte wiederholst, so wird aus dem Gegenstand wieder das, was er früher war. Wenn du diesen Teppich nimmst, ihn am Boden ausbreitest, dich daraufsetzest und sprichst: ‚Gemäß der Allmacht Gottes und auf Befehl des Propheten Suleiman trag mich da oder dorthin!' so erhebt sich der Teppich und fliegt, wohin man gewünscht hat. Und endlich, wenn du dies Tischtuch nimmst und sprichst: ‚Gemäß der Allmacht Gottes und auf Befehl des Propheten Suleiman, deck auf!' so entfaltet sich das Tischtuch und du wirst darauf die verschiedensten Speisen finden."

[1] Nach dem Koran waren alle Geister dem Propheten Salomon unterworfen.

Digitized by Google

Nachdem der Prinz dies gehört hatte, sprach er: „Streitet nicht! Ich werde euch zeigen, wie ihr die Sachen teilen sollt. Bringt mir einen Bogen mit einem Pfeil! Seht, hier habe ich einen Ring. Ich werde ihn an den Pfeil binden und dann schießen. Ihr aber lauft und sucht den Ring. Wer als erster den Ring findet, der soll sich hier den Teppich nehmen; wer als zweiter bis zum Pfeil läuft, der soll sich Stock und Schale nehmen, und der letzte erhält das Tischtuch." Damit waren die Teufel einverstanden und brachten einen Bogen. Der Prinz band seinen Ring an den Pfeil, schoß ihn mit aller Kraft ab und die Teufel stürzten sich hinter dem Pfeil drein. Der Prinz durchschnitt schnell den drei Pferden der Teufel die Fußsehnen oberhalb der Hufe, damit sie nicht laufen könnten, nahm alle erwähnten Sachen, breitete den Teppich auf dem Boden aus, setzte sich darauf und sprach: „Gemäß der Allmacht Gottes und auf Befehl des Propheten Suleiman flieg schnell von hier weg!" Der Teppich erhob sich sofort und flog, wohin der Prinz zeigte. Bald kehrten die Teufel zurück und, da sie weder den Menschen noch die Sachen sahen, errieten sie, daß sie betrogen worden seien; sie eilten zu den Pferden, um die Verfolgung aufzunehmen, fanden aber, daß diese nicht gehen konnten, weil die Fußsehnen durchschnitten waren.

Lange flog der Teppich mit dem Prinzen und hielt endlich auf Befehl seines neuen Herrn in einer großen Stadt am Ufer eines Flusses an. Der Prinz blieb hier und sah bald eine grauhaarige Alte, welche mit einem großen Krug um Wasser ging. Sie senkte den Krug in den Fluß, füllte ihn mit Wasser, konnte ihn aber nicht aufheben und klagte: „O mein Gott! O mein Gott! Ich habe weder Mann noch Kinder noch Verwandte noch sonst jemand, der mir beim Wassertragen helfen könnte." „Was sagst du, Mütterchen?" fragte der Prinz. „Sieh, guter Mann," erwiderte die Alte, „ich schöpfte Wasser in den Krug und nun reicht meine Kraft nicht, um den Krug zu heben. Und ich habe niemand,

Digitized by Google

der mir helfen könnte." „Gib her, ich werde den Krug zu deinem Hause tragen," sagte der Prinz, hob den Krug auf, trug ihn zum Haus der Alten und stellte ihn bei der Tür nieder. Die Alte dankte und fragte: „Sag', guter Mann, woher kommst du? Ich sehe, daß du ein Ausländer bist." Der Königssohn erzählte nun der Greisin von sich und schloß damit, daß er erklärte: „Ich werde jetzt bei dir bleiben und dir helfen wie dein Sohn." Und so begann er zu leben mit der Alten.

Einmal trat der Prinz aus dem Haus hinaus auf die Straße und sah, daß von Osten die Sonne aufging, sich aber zur selben Zeit auch im Westen eine zweite Sonne zeigte. Er wunderte sich und fragte sein neues Mütterlein: „Viel bin ich herumgereist, doch nirgends sah ich, daß die Sonne von zwei Seiten schien. Hier sehe ich dies zum erstenmal. Was bedeutet dies?" Die Alte antwortete: „Bei uns lebt eine Pari[1], die schönste Pari der ganzen Welt. Mit Sonnenaufgang fliegt sie stets nach Westen und scheint uns als zweite Sonne!" „Kann man sie sehen?" fragte der Prinz. „Ja", erwiderte die Hausmutter, „aber man muß tausend Tanga[2] dafür bezahlen." Der Prinz besaß Geld und beschloß, die tausend Tanga zu bezahlen, um die schöne Pari zu sehen. Die Alte zeigt ihm das Schloß der Pari und der junge Mann begab sich mit dem Geld dorthin. Auf dem Wege zum Schlosse versteckte er die Schale und das Tischtuch, nahm aber den Stock und Teppich mit. Beim Eingang in das Schloß bezahlte der Prinz die tausend Münzen und konnte dann die inneren Gemächer betreten. Hier empfing ihn die schöne Pari und er verbrachte bei Gesängen, Tänzen und Spielen mit ihr die ganze Nacht. Als der Morgen anbrach, nahm der Prinz seine Sachen und kehrte zu dem alten Mütterlein zurück.

So ergötzte sich der junge Mann noch einige Nächte mit

[1] Mythische Wesen von wunderbarer Schönheit; vgl. die Anmerkung zu diesem Märchen. [2] Geldmünze, etwa dreißig Pfennig im Werte.

Digitized by Google

der Pari und zahlte ihr jedesmal tausend Tanga. Endlich rechnete er einmal sein Geld zusammen und sah, daß ihm nur mehr tausend Tanga geblieben waren, gerade so viel als nötig war, um noch eine frohe Nacht bei der Pari bezahlen zu können. Und er beschloß, auch dieses letzte Geld noch zu vergeuden, kam am nächsten Tag in das Schloß der Pari, gab ihr die Münzen und vertraute Stock und Teppich einer ihrer Dienerinnen an. Nachdem er sich die ganze Nacht vergnügt hatte, verlangte der Prinz am Morgen von der Dienerin die Sachen, aber sie behauptete, er habe ihr nichts zum Aufheben gegeben. Der Prinz wollte mit ihr nicht streiten, ging nach Hause und verbrachte den ganzen Tag daheim. Als es Abend wurde, ging er wieder in das Schloß der Pari, aber man ließ ihn ohne das übliche Eintrittsgeld nicht in die Gemächer. Da bat er, man möge ihm die Pari rufen. Dies geschah. Als sie auf den Hof heraustrat, begann er sie zu bitten, daß sie ihn in das Schloß einlasse. „Hast du Geld gebracht?" fragte die Pari. Der Prinz geriet in Verwirrung und gestand verlegen, daß er kein Geld mehr besitze. Da stieß ihn die Pari vor die Brust und schrie grob: „Ohne Geld ist für dich kein Platz da."

Der Prinz verließ tiefbetrübt den Hof. Hinter dem Schloß sah er eine dichte Pappelallee und blieb dort über Nacht. Er dachte dabei: „Der Platz hier ist gut und von der schönen Pari nicht weit." Und nach einigem Nachsinnen und Hin- und Hergrübeln beschloß er, für immer an diesem Platze zu bleiben. Er hatte eine ungeheure Sehnsucht nach der schönen Pari und weinte Tag und Nacht. Sein Verstand begann sich zu trüben und endlich wurde er irrsinnig. Er fing an Anascha[1] zu rauchen, lebte im Schmutze, ging auf der Straße in zerlumptem Gewande und ließ die Haare und Nägel lang wachsen. So lebte der Prinz ganze neun Jahre. Dann kam er nach und nach wieder zum Bewußtsein und zur Besinnung ...

[1] Haschisch.

Digitized by Google

Lange hatte der greise König auf die Rückkehr seiner Söhne gewartet. Endlich berief er die Wesire und sprach zu ihnen: „Sucht mir meine drei Söhne! Es sind schon zehn Jahre vergangen, seit sie sich auf die Jagd begaben und nicht mehr heimkehrten.“ Zwei Wesire machten sich mit einem Heer von 30000 Mann auf den Weg. Lange zogen sie umher, sahen vielerlei Städte, trafen aber nirgends die Söhne ihres Königs. Endlich kamen sie zu einer großen, schönen Stadt, an deren Saum ein herrliches, von hohen Pappeln umgebenes Schloß stand. Hier hielten sie Rast. Als die Wesire herumgingen und das Schloß von außen betrachteten, trafen sie einen jungen herabgekommenen Mann mit ungeschorenem Haar auf dem Kopfe, mit langen Nägeln an den Händen, barfuß, schmutzig, gekleidet in Fetzen — scheinbar blödsinnig. Der Irre ging aber zu ihnen und fragte ganz vernünftig, wer sie seien, woher sie kämen und was der Zweck ihrer Reise sei. Als er den Grund ihrer Ankunft erfahren hatte, erzählte der wieder gesund gewordene Irrsinnige von seinem eigenen Leben in den vergangenen zehn Jahren. Da erkannten die Wesire in ihm den Sohn ihres Königs, ließen ihm das Haupt scheren, ihn waschen, zogen ihm gute Kleider an und wollten ihn zum Vater führen. Doch der Prinz hatte die ihm von der Pari zugefügte Schmach nicht vergessen, hatte auch den Stock und Teppich, welche sich die Dienerin angeeignet hatte, nicht vergessen. Er sprach daher zu den Wesiren: „Gebt mir tausend Tanga und kehrt zu meinem Vater heim! Ich habe hier noch etwas zu besorgen. Wenn ich das erledigt habe, werde ich nach Hause kommen.“ Die Wesire gaben ihm das Geld und kehrten mit den Truppen zum König zurück.

Aber der Prinz holte die Schale und das Tischtuch, welche er vor seinem ersten Besuche bei der Pari versteckt hatte, ging mit diesen zwei Zauberstücken in das Schloß und verlangte Einlaß. Nachdem er die tausend Münzen bezahlt hatte, konnte er eintreten und verbrachte wie einst bei Ge-

Digitized by Google

sang und Tanz die ganze Nacht mit der schönen Pari. Beim Morgengrauen teilte er ihr mit, daß er für immer die Stadt verlassen werde und ihr daher zum Abschied ein Andenken geben möchte. Damit war sie gern einverstanden. Er gebot ihr nun, eine Schale mit Wein auszutrinken und ihm den Rest auf den Kopf zu gießen. Die Pari tat, was er verlangte. Hierauf füllte er seine Zauberschale mit Wein, trank daraus, goß den Rest auf das Haupt der Pari und sprach: „Gemäß der Allmacht Gottes und auf Befehl des Propheten Suleiman werde zu einem Affen!" Sofort verwandelte sich die schöne Pari in einen kleinen, häßlichen Affen, der erbärmlich schrie. Aber der Prinz sagte vorwurfsvoll: „Wie viel Geld habe ich verschwendet, als ich mit dir die Nächte bei Tanz, Gesang und Spiel verbrachte! Und als mein Geld zu Ende war, da ließest du mich nicht einmal auf eine Stunde zu dir und hast mich sogar grob vor die Brust gestoßen. Für all dies hast du hier die Strafe: Sei ein Affe und folge mir überall nach!" Nach diesen Worten verließ der Prinz das Gemach der Pari. Im Vorzimmer sah er jene Dienerin, welche sich seinen Zauberstock und den Zauberteppich angeeignet hatte. Gleich holte er in seiner Schale Wasser, goß daraus auf den Kopf der Dienerin und sprach: „Gemäß der Allmacht Gottes und auf Befehl des Propheten Suleiman werde auch du, wie deine Herrin, zu einem Affen!" Sogleich verwandelte sich die Dienerin in einen Affen. Sie warf sich dem Prinzen vor die Füße und begann ihn unter bitterlichem Geheul anzuflehen: „Ach, erbarme dich meiner, guter Mann! Mache mich wieder zum Menschen — ich gebe dir sofort deine Sachen zurück!" „Bring sie hierher!" befahl der Prinz. Sie brachte eiligst den Stock und den Teppich. Der Prinz nahm den Stock, berührte den Affen und sprach: „Gemäß der Allmacht Gottes und auf Befehl des Propheten Suleiman werde wieder Mensch!" Darnach verwandelte sich der Affe wieder in die Dienerin. Der Prinz ließ sie laufen. Er selbst verließ das Schloß, und die zum Affen gewordene

Digitized by Google

Pari mußte hinter ihm drein hüpfen. Draußen breitete er den Teppich auf der Erde aus, legte den Stock, die Schale und das Tischtuch darauf, nahm den Affen, setzte sich dann selbst und gebot dem Teppich: „Gemäß der Allmacht Gottes und auf Befehl des Propheten Suleiman trag mich in die Stadt, wo mein ältester Bruder lebt!“ Der Teppich erhob sich und flog davon.

Lange flog der Teppich und ließ sich endlich bei den Toren einer großen Stadt nieder. Der Prinz stieg ab, hüllte seine Sachen in den Teppich und ging mit dem Affen in die Stadt. Hier waren in jeder Straße Pfähle aufgestellt, von welchen Drähte bis in das Schloß des Königs gingen. Der darüber verwunderte Prinz fragte, wozu alle diese Drähte dienen. Er erhielt die Antwort: „Du mußt ein Ausländer sein, weil du nicht weißt, warum diese Drähte gespannt sind. Unser König ist so gerecht, daß er nicht allein von Menschen Klagen entgegennimmt, sondern auch von Tieren, wenn ihnen ein Mensch unrecht tut. Wer von den Tieren beim König zu klagen wünscht, der berührt mit seinem Rücken den Draht und sofort ertönt im Schlosse ein Glöckchen, das am Ende eines jeden Drahtes hängt.“ Als dies der Affe hörte, sprang er schnell zum Draht und berührte ihn mit dem Rücken. Alsogleich erschienen Soldaten, nahmen den Prinzen mit seinen Sachen und den Affen und führten sie dem König vor. „Warum hast du geläutet?“ fragte der König den Affen. „Ich war eine schöne Pari und lebte in einer großen Stadt, aber dieser grausame Mann hier hat mich in einen Affen verwandelt und ich muß ihm jetzt überallhin nachfolgen.“ Da sagte der König zum Prinzen: „Zeig mir, wie du die Pari in den Affen verwandelt hast, dann berichte, warum du es getan!“ Der Prinz nahm seinen Zauberstab, berührte damit den Affen, murmelte die bekannte Beschwörungsformel — und der Affe wurde wieder zur schönen Pari. Und sofort ward es in dem Schlosse, in der Stadt und Umgebung so hell, als ob zwei Sonnen schienen. Aber der Prinz nahm seine Schale, ließ

Digitized by Google

Wasser bringen, goß davon auf das Haupt der Pari, sprach die bekannten Worte — und aus der Schönen ward wieder ein häßlicher Affe.

Hernach erzählte der Prinz dem König sein ganzes Leben, beginnend damit, wie er mit den Brüdern auf die Jagd zog, wie er am Wege die Teufel traf und ihre Zaubersachen erwarb, wie er dann mit der Pari zusammenkam, wieviel Geld er bei ihr verlor, wie sie ihn verjagte und stieß, als er zu ihr ohne Geld kam ... Weiter erzählte der Prinz, wie er irrsinnig wurde und beim Schloß der Pari lebte, wie ihn die vom Vater gesandten Wesire fanden, wie er die herzlose Pari bestrafte ... „Aber jetzt," beendete der Prinz die Erzählung, „suche ich meinen ältesten Bruder, um mit ihm zusammen den mittleren Bruder ausfindig zu machen und dann zum greisen Vater heimzukehren." Der König hatte mit zitterndem Herzen die Rede des Prinzen angehört. Er vergoß Freudentränen, umarmte ihn und sagte, daß er sein Bruder sei. Er berichtete kurz von seinen eigenen Erlebnissen und ließ den Bruder, der sein erster Wesir war, holen.

Unbeschreiblich war die Freude der drei Brüder über das unerwartete Zusammentreffen und sie beschlossen, zur Erinnerung an dieses Wiedersehen ein großes Gebäude für eine Madrasse (Mittelschule) zu errichten und die Erhaltung der Schule durch eine Stiftung von Geld und Land zu sichern. Die schlechte Pari beschlossen sie, weil sie den jüngsten Bruder so schlecht behandelt hatte, in einen Esel zu verwandeln und vierzig Jahre lang auf ihm Ziegel zum Bau der Schule zu führen, sie hernach aus der Stadt zu jagen und bis zum Weltende in Eselsgestalt zu lassen, damit sie nicht noch andere junge Leute mit ihrer Liebe verlocken und ins Unglück und Elend bringen könne.

Hernach trat der König die Herrschaft an den zweiten Wesir ab und flog mit den zwei Brüdern auf dem Zauberteppich heim zum alten Vater. Dieser ließ vor Freude über die Wiederkehr der verschollenen drei Söhne ein Fest für

Digitized by Google

alle Welt veranstalten. Das Volk aß und trank und vergnügte sich auf Kosten des Königs dreißig Tage, einen Monat lang.

3. Die Geschenke der Schlange

In einer Stadt lebte einmal ein altes Ehepaar, das einen einzigen Sohn besaß und in bitterster Armut lebte. Die Frau hatte eines Tages fünf Pfund Garn fertig gesponnen, gab es dem Sohn und sprach: „Geh auf den Bazar, verkauf das Garn und kauf uns Brot!“ Der Knabe verkaufte das Garn um einen Rubel und ging dann weiter zum Brotbazar. Auf dem Wege sah er einige schlimme Jungen, welche einen Hund erschlagen wollten. Er sagte ihnen: „Erschlagt den Hund nicht, sondern gebt ihn mir lieber!“ Die rohen Rangen riefen: „Gib uns einen Rubel, dann kannst du den Hund nehmen!“ Dem Knaben tat der Hund leid, er gab den Gassenjungen den Rubel und trug den Hund nach Hause. „Was hast du gebracht, mein Sohn?“ fragte die Mutter. „Ich bringe einen Hund,“ sprach der Knabe, „die Buben wollten ihn umbringen, aber mir tat es leid und ich kaufte ihn um das Geld, welches ich für das Garn erhalten hatte.“ „O du Dummkopf!“ schrie die Mutter und prügelte ihn gehörig durch. „Wir sitzen hier hungrig und du schenkst den letzten Rubel für einen Hund her. Wehe dir, wenn du mir's ein anderesmal wieder so machst!“

Nach einigen Tagen hatte die Mutter wieder fünf Pfund Garn gesponnen. Sie sandte den Sohn auf den Bazar, um das Garn feilzubieten und für das eingelöste Geld Brot zu kaufen. Der Sohn verkaufte das Garn wieder um einen Rubel und ging weiter zum Brotbazar. Auf dem Wege sah er, wie einige schlimme Buben eine Flügelschlange töten wollten. Er bat sie: „Tötet die Schlange nicht, sondern gebt sie mir!“ „Gib uns einen Rubel, dann kannst

Digitized by Google

du dir die Schlange nehmen!" schrieen die Gassenjungen. Dem Knaben tat die Schlange leid, er gab den Buben das Geld, legte die Schlange in den Brustbausch seines Mantels und ging heim. „Was hast du gebracht, mein Sohn?" fragte die Mutter. „Ich bringe diese Schlange," erwiderte der Knabe. „Die Buben wollten sie töten, aber ich kaufte sie ihnen um das Geld ab, welches ich für das Garn erhalten hatte." Darüber wurde die Mutter sehr zornig, schlug den Sohn und jagte ihn aus dem Hause: „Pack dich aus meinen Augen! Du bist nicht mehr mein Sohn, da du solche Sachen treibst." Der Knabe weinte bitterlich. Dann nahm er die Schlange, legte sie in den Mantelbausch und wanderte aus der Stadt hinaus.

Er ging fünf Tage und kam in eine Wüste, wo es weder Gras noch Bäume noch Wasser gab. Der Knabe war sehr müde und hungrig. Da fragte ihn die Schlange mit menschlicher Stimme: „Willst du nicht etwas essen?" „Ja, mich hungert sehr," antwortete der Knabe. Die Schlange sprach: „Schau unter meinem Flügel nach! Dort ist eine Jamba[1] Silber. Wir werden bald in eine Stadt kommen, wo du dir dafür Lebensmittel kaufen kannst." Der Knabe zog den Silberbarren unter dem Flügel der Schlange hervor und ging voller Freuden weiter. Er kam in eine Stadt, kaufte am Bazar allerlei Speisen und füllte seinen leeren Magen. Als er sich erholt hatte, wanderte er weiter. Lange zog er dahin. Endlich sagte ihm die Schlange: „Jetzt wird bald das Haus meines Vaters kommen. Verbringe dort fünf bis sechs Tage und kehre dann, wenn du willst, nach Hause zurück. Mein Vater wird dich fragen, was du von ihm zum Andenken haben willst. Dann bitte weder um Land noch um Wasser noch um eine Stadt, sondern verlange den Kessel und das Tischtuch, welche auf Befehl des Besitzers sich füllen und decken, und bitte auch um den Esel, welcher auf Befehl seines Herrn Gold aus dem Maule gibt,

[1] Silberbarren von verschiedenem Gewicht, von den Chinesen im Handel verwendet.

Digitized by Google

und um den Prügel, welcher jeden prügelt, wenn es der Besitzer wünscht!"

Mittlerweile hatte der Vater der Schlange erfahren, daß der vermißte Sohn auf dem Heimwege sei. Er befahl seinen Leuten mit Trommeln und Trompeten dem Sohne auf zwei Tagereisen von der Hauptstadt entgegenzuziehen und ihn festlich zu empfangen. Dort feierte der Schlangenvater voll Freude vierzig Tage und vierzig Nächte mit dem ganzen Volk. In die Hauptstadt zurückgekehrt beging der Schlangenvater noch sieben Tage und sieben Nächte festlich und zeichnete bei der Bewirtung besonders den Knaben aus, der dem Sohn das Leben gerettet hatte. Nach diesem Fest vergingen einige Tage. Dann ließ der Knabe nach dem Rate des Schlangensohnes seine Augen am Boden haften und tat so, als ob er Langeweile und Kummer hätte. Der Schlangenvater bemerkte dies und fragte den Knaben: „Warum, mein Sohn, bist du so traurig? Willst du vielleicht schon Abschied nehmen von uns und in deine Heimat zurückwandern?" „Ja, es ist an der Zeit, daß ich heimkehre," antwortete der schlaue Knabe. „Wenn dem so ist, so verlange von mir, was immer du willst," sagte die Schlange. „Ich wünsche nichts Kostbares," meinte der gelehrige Knabe, „gib mir nur den Kessel, das Tischtuch, den Esel und den Prügel!" „Nimm lieber Geld, so viel du willst!" sprach die Schlange. „Nein, Geld brauche ich nicht. Gib mir nur das, worum ich bitte!" war die Antwort. „Nimm lieber Land, Wasser, irgendeine Stadt oder was du sonst noch willst, aber nicht Kessel, Tischtuch, Esel und Prügel!" bat die Schlange. „Nein, jenes brauche ich nicht, gib mir nur das, worum ich bitte!" war wiederum die Antwort. Die Schlange durfte dem Lebensretter ihres Sohnes die Bitte nicht abschlagen und schenkte ihm Kessel, Tischtuch, Esel und Prügel. Außerdem gab sie dem Knaben tausend Mann zum Schutz auf die Reise mit. Dann machte sich der Knabe auf den Rückweg in seine Vaterstadt.

Lange, lange zog er dahin. Auf dem Wege traf er einen

Digitized by Google

Teufel, der ihn beredete, Halt zu machen und auf dem Platze, wo sie sich getroffen hatten, zu nächtigen. Der auf diesen langen Fahrten zum Jüngling herangewachsene Knabe hatte dagegen nichts einzuwenden, kletterte vom Esel herab, legte Kessel und Tischtuch neben sich, steckte den Prügel in den Gürtel, legte sich hin und schlief. In der Nacht vertauschte der Teufel Esel, Kessel und Tischtuch mit einem gewöhnlichen Esel, Kessel und Tischtuch. Als der Jüngling am Morgen erwachte, bemerkte er den Betrug nicht, sammelte seine Sachen und zog weiter. Auf dem Wege wollte er essen und befahl dem Kessel sich zu füllen, aber der Kessel war ein gewöhnlicher und blieb trotz aller Befehle unverändert. Dann befahl der Jüngling dem Tischtuch aufzudecken, aber es entfaltete sich nicht. Hierauf stieg er vom Esel herab und gebot diesem, Gold zu geben; aber der Esel stand unbeweglich. Der bestürzte Jüngling öffnete ihm das Maul und fand dort keinen einzigen Tilla[1]. Endlich warf er den Prügel auf die Erde und befahl ihm, sich zu erheben. Der Prügel erhob sich sofort. Da war es dem Jüngling klar, daß der Teufel Esel, Kessel und Tischtuch vertauscht, aber den Prügel nicht berührt hatte, aus Furcht, den Besitzer zu wecken. Der Jüngling kehrte sofort zu dem Platze, wo er genächtigt hatte, zurück und schrie, als er den Teufel sah: „Schurke! Du hast mir den Esel, Kessel und Tischtuch vertauscht, gib sie mir sofort zurück!" „Wenn du so schreien wirst," antwortete der Teufel, „so werde ich dich gleich mit Putz und Stingel zusammenfressen." „Na, wir werden sehen, wie du mich auffrißt," sprach der Jüngling, holte den Prügel hervor, warf ihn zur Erde und rief: „Prügel, hau ihn!" Der Prügel erhob sich und begann den Teufel am ganzen Leibe windelweich zu schlagen. Der Teufel fiel jammernd zu Boden und bat den Jüngling, dem Prügel Einhalt zu tun, er werde ihm alles zurückgeben. „Genug!" rief dieser und der Prügel fiel zur Erde. Er hob ihn auf und steckte ihn wieder hinter den

[1] Goldmünze.

Digitized by Google

Gürtel. Dann gab ihm der Teufel alles zurück und er ritt weiter.

Nach etlichen Tagen kam er in der Heimatstadt an. Er ging in die Gasse, wo sein Elternhaus stand und rief dem Hund, den er von den bösen Straßenjungen gekauft und daheim gelassen hatte. Der Hund rannte gleich herbei und sprang voll Freude an seinem Herrn empor. Dieser fütterte ihn, band ihm dann sein Gürteltuch um den Hals und ließ ihn in das Haus hineinlaufen. Die Mutter sah das Tuch am Halse des Hundes und wußte, daß ihr Sohn nahe sei. Sie hatte schon oft ihre Tat bitter bereut und manche schlaflose Nacht weinend verbracht und an den einzigen Sohn gedacht. Jetzt lief sie ihm voll Freude entgegen und umarmte und herzte ihn. Er aber sprach: „Sieh, Mütterchen, du hast mich wegen eines Rubels vertrieben, ich bringe dir mehr als hunderttausend Rubel.“ Hierauf eilte die Mutter schnell nach Hause und fegte Hof und Stuben rein aus. Der Sohn ritt in den Hof, stieg vom Esel, führte ihn in eine saubere Kammer und befahl ihm, Gold zu geben. Der Esel öffnete das Maul und es fielen daraus so viel Goldstücke, daß bald die ganze Kammer voll war. Hierauf trug der Jüngling in eine zweite Kammer den Kessel und befahl ihm, sich zu füllen. Und sofort fanden die Eltern darin ausgezeichneten Pilaf[1], Schurpa[2] und andere Speisen. Damit bewirtete der Sohn seine armen Eltern, die ihr Lebtag nicht so viel und so gut gegessen hatten. Endlich legte er das Tischtuch in eine dritte Kammer und befahl ihm, sich zu entfalten. Die Eltern erblickten darauf Getreide und Mehl und füllten damit die ganze Kammer.

Der König der Stadt, in welcher der Jüngling und seine Eltern lebten, besaß eine einzige Tochter, welche als die erste Schönheit des Landes galt. Der Jüngling wollte sie zur Frau haben. Er sandte seine Mutter in das Schloß,

[1] Mit Hammelfett angemachtes Reisfleisch. [2] Suppe aus Hammelfleisch mit Grütze und anderen Zutaten.

Digitized by Google

damit sie um die Königstochter werbe. Im Schloß angekommen, fegte die Mutter mit einem Besen den ganzen Hof rein aus. Dies mußte nämlich jeder tun, der mit irgendeinem Anliegen zum König kam. Dieser ließ sich die alte Frau vorführen und fragte, in welcher Angelegenheit sie gekommen sei. Sie sprach: „Mein einziger Sohn wünscht deine Tochter zu heiraten. Wenn du sie ihm verweigerst, wird er dich töten." Der König wurde fürchterlich aufgebracht und schrie: „Ruft mir diesen frechen Kerl her, der es wagt, meine Tochter zu freien. Ich werde ihn aufhängen lassen!" Da sagte der Wesir: „Warum diesen Burschen hängen? Welchen Nutzen hast du davon? Befiehl ihm so viel Geld und Gut als nur möglich zu bringen und versprich ihm dann deine Tochter. Er wird natürlich nichts bringen können und dann verjagst du ihn mit Spott und Schande!"

Dem König gefiel der Rat des Wesirs und er gab der Alten den Auftrag: „Ich werde meine Tochter deinem Sohn nur dann zum Weibe geben, wenn er mir Gold auf tausend Kamelen, Kleider auf tausend Kamelen, ferner tausend Kamele mit Silber und ebensoviel mit Getreide beladen sendet." Die Alte verbeugte sich vor dem König und ging nach Hause, wo sie die Antwort des Königs dem Sohne mitteilte. Dieser ging sofort auf den Bazar, kaufte viertausend Kamele, belud tausend mit am gleichen Ort gekauften Kleidern und führte dreitausend nach Hause. Dort belud er tausend mit Silber, tausend mit Gold und tausend mit Getreide. Er schmückte die Kamele mit bunten Bändern und klingenden Schellen und sandte sie in das Schloß. Der König wunderte sich über diesen Reichtum und war sehr erfreut, einen so vermögenden Schwiegersohn zu erhalten. Am gleichen Tag kam der Freier mit einigen Gefährten auf einer schön aufgeputzten Arba[1] in das Schloß. Vor ihm zog eine Herde Schafe zur Bewirtung des Volkes. Der König kam dem Freier entgegen, half ihm

[1] Landesüblicher zweirädriger Wagen.

Digitized by Google

von der Arba herab, geleitete ihn in das Schloß, bewirtete ihn festlich und versprach ihm seine Tochter zur Frau.

Am Abend kehrte der glückliche Bräutigam zu seinen Eltern zurück. Der König hatte ihm für den Heimritt das beste Roß mit einem edelsteingeschmückten Sattel gegeben. Auf dem Wege überfielen vier Räuber, lüstern nach dem Pferd und der reichen Kleidung, den Jüngling und bedrohten ihn mit dem Tode, wenn er ihnen Pferd und Kleider nicht freiwillig gäbe. Da zog er den Prügel, von dem er sich bisher nicht getrennt hatte, hervor und befahl ihm, die Räuber zu prügeln. Der Prügel erhob sich und schlug die Räuber, bis sie sich vor Schmerzen auf der Erde krümmten. Dann band sie der Jüngling an das Pferd und schleppte sie so nach Hause. Die Eltern empfingen ihn vor dem Hause und fragten, als sie den Prügel in seinen Händen sahen, verwundert: „Was ist denn das?" Der Sohn ließ nun den Prügel seine Kunst zeigen, und dieser prügelte die Räuber noch einmal windelweich durch.

Bald wurde die Hochzeit gefeiert. Der König übergab dem Schwiegersohn die Herrschaft und ernannte sich selbst zum Großwesir. — So ist aus einem armen, aber braven Bettelknaben ein König geworden.

4. Prinz Hassan Pascha

Vor langen Zeiten lebte ein Sultan Murad. Er hatte drei Söhne. Der älteste hieß Ibrahim Pascha, der zweite Abdraim Pascha und der jüngste Hassan Pascha. Einmal wurde dem Sultan recht traurig zu Mute. Er wußte selbst nicht, warum diese große Traurigkeit über ihn gekommen war, und saß nachdenklich da. In dieser Zeit kam sein ältester Sohn Ibrahim Pascha zu ihm und wollte mit dem Vater sprechen. Aber dieser wandte sich ab. Der Sohn trat nun von der andern Seite näher, aber der Vater

Digitized by Google

wandte sich wieder ab. Da ließ Ibrahim Pascha den Sultan allein und begab sich zum ersten Minister. Diesen bat er, zum Sultan zu gehen und den Grund seiner traurigen Stimmung zu erforschen.

Der Minister kam zum Sultan und sprach zu ihm: „Großer Herrscher! Wir sind alle tief betrübt über deine Traurigkeit. Sag' uns, weswegen du so traurig bist und warum du deinen ältesten Sohn nicht anhören wolltest. Ist etwa dein erster Sproß ein schlechter Mensch? Oder hat er sich vielleicht irgendwie gegen dich vergangen?"

„Ich weiß nicht," sagte der Sultan, „was mit mir geschehen ist; aber mir ist unsagbar traurig zu Mut und ich bin gegen alle Welt gereizt."

„Großer Herrscher!" sprach wiederum der Minister. „Du hast die vierzig schönsten Gärten der Welt. Laß Pferde bereitstellen und uns in diese Gärten reiten. Vielleicht verscheuchst du dort deinen Harm."

Der Sultan stimmte dem Vorschlag zu. Als die Pferde bereitstanden, ritten er, die drei Söhne und der Minister in die Anlagen. Sie hatten schon neununddreißig Gärten durchritten. Alle waren in der Tat sehr schön, es wuchsen hohe, regelmäßig gesetzte Bäume, das Plätschern der Springbrunnen und der Gesang paradiesischer Vögel erfüllte die Luft. Alles dies war herrlich, konnte aber den Sultan nicht aufheitern; er blieb nach wie vor traurig gestimmt und wollte schon nach Hause reiten. Da sprach der Minister zum Sultan: „O Herr! Es bleibt noch ein Garten; vielleicht verscheuchst du dort deinen Harm."

Der Sultan folgte dem Minister und ritt in den vierzigsten Garten. Dieser war noch schöner als die anderen. Durch die Hauptallee dieses Gartens reitend, bemerkten der Sultan und seine Begleiter inmitten einer kleinen Lichtung einen riesengroßen Baum ohne Zweige und ohne Blätter. Der Sultan fragte den Gärtner: „Was ist das für ein Baum?"

Der Gärtner antwortete: „Großer Herr und Gebieter!

Digitized by Google

Dieser Baum ist sehr selten und ein Wunderding. Um sechs Uhr abends zeigt sich auf seinem Gipfel eine Knospe, um sieben Uhr entwickeln sich Blätter, um neun Uhr erscheinen schon Blüten und um Mitternacht reift die Frucht. In dieser Stunde kommt stets ein fremder Vogel geflogen und setzt sich auf den Baum; bis drei Uhr früh hat er die ganze Frucht abgefressen und fliegt dann weg, um in der nächsten Nacht wiederzukommen. Der Baum ist hoch und deshalb ist es mir unmöglich, den Vogel gut zu betrachten oder festzustellen, welche Frucht auf dem Baume wächst."

Kaum hatte der Gärtner seinen Bericht beendet, so wandte sich der Sultan, der auf einmal alle Traurigkeit verloren hatte, an seine Begleiter mit der Frage: „Wird sich ein Mann finden lassen, der diese Frucht pflückt und mir bringt?" Der jüngste Sohn, Hassan Pascha, erklärte hierauf dem Vater, daß er im Garten bleiben und die Frucht, wenn sie reif sein werde, pflücken wolle. Der Sultan freute sich, lobte den Sohn und ritt mit den anderen heim; Hassan Pascha blieb im Garten, um das Erscheinen der wunderbaren Frucht auf dem Baum zu erwarten und sie für den Vater zu pflücken. Lange blieb der Prinz wach, dann aber wurde er schläfrig und schließlich überwältigte ihn der Schlaf ganz. So verschlief Hassan Pascha die Zeit, in welcher die Frucht reifte und vom Vogel verzehrt wurde.

Schon am frühen Morgen kam ein Dschigit[1] vom Schlosse geritten und fragte im Auftrage des Sultans, ob der Prinz die Frucht gepflückt habe. Dieser mußte gestehen, daß er die Stunde verschlafen habe, und der Vater war unzufrieden mit dem Sohne. In den nächsten Nächten wachten nacheinander die andern zwei Prinzen bei dem Baume und es geschah bei ihnen dasselbe. Da wurde der Sultan noch trauriger und sprach: „Ich kann nie mehr froh werden, wenn mir nicht dieser unsichtbare Vogel, der jedesmal die wunderbare Frucht frißt, lebend oder tot zur Stelle geschafft wird."

[1] Reiter der Leibwache.

Digitized by Google

Der jüngste Prinz wollte sein Mißgeschick wieder gutmachen und sagte, daß er noch einmal wachen wolle und zwar bis zur Ankunft des Vogels. Der Vater war über die Bereitwilligkeit des Sohnes erfreut, ließ für ihn verschiedene Speisen in den Garten schaffen und gab ihm ein gutes Gewehr. Hassan Pascha blieb diesmal wach. Als der Vogel kam, lud Hassan schnell das Gewehr, zielte und schoß. Der Vogel flog davon, war aber getroffen worden, denn eine große Feder fiel vom Baum herunter. Der Prinz war darüber erfreut und nicht ohne Grund. Denn als er die Feder aufhob, bemerkte er darauf Schriftzeichen. Als er diese zu entziffern begann, zeigte sich, daß es heilige Worte waren. Mit der Feder ging Hassan Pascha am Morgen zum Vater und berichtete ihm. Der Sultan war sehr erfreut, aber nicht befriedigt von der einen Feder. Er wünschte unbedingt den Vogel selbst zu haben. Man sollte nachforschen, wo er lebe und von woher er in den Garten käme.

Hassan Pascha sprach zum drittenmal seine Bereitwilligkeit aus, den Wunsch des Vaters zu erfüllen. Der Sultan dankte dem Sohn und befahl ihn mit allem für die weite Reise Nötigen zu versorgen; der Sohn bekam vierzig mit Gold beladene Maulesel, zwei Pferde mit Vorräten und eine Menge verschiedener Waffen. Hassan Pascha nahm Abschied vom Vater und den Brüdern und machte sich auf den Weg. Nach seiner Abfahrt beschlossen die älteren Brüder, auch auf die Suche nach dem ungewöhnlichen Vogel zu gehen. Der Vater hielt sie nicht zurück, sondern gab ihnen dasselbe auf die Reise mit wie dem jüngsten Sohn.

Inzwischen zog Hassan Pascha auf dem gewählten Wege immer weiter und weiter. Einmal erhob sich ein fürchterlicher Sturm. Eine große Staubsäule kam vom Wind getrieben auf den Prinzen zu. Plötzlich sprang aus der Mitte dieser Säule ein Wolf, lief zu Hassan Pascha und bat ihn mit menschlicher Stimme um etwas zum Essen. Der Prinz zog aus der Reisetasche ein gehöriges Stück Brot und warf

Digitized by Google

es dem Wolf zu. Dieser packte das Brot und verschwand sofort.

Bald hatten die älteren Brüder Hassan Pascha eingeholt und alle drei zogen zusammen weiter. Sie ritten lange und kamen endlich an eine Kreuzung dreier Wege. In der Mitte der Kreuzung lag ein großer Stein und auf dem stand geschrieben: „Wer nach links zieht, kehrt glücklich zurück; wer geradeaus geht, wird vielleicht heil zurückkehren, vielleicht aber auch nicht; wer nach rechts geht, wird nicht zurückkehren." Die älteren Brüder begannen zu streiten, wer auf jedem Wege ziehen sollte. Den Streit schlichtete Hassan Pascha mit den Worten: „Teure Brüder! Wählt euch die Wege, welche ihr wollt. Ich als der Jüngste ziehe auf dem, welcher nach eurer Wahl übrig bleibt." Da ritt der älteste Bruder nach links, der mittlere geradeaus und dem dritten blieb der Weg nach rechts. Und Hassan Pascha ritt auch hier getrost weiter.

Auf dem Wege kam der Wolf zu ihm und sprach: „Prinz, hast du nicht gelesen, was auf dem Stein geschrieben stand? Warum ziehst du hier weiter?"

„Geh weg von mir! Laß mich bitte in Ruhe!" erwiderte Hassan Pascha.

„Nun, Prinz, du hast mich vom Hungertod errettet. Deshalb halte ich es für meine Pflicht, dir zu dienen wie ich kann."

„Ich brauche deine Hilfe nicht."

„Verschmäh sie nicht, Prinz! Ohne meine Hilfe wirst du nichts finden, ja du kannst sogar selbst ums Leben kommen. Ich habe mir vorgenommen, dir für deine gute Tat drei Dienste zu erweisen."

Hassan Pascha sah ein, wie töricht es gewesen wäre, das Anerbieten des Wolfes zurückzuweisen, und fragte: „Was wird dein erster Dienst sein?"

„Warte!" sagte der Wolf, „beeil' dich nicht! Laß deine Maulesel und Pferde hier im Walde, setz dich selbst auf mich mit der Rückseite nach vorn und halte dich an meinem

Digitized by Google

Schwanz! Wir werden in zwölf Stunden in dem Lande sein, wo sich der gesuchte Vogel befindet."

Kaum hatte sich Hassan Pascha auf den Wolf gesetzt und dessen Schwanz ergriffen, als das Tier den Prinzen mit Windesschnelligkeit durch Wälder und über Berge geradenwegs in jenes Reich trug, wo der wunderbare Vogel lebte. In der Tat kamen beide schon nach zwölf Stunden an und blieben in einer Entfernung von einem Kilometer vor der Stadt in einem großen Walde, in dem es von den verschiedensten wilden Tieren und Vögeln wimmelte. Als es Abend wurde, sprach der Wolf zum Prinzen: „Jetzt geh in die Stadt! Vierzig Tore führen hinein, bei jedem Tore schlafen zwei Dive[1]. Aber fürchte sie nicht, sie werden nicht erwachen. Geh ruhig durch alle Tore! Wenn du das letzte Tor durchschritten hast, so wirst du vierzig Kammern sehen, in welchen die Schätze des Landesherrn aufbewahrt werden. Diese Kammern stehen in zwei Reihen. Geh sie entlang, zähle von der linken Seite die zwanzigste Kammer und tritt ein! Dort sitzen eben die drei Vögel, von welchen du einen suchst. Diese Vögel Anka-Kusch[2] genannt, sind wie große Adler. Sie sind Vögel des Paradieses. Nimm die Vögel und geh schnell weg, blick aber ja nicht zurück! Wenn du dich umschaust, so wird es dir schlecht ergehen."

Der Prinz richtete sich genau nach den Weisungen des Wolfes. Er durchschritt glücklich alle vierzig Tore, zählte die zwanzigste Kammer, ging hinein und sah dort drei ungewöhnliche Vögel sitzen, ganz gleich dem, welcher die wunderbaren Früchte im vierzigsten Garten des Vaters aufzufressen pflegte. Hassan Pascha nahm die Vögel und ging zur Tür. Aber er konnte seine Neugierde nicht bezähmen, sah sich um und bemerkte, daß das goldene Untergestell, auf welchem die Vögel gesessen waren, ungemein schön sei. Er wollte daher auch dies mitnehmen und kehrte zurück. Aber wie er das Gestell berührte, entstand ein

[1] Siehe den Aufsatz „Die Dive" im Anhang! [2] Anka ist die arabische Bezeichnung für Simurg (s. Anhang), Kusch bedeutet Vogel.

Digitized by Google

schrecklicher Lärm. Von diesem Gestell führten nämlich unsichtbare Fäden, an deren Enden Glöckchen angebunden waren, zu allen bei den Toren wachenden Diven. Als Hassan Pascha das Gestell berührte, läuteten alle Glöckchen. Die bei den Toren schlafenden Dive erwachten, liefen herbei, ergriffen den Prinzen und führten ihn sogleich vor den König.

Dieser wollte Hassan Pascha auf der Stelle hinrichten lassen; aber als er ihn angehört und den Zweck seiner Reise erfahren hatte, so änderte er seinen Entschluß. Er sagte zu dem Prinzen: „Gut! Ich werde dir alle drei Vögel und das goldene Untergestell obendrein geben, wenn du mir einen Dienst erweisest. In einem fernen Lande lebt ein König, der vierzig Töchter hat. Bring mir die schönste von diesen her!"

Hassan Pascha versprach dies und kehrte niedergeschlagen in den Wald zum Wolf zurück. Dieser sah des Prinzen Traurigkeit und fragte nach der Ursache. Hassan Pascha erzählte nun offen alles, was sich in der Stadt zugetragen hatte. „Ich habe dir nicht gehorcht und mich umgedreht; so haben sie mich gefangen und vor den König geführt. Und der wollte mich zuerst hinrichten lassen, sagte aber dann, daß irgendwo in fernen Landen ein König vierzig Töchter habe. Und wenn ich ihm die schönste von diesen verschaffe, so werde er mir alle drei Vögel und das goldene Untergestell obendrein geben."

Der Wolf war sehr böse, weil seine Anweisungen so schlecht befolgt worden waren, und verließ den Prinzen. Dieser saß den ganzen Tag unter einem Baume und weinte bitterlich, da er nicht wußte, wie er seinen Fehler gutmachen könnte. Der Wolf war aber in der Nähe geblieben und dachte am folgenden Tag, als der Zorn verraucht war, bei sich: „Wozu soll der Prinz hier in dem fremden Lande zugrunde gehen? Er hat mir doch sofort bereitwilligst das Brot gegeben, als ich hungrig war und ihn um Essen bat ... Ich werde gehen und ihm nochmals helfen. Wenn

Digitized by Google

er mir aber auch jetzt nicht folgt, dann verlasse ich ihn und er soll die Vögel und die Königstochter holen, wie er es selbst versteht." Dann erschien er wieder vor Hassan Pascha und sprach: „Hör jetzt auf mit dem Weinen! Ich werde dir nochmals helfen. Wenn du mir aber auch diesmal nicht folgst, so werde ich dich ganz und gar verlassen ... So merke denn auf: Bis zu jenem Reich, in welchem die schöne Königstochter lebt, muß man drei Monate auf dem Wege sein; ich aber werde dich in einem Tage dorthin bringen. Setz dich auf meinen Rücken und halt dich an meinem Schwanz!"

Hassan Pascha dankte dem Wolf, setzte sich auf den Rücken des Tieres mit dem Gesicht gegen den Schwanz, und schon ging es hurtig dahin über Stock und Stein. Bald waren sie in dem Lande, wo die schöne Königstochter lebte. Einen Kilometer vor der Stadt hielt der Wolf bei einem leeren Bauernhäuschen an. In der Hütte saßen beide bis zum Abend. Als es zu dämmern begann, sprach der Wolf zu Hassan Pascha: „Geh jetzt in die Stadt! Bei den Stadttoren liegt ein Ungetüm mit mehreren Köpfen. Aber fürchte es nicht, sondern geh geradeaus! Du wirst vor ein großes Schloß kommen, in welchem die vierzig Königstöchter wohnen. Sie werden schon schlafen. Geh hinein, zähle von links die neunte und trag sie weg! Aber wenn du herausgehst, dreh dich ja nicht um, sonst wird es dir schlecht ergehen."

Hassan Pascha machte sich auf und ging in die Stadt durch die Tore, bei welchen das schreckliche Ungetüm lag. Er gelangte unbehelligt zu dem Schloß, in welchem die Königstöchter schliefen, und trat ein. Drinnen zählte er die neunte von links, nahm sie und trug sie weg. Beim Hinausgehen drehte er sich aber unwillkürlich um und sah einen herrlichen Schal, welcher der Königstochter gehörte. Dieser Schal war ganz mit Gold und Silber bestickt und mit Edelsteinen besät. Der Prinz kehrte um und wollte ihn nehmen. Aber kaum hatte er den Schal berührt, so ent-

Digitized by Google

stand von allen Seiten Geschrei und Lärm, eine Menge Diener lief herbei, fesselte ihn und führte ihn zum König. Dieser war sehr ergrimmt und wollte den frechen Eindringling auf der Stelle hinrichten lassen. Aber da erzählte Hassan Pascha davon, wie er für seinen Vater, den Sultan, die wunderbaren Vögel holen wollte und genau so wie hier ertappt wurde, wie ihm jener König die Vögel versprochen habe, wenn er ihm die schöne Königstochter bringe, wie er dann fortgezogen sei, um sie zu holen, sie schon in Händen hatte, aber des herrlichen Schales wegen umkehrte und entdeckt wurde. Beim Anhören dieser Erzählung legte sich der Grimm des Königs und er sprach zu dem Prinzen: „Ich werde dir meine schöne Tochter und den herrlichen Schal obendrein geben, wenn du mir das Gelbroß, das einem Div in den Bergen gehört, bringst." Hassan Pascha versprach dies und wurde vom König entlassen.

Heiße Tränen vergießend kehrte er zum Wolf zurück. „Warum weinst du?" fragte dieser. Der Prinz bekannte voll Reue: „Ich habe dir wieder nicht gehorcht und mich umgedreht; man hat mich gefaßt und zum König geführt. Dieser hat mir befohlen, irgendwo aus den Bergen das Gelbroß zu holen, das einem Div gehört. Nur dann, gelobte der König, werde er mir die schöne Tochter und den herrlichen Schal obendrein geben." Da geriet der Wolf in Wut, schlug den Prinzen und wollte ihn verlassen. Aber Hassan Pascha begann ihn weinend anzuflehen, ihm doch noch ein letztesmal zu helfen. Wenn er auch jetzt nicht folge, solle ihn der Wolf im Stiche lassen. Der Wolf ließ sich besänftigen und sprach: „Viel Ärger hast du mir schon bereitet, Hassan. Nun, es sollte einmal so sein ... so werde ich dir das letztemal helfen. Der Weg zu diesem Div ist sehr weit, du würdest ein ganzes Jahr dorthin brauchen, ich will dich aber in drei Tagen hinbringen. Setz dich auf mich und halt dich am Schwanz!"

Der Prinz setzte sich auf den Wolf und sie jagten pfeilgeschwind durch Wälder und über Berge dahin. Am dritten

Digitized by Google

Tag hielten sie am Fuße eines hohen Berges und der Wolf sprach: „Jetzt paß gut auf und erfülle genau alle meine Weisungen, sonst wirst du elend ums Leben kommen. Wenn du auf den Berg hinaufkommst, wirst du ein großes Haus sehen. Geh in das Haus hinein! Dort schläft in einem Gemach der große Div. An seinem Hals sind Schlüssel angebunden. Nimm sie ohne Scheu herab und geh weiter! Du wirst viele Kammern sehen; in der ersten liegen Nägel, in der zweiten eine lange Leine aus Seide, in der dritten steht das Gelbroß. Geh zuerst in die erste Kammer und nimm neunzehn Nägel, dann geh in die zweite und schneide achtunddreißig Ellen von der Leine ab, hernach geh in die dritte Kammer, wo das Gelbroß steht. Dort ist in einer Ecke eine tiefe Grube ausgegraben. Bei deinem Eintritt wird das Roß laut wiehern; dann gaffe nicht herum, sondern binde schnell die Leine an die Säule und laß dich in die Grube hinab. Der Div wird durch das Wiehern erwacht sein, in die Kammer kommen, sich auf das Gelbroß setzen und hinausreiten, um nachzuschauen, ob nicht jemand in der Nähe ist; dann wird er zurückkehren, das Roß auf den früheren Platz geben und selbst wieder schlafen gehen. Nach einer Weile steck den Kopf aus der Grube heraus — das Gelbroß wird wieder laut wiehern. Der Div wird wieder erwachen und auf dem Pferde reitend draußen Umschau halten, aber nichts entdecken, wird das Roß wieder in die Kammer geben und schlafen gehen. Dann steck wieder den Kopf heraus — das Gelbroß wird wieder laut wiehern. Der Div wird wieder erwachen, hinausreiten, die Umgebung absuchen, wird wieder nichts entdecken, das Pferd schelten und in die Kammer zurückbringen. Dort wird er dem Pferd das Kischmisch[1], welches seine gewöhnliche Nahrung ist, wegnehmen, dafür harte Knochen hinlegen und sagen: „Jetzt kannst du wiehern, so oft du magst. Ich werde nicht mehr kommen, weil du mich so oft getäuscht hast.“ Dann wird der Div schlafen gehen. Hierauf krieche unverzagt aus

[1] Rosinen.

Digitized by Google

der Grube heraus, nimm dem Pferd die Knochen weg und leg ihm Kischmisch hin. Du wirst dadurch die Gunst des Gelbrosses gewinnen, das jetzt nicht mehr wiehern wird. Hierauf geh in das Gemach, wo der Div schläft und nagle ihn mit den Nägeln an den Fußboden an; er wird herumreißen und sich erheben wollen, sich aber das Rückgrat brechen und sterben. Dann nimm das Roß und komm zu mir!"

Hassan Pascha nahm Abschied von dem Wolf und wanderte weiter. Er erklomm den Berg, ging in das erwähnte Haus und durchschritt zwei Gemächer. Im dritten Gemach schlief der schreckliche Div mit fletschenden Zähnen; wenn er schnarchte, brachen aus seinem Maul Flammen heraus. Der Prinz erschrak anfangs sehr, beherrschte sich aber, ging zum Div und löste die Schlüssel vom Halse. Dann trat er in die erste Kammer, in welcher riesengroße Nägel lagen. Der Prinz nahm neunzehn, ging in die zweite Kammer, schnitt hier achtunddreißig Ellen von der Leine ab und kam endlich in die dritte Kammer, wo das Gelbroß stand. Als er eintrat, wieherte das Pferd so laut, daß es durch das ganze Haus hallte. Hassan Pascha band, ohne Zeit zu verlieren, die Leine an die Säule und ließ sich in die Grube hinab. Der Div war erwacht, hatte das Roß geholt und war hinausgeritten, um die Umgebung zu durchsuchen. Da er nichts Verdächtiges entdeckte, brachte er das Roß wieder zurück und ging schlafen. Hassan Pascha steckte dann seinen Kopf heraus und das Pferd wieherte wieder. Der Div lief herbei, ritt wieder hinaus, um nachzusehen, sah aber niemand und ging wieder, nachdem er das Roß in die Kammer gegeben hatte, schlafen. Dann steckte Hassan Pascha wieder den Kopf heraus. Das Pferd wieherte, der Div lief zum drittenmal herbei und ritt hinaus, um die Gegend zu durchsuchen, und fand wieder nichts. Erzürnt schalt er das Pferd wegen der fortwährenden, grundlosen Störung, nahm ihm das Kischmisch weg und legte dafür harte Knochen in die Krippe. Dann ging er schlafen.

Digitized by Google

Hassan Pascha kroch aus der Grube. Das Gelbroß wieherte, aber der Prinz legte an Stelle der Knochen Kischmisch in die Krippe und es hörte auf zu wiehern. Hierauf ging Hassan Pascha in das Gemach, in welchem der Div schlief und nagelte ihn mit den Nägeln an den Fußboden an. Der Div fühlte die Schmerzen und erwachte. Er wollte sich auf den Prinzen stürzen und ihn zerfleischen, aber wie er sich erhob, brach ihm das Rückgrat und er fiel tot nieder.

Darnach nahm Hassan Pascha das Gelbroß und ritt zu dem Platze, wo der Wolf geblieben war. Dieser war sehr erfreut über den glücklichen Ausgang dieses Unternehmens und sprach: „Jetzt werden wir uns zu dem König begeben, von welchem du die schöne Tochter erhalten sollst." — Als sie dort angekommen waren, meinte der Wolf: „Warum sollen wir das Gelbroß dem König abliefern? Es ist viel besser, wenn du es behältst, Hassan. Daher, Freund, schließ jetzt die Augen!" Der Prinz drückte die Augen zu, der Wolf aber sprach eine Zauberformel und verwandelte sich in ein schönes, gelbes Roß, ganz genau so, wie sie es beim Div geholt hatten. „Jetzt öffne die Augen und führ mich zum König!" gebot der zum Pferd gewordene Wolf. „Vom König wirst du die schöne Tochter und den herrlichen Schal bekommen; dann kehre hieher zurück, setz dich auf das Gelbroß und reite in das Reich, wo die wunderbaren Vögel sind; auf halbem Wege werde ich dich einholen."

Der Prinz staunte, als er den Wolf in der Pferdgestalt erblickte. Er nahm dieses Roß beim Zügel und führte es in das Schloß. Das echte Gelbroß hatte er aber im Walde angebunden. Der König war hocherfreut, befahl, sofort die schöne Tochter herbeizuführen und übergab sie mit dem herrlichen Schal und einer Menge anderer Kostbarkeiten dem Prinzen. Das vermeintliche Gelbroß aber vertraute er den Stallknechten an und trug ihnen auf, es gut zu pflegen. Als Hassan Pascha die schöne Königstochter erhalten hatte, begab er sich mit ihr in den Wald, wo das

Digitized by Google

echte Gelbroß stand, setzte sich mit der lieblichen Prinzessin darauf und ritt um die geheimnisvollen Vögel.

Aber das gelbe Roß verwandelte sich, als man es in den Stall führte, wunderbarerweise wieder in einen Wolf. Dieser sprang gegen die Pferdeknechte, biß und kratzte sie gehörig und lief davon. Nach einer Stunde hatte er den Prinz mit der Königstochter eingeholt und wieder nach einer Stunde waren sie schon in dem Reiche, in welchem die Vögel geholt werden sollten. Sie machten in einem Walde Halt und der Wolf sprach: „Hassan Pascha! Warum sollst du dieses so wunderschöne Mädchen dem König abliefern? Es ist viel besser, wenn es bei uns bleibt und deine Frau wird, nachdem du zum Vater heimgekehrt bist. Daher schließ wieder die Augen!" Der Prinz schloß die Augen. Der Wolf verwandelte sich wunderbarerweise in genau dasselbe Mädchen, das sie mit sich führten. „Jetzt öffne die Augen," sagte der Wolf zum Prinzen, „und führe mich zum König! Nimm dort die Vögel und reite dann mit der Prinzessin dorthin, wo die Maulesel und Pferde geblieben sind. Ich werde dich flink einholen."

Als Hassan Pascha die scheinbare Schönheit ins Schloß brachte, ließ ihm der König sofort die geheimnisvollen Vögel und das goldene Untergestell geben. Der Prinz verließ damit schnell das Schloß, eilte in den Wald, setzte sich auf das Gelbroß, nahm die Prinzessin und die Vögel und ritt im Galopp zu jenem Platze, auf dem er die Maulesel und Pferde gelassen hatte.

Der König veranstaltete sofort die Hochzeit mit der vermeintlichen Prinzessin und saß mit ihr und den Gästen beim Hochzeitsmahle. Nach der Sitte jenes Landes war die Braut in einen dichten Schleier eingehüllt. Als die Gäste bezecht waren, verwandelte sich die Braut wunderbarerweise wieder in den Wolf, sprang plötzlich auf den König los und biß und kratzte ihn. Alle Anwesenden waren entsetzt und rannten davon. Hinter ihnen lief der Wolf, der noch manchen in die Waden biß, bei der Tür hinaus. Schon

Digitized by Google

nach einer Stunde hatte er den Prinzen eingeholt. Zu diesem sprach er: „Lieber Hassan! Unser Umherschweifen auf der lichten Welt ist zu einem günstigen und glücklichen Ende gekommen. Wir wollen zunächst in mein Haus gehen. Dort ruhe dich aus und ziehe dann geradenwegs zu deinem Vater heim!“ Der Prinz hatte dagegen nichts einzuwenden und so machten sie sich auf den Weg. Schon nach einigen Stunden waren sie in einem prächtigen Schloß, das dem Wolf gehörte. Dort verbrachten sie die Zeit bei Festlichkeiten und allerlei Vergnügungen.

Endlich schickte sich Hassan Pascha an heimzukehren und erinnerte sich an seine Brüder, welche zugleich mit ihm auf die Suche nach den geheimnisvollen Vögeln ausgezogen waren. Er sagte daher zum Wolfe: „Liebster Wolf! Ich kann jetzt nicht zum Vater nach Hause fahren; ich muß erst die Brüder finden.“ „Dies ist unnütz,“ erwiderte der Wolf. „Sie werden dir Böses antun, wenn sie dich treffen.“

Hassan Pascha hörte nicht auf den Wolf und ging die Brüder suchen. Gar lange Zeit streifte er umher. Endlich sagten ihm in einer Stadt die Einwohner, daß einmal zu ihnen irgendein verrückter, reicher Mensch gekommen sei, welcher sich einen Königssohn nannte und irgendwelche ungewöhnliche Vögel holen wollte. Hier habe er seinen ganzen Reichtum vergeudet, sei in Armut geraten und arbeite jetzt bei einem Flickschuster am Bazar, um sich den Lebensunterhalt zu erwerben. Hassan Pascha begab sich sogleich auf den Bazar und sah dort in der Tat seinen mittleren Bruder, der Stiefel flickte. Dieser erkannte Hassan und beide begrüßten sich herzlich. Hassan kaufte dem Bruder neue Kleider und brachte ihn in das Schloß zum Wolf. Dann zog er weiter, um den ältesten Bruder zu suchen. In einer Stadt sah er zufällig einen Wasserfuhrmann, dessen Ähnlichkeit mit seinem Bruder ihm auffiel. Hassan Pascha trat zu ihm hin und fragte, wer und woher er sei. Der Wasserfuhrmann antwortete: „Ich bin der älteste Sohn des Sultan Murad. Ich zog mit meinen Brüdern hinaus,

Digitized by Google

um einen geheimnisvollen Vogel zu suchen. Ich hatte vierzig mit Gold beladene Maulesel und zwei Pferde mit Vorräten. In dieser Stadt blieb ich. Das Geld schwand und schwand, und an einem Unglückstage wurde ich fast zum Bettler. Ich verkaufte alles bis auf diese zwei Maulesel, auf welchen ich Wasser in die Stadt führe, um mir meinen Lebensunterhalt zu erwerben." Hassan Pascha gab sich nun zu erkennen, kaufte auch diesem unglücklichen Bruder alles Notwendige, was sich für einen Sohn des Sultan Murad ziemte, und führte ihn in das Schloß zum Wolf.

Beim Wolf verbrachten alle drei Brüder einige Zeit in Fröhlichkeit und machten sich endlich zusammen auf den Heimweg zum Vater. Als sie vom Wolf Abschied nahmen, flüsterte dieser seinem Freunde Hassan Pascha heimlich ins Ohr: „Sei auf der Hut vor deinen Brüdern! Sie sinnen Böses und werden dir sicher auf dem Wege etwas antun." Aber der gutherzige Hassan hörte nur mit halbem Ohr auf das, was ihm der Wolf zuflüsterte, und beachtete dessen Warnung nicht.

So zogen die drei Söhne des Sultan Murad aus dem Schlosse des Wolfes fort. Es stand ihnen kein kurzer und leichter Weg bevor, und sie mußten viele Nächte unter offenem Himmel verbringen. Hassan Pascha war auf dem Heimweg sehr fröhlich, weil es ihm gelungen war, dem Vater die geheimnisvollen Vögel zu verschaffen und er selbst die schöne Königstochter und das wunderbare Gelbroß gewonnen hatte. Die älteren Brüder teilten anfangs seine Freude, aber je näher sie ihrem Heimatlande kamen, desto mehr kränkten sie sich darüber, daß sie, die älteren Brüder, dem Vater nichts bringen konnten, während Hassan, der jüngste Bruder, nicht bloß die Vögel für den Vater mitführte, sondern für sich die herrliche Braut und das Roß. Einmal während einer Rast teilten sie einander ihre Gedanken mit und beschlossen, sich der Vögel, der Königstochter und des Pferdes zu bemächtigen und dem Vater zu sagen, daß sie selbst alles dies geholt hätten.

Digitized by Google

Der älteste Bruder spann diesen Plan näher aus und sprach: „In der kommenden Nacht warten wir, bis Hassan schläft. Dann stechen wir ihm die Augen aus und lassen ihn in der Wüste. Wir aber nehmen die Vögel, die Prinzessin und das Roß, ziehen heim und sagen unserm Vater, dem Sultan, daß wir alles dies geholt haben, daß aber unser jüngster Bruder gestorben oder verschollen ist . . .“ Der zweite Bruder billigte diesen Plan. Aber Hassan Pascha selbst, der seinen Brüdern aus der Armut und dem Elend herausgeholfen hatte, hegte nicht den leisesten Verdacht, daß die Brüder so entsetzliche Absichten haben könnten.

Und in der Tat warteten in der folgenden Nacht, als zum Rasten Halt gemacht worden war, die älteren Brüder, bis Hassan schlief. Dann fielen sie über den Wehrlosen her und blendeten ihn. Was nützte all sein Jammern, was nützte all sein Schreien, wenn es auch weithin über die öde Steppe drang? Die Ruchlosen ergriffen die Vögel, die Königstochter und das Pferd und zogen fort. Den armen blinden Hassan ließen sie hilflos in der Wüste liegen.

Lange ächzte und stöhnte der unglückliche Prinz vor den fürchterlichen Schmerzen. Er wußte nur zu gut, daß er mitten in der Wüste, wo außer hungrigen Raubtieren niemand weilt, keinerlei Hilfe finden werde und elend zugrunde gehen müsse. Und so begann er inbrünstig zu Allah zu beten. Lange, sehr lange betete er. Schon war dem heißen Tag ein kühler Abend gefolgt. Da hörte er eine unendlich sanfte, wohllautende Stimme sprechen. Das war der Prophet (Mohamed), welcher zu ihm sagte: „Vierzig Tage mußt du aufrichtig beten zu Allah, damit er dir Heilung schenke. Am vierzigsten Tage kriech nach rechts und du wirst zu einer Quelle kommen. Wasche dich mit dem Wasser dieser Quelle und du wirst sehend werden. Dann danke Allah von neuem für deine Rettung. Während der vierzig Tage wird dir ein Vogel Nahrung bringen.“ Dann schwieg die geheimnisvolle Stimme und es trat Totenstille ein. Hassan Pascha begann zu Gott zu beten und

Digitized by Google

betete so eifrig, daß der Schweiß in Strömen über sein Antlitz floß.

Die Tage vergingen. Der unglückliche Blinde erhielt die Nahrung von einem geheimnisvollen Vogel. Endlich kam der vierzigste Tag. Als dieser zu Ende ging, kroch Hassan langsam nach rechts und kroch lange, bis es endlich kühl zu wehen begann und an sein Ohr Laute wie von einem sprudelnden Bächlein drangen. Seine letzten Kräfte anspannend bewegte er sich vorwärts und kam nach einiger Zeit zu einer Quelle, aus welcher murmelnd das Bächlein entsprang. Hassan wusch sich mit dem Wasser dieser Quelle und wurde sofort sehend. Nach langem, vierzigtägigem Gebet sah er wieder Gottes Licht, vergoß darüber Freudentränen und dankte in heißem Gebet Allah für seine Heilung. Dann trank er aus dem Quell und wanderte den Augen nach.

Plötzlich bemerkte er ferne in der Wüste eine gewaltige Staubsäule, welche auf ihn zukam. Und ehe er sich noch recht besinnen konnte, stand sein treuer Diener und Gefährte, der Wolf, neben ihm. „Nun hast du es gesehen," schalt der Wolf. „Ich habe dir doch gesagt, daß du dich vor deinen Brüdern hüten sollst und daß dir ein Unglück widerfahren wird. So ist es auch eingetroffen. Die Brüder haben dich geblendet, dir die Vögel, die Königstochter und das Gelbroß genommen und werden deinem Vater, dem Sultan, sagen, daß sie alles dies geholt hätten und daß du verschollen seist." Der Prinz weinte bitter bei diesen Worten des Wolfes. Es tat ihm vor allem weh, daß ihm die eigenen Brüder seine Wohltaten so heimtückisch vergolten hatten. Aber der Wolf tröstete ihn: „Weine nicht! Wir werden alles wieder gutmachen. Jetzt setz dich auf mich, wir werden wieder in mein Schloß gehen." Und der Wolf eilte mit Hassan Pascha heim.

Der Prinz verbrachte einen ganzen Monat beim Wolf und erholte sich völlig. Eines Tages sprach der Wolf zu ihm: „Deine Brüder sind unlängst daheim angekommen;

Digitized by Google

auch wir werden uns dorthin begeben. Ich habe dir versprochen, daß die Königstochter deine Frau wird — so soll es auch werden." Hernach zogen sich der Wolf und Hassan Pascha als Zigeuner-Bettler an, so daß man sie unmöglich sofort erkennen konnte, und zogen in das Reich des Sultan Murad. Als sie ankamen, sollte eben im Schlosse die Vermählung der schönen Königstochter mit dem ältesten Sohn des Sultans stattfinden. Vor dem Hochzeitstage ging der als Zigeuner verkleidete Prinz in das Schloß, um bei der Braut seines Bruders ein Almosen zu erbitten. Die beim Schloßtor stehende Wache wollte ihn nicht einlassen, aus Furcht, daß er etwas stehlen könnte. Die Königstochter, welche auf der Freitreppe Almosen verteilte, bemerkte den bettelnden Zigeuner und gebot ihn einzulassen. Hassan Pascha ging zu ihr und sagte die Hand ausstreckend: „Prinzessin! Reich irgendeine milde Gabe deinem ersten Bräutigam, damit er sich an deinem Hochzeitstage froh vergnügen kann!"

Die Königstochter wunderte sich über die Worte des Zigeuners, der sich ihren ersten Bräutigam nannte und führte ihn in ihr Zimmer. Dort erzählte Hassan Pascha, wie ihn Allah vom Hungertode errettet und von der Blindheit geheilt habe und wie er mit dem Wolfe, als Zigeuner verkleidet, rechtzeitig hierher gekommen sei. Die Prinzessin teilte schleunigst alles Geschehene dem Sultan Murad mit, der hocherfreut war, als er den vermißten Sohn wiedersah. Aber die Königstochter nahm Hassan Pascha bei der Hand und erklärte dem Sultan: „Der da ist mein Bräutigam und kein anderer."

Hierauf erzählte Hassan dem Vater, wie er mit Hilfe des Wolfes die geheimnisvollen Vögel geholt und für sich die Braut und das Roß gewonnen hatte, wie dann von ihm die Brüder aus ihrem Elend erlöst wurden, wie sie ihn dafür des Augenlichtes beraubt und in der Wüste liegen gelassen, aber die Vögel, die Königstochter und das Roß weggeführt hatten, wie ihn Allah vom Untergang errettet

Digitized by Google

hatte und wie er endlich mit dem Wolf nach Hause gekommen sei. Der Sultan war außer sich über die Niedertracht seiner älteren Söhne. Er ließ sie sofort rufen. Als sie kamen und sahen, daß Hassan gesund und heil zurückgekommen sei, gestanden sie alle Schuld ein. Aber der Sultan war tief empört und verurteilte sie für ihr Verbrechen zu einem gräßlichen Tode. Man führte zwei Stuten herbei, band an deren Schwänze die zwei schurkischen Brüder und jagte die Pferde in das Stachelgras und Dorngestrüpp der Steppe hinaus. So wurden die schlechten Brüder in Fetzen zerrissen.

Hernach feierte Hassan Pascha seine Hochzeit mit der schönen Königstochter. Auch der Wolf, der dem Prinzen so viele Dienste erwiesen hatte, nahm an der Hochzeit teil und wurde besonders ehrenvoll behandelt. Bald darnach übergab der hochbetagte Sultan Murad die Regierung des Reiches seinem Sohne Hassan. Da dieser das auf den Federn des geheimnisvollen Vogels Anka-Kusch Aufgeschriebene eifrig las, wurden ihm alle menschlichen Tugenden kund und er herrschte weise über sein Reich.

5. Die schöne Dunja

In alter Zeit lebte ein König, der hatte drei Söhne. Einmal erkrankte der König schwer und, da er den Tod nahe fühlte, rief er die Söhne zu sich und sprach zu ihnen: „Liebe Kinder! Mein Leben geht zu Ende. Ich werde aus dieser unbeständigen Übergangswelt in die ewige, beständige Welt übersiedeln ... Nach meinem Tode werdet ihr als die Nachfolger auf dem Throne das Reich regieren müssen. Seid umsichtig und gerecht, bedrückt nicht das Volk, setzt auf einen tüchtigen Militärstand, erweiset dem Gewerbe und Handel Hilfe und Unterstützung. Wenn ihr jagen wollt, tut dies auf der Westseite des Reiches, aber

Digitized by Google

hütet euch, an die Ostseite zu gehen, denn dort sind die Wege sehr gefährlich. Es ist noch nie ein Mensch, der in jenes Gebiet geriet, zurückgekehrt. Seid aufmerksam auf meine Worte und haltet streng mein Vermächtnis!"

Bald darnach starb der König und wurde mit den größten Ehren beerdigt. Auf allgemeinen Wunsch wählten die Wesire und höchsten Würdenträger den ältesten Prinzen auf den Königsstuhl. Es verging einige Zeit. Da wollte sich der von den Regierungsgeschäften ermüdete neue König etwas auffrischen und erholen. Zu diesem Zwecke begab er sich mit seinem Gefolge auf die Jagd. Zwei Tage lang hatte der König schon den Reiz der Jagd genossen im freien Wald und weiten Feld; viel Wild und Raubgetier war von ihm und seinen Begleitern erlegt worden; die Jäger machten sich bereits auf den Heimweg. Plötzlich lief beim König eine Saiga[1] vorbei und der König begann sie sogleich zu verfolgen. Die Saiga lief in der Richtung auf die gefährliche Ostseite des Reiches. In der Leidenschaft der Jagd vergaß der König die Warnung des Vaters und jagte dicht hinter dem Tiere in das verbotene Gebiet hinein. Schon hatte er die Saiga eingeholt und schickte sich an, ihr den Todesstoß zu versetzen, als sie über ein Gehege sprang und in einen Garten hineinlief, an dem sie eben vorbeikamen. Der König wollte die Beute nicht aus der Hand lassen, ritt auch in den Garten hinein und wollte das Wild weiter verfolgen. Doch hier inmitten des Grünen und der dichten Bäume entschwand die Saiga spurlos den Augen des Königs.

Er begann das Tier in allen Ecken des Gartens zu suchen und sah plötzlich vierzig mit Schurpa und Fleisch angefüllte Kessel vor sich. Dabei stand eine schreckliche Alte, eine Hexe, und fraß vor dem König schnell alles auf, was in den vierzig Kesseln zubereitet war. Dann blickte die Hexe den jungen König böse an. Dieser verneigte sich tief vor ihr. Die Alte betrachtete ihn und sprach: „Ei, du Nachkomme Adams!

[1] Antilopenart.

Digitized by Google

Wenn du mich nicht so ehrerbietig gegrüßt hättest, hätte ich dich mit einem Schluck verschlungen. Wer bist du? Warum kamst du hierher ohne meine Erlaubnis? Wie konntest du es wagen, hier einzutreten, da doch über meinen Garten die Vögel nicht fliegen können und kein Mensch hier herumwandeln kann? Denn bei den Vögeln geraten die Flügel, bei den Menschen und Tieren die Beine in Brand."

Der König erwiderte auf die Drohungen der Hexe: „Mütterchen! Ich bin der Herrscher in diesem Reiche. Ich war auf der Jagd und ließ mich zur Verfolgung einer Saiga hinreißen, welche hierherlief und mich in diesen Garten führte. Hier ist sie mir aus dem Auge gekommen." Diese Saiga gehörte der Alten und deshalb erbitterte die Erzählung des Königs über die Verfolgung ihres Lieblingstieres die Hexe sehr. Sie hieß den König warten, bis sie wiederkomme, und ging, um ihm eine vergiftete Suppe zu kochen. Bald kam sie mit einer Schale in den Händen zurück und lud den König ein, sich zu setzen und ihr Essen zu kosten. Der König war sehr hungrig, ahnte nichts von der Heimtücke der Hexe, nahm einen Löffel und begann die Suppe zu essen. Aber schon nach dem ersten Löffel fiel er tot zu Boden.

Das auf dem Feld gebliebene Gefolge des Königs suchte einige Tage lang vergeblich den spurlos verschwundenen Herrscher und kehrte dann mit der Trauernachricht in die Stadt zurück. Die Wesire und Würdenträger nahmen an, daß der König auf der Jagd umgekommen sei, und beschlossen daher, den zweiten Prinzen zum Herrscher zu wählen. Sie brachten eine weiße Decke, setzten den Prinzen darauf, hoben ihn in die Höhe und riefen ihn zum Könige aus. Nach einiger Zeit begab sich der neue König, wie es Brauch war, gleich dem älteren Bruder auf die Jagd. Hierbei stieß er auf dieselbe Saiga, welche ihn in den nämlichen Garten verlockte, wo sein Bruder umgekommen war. Dort traf der König die gleiche alte Hexe, welche bei den vierzig Kesseln saß und schnell das darin Zubereitete ver-

Digitized by Google

schlang. Auch diesen König ereilte dasselbe Geschick wie den ersten.

Nach langem vergeblichen Suchen erhoben die Wesire und Würdenträger den jüngsten Prinzen auf den Thron. Auch dieser neue König veranstaltete nach einiger Zeit eine Jagd. Hierbei wiederholte sich bei ihm dasselbe wie bei den zwei Brüdern. Die Saiga führte ihn in den Garten und dort traf er die Hexe beim Essen. Sie fragte auch ihn, was ihn hergeführt habe, und er erklärte den Grund. Auch ihm bot die Hexe heuchlerisch die vergiftete Suppe an. Aber dieser König war vorsichtiger und klüger als seine umgekommenen Brüder. Er ahnte, daß ihn die Hexe vergiften wolle, wie sie die Brüder vergiftet hatte, und erwiderte daher auf die Einladung der Alten höflich: „Mütterchen! Ich habe noch nirgends gesehen, daß ein Gast vor der Wirtin zum Essen tritt. Wenn du mich bewirten willst, so koste als Hausfrau zuerst selbst und dann lade den Gast ein!" Die Hexe mußte, ob sie nun wollte oder nicht, das Essen kosten, um dem Gast mit gutem Beispiel voranzugehen. Sie glaubte wohl, es werde ihr nicht schaden, aber auch sie fiel sofort tot zu Boden.

Der junge König besah sich hierauf den Garten näher. Plötzlich erhob sich ein starker Wirbelwind und er erblickte in einiger Entfernung ein wunderschönes Mädchen, die Tochter eines Div. Kaum erschienen, war es schon wieder verschwunden. Aber der eine Blick hatte genügt, um in dem König eine rasende Liebe zu entfachen. Er suchte in dem ganzen Garten nach dem schönen Mädchen. Hierbei stieß er auf die Wohnung des Roten Div, der mit Lärm und Geschrei wütend auf den Eindringling losstürzte. Aber der König ergriff den Div am Gürtel und fing an mit ihm zu ringen. Sie kämpften Tag und Nacht, schließlich besiegte und bezwang der junge König den Roten Div. Dieser unterwarf sich und nahm den muselmanischen Glauben an. Der König befragte dann den Div, auf welchem Wege er

Digitized by Google

jene schöne Jungfrau wiedersehen könne. Der Div erwiderte: „O König! Das Mädchen heißt Dunja[1] und ist die Tochter eines Div. Aber ich weiß selbst nicht, wie man zu ihr gelangen kann. Doch habe ich einen älteren Bruder, den Weißen Div. Dieser wird es wissen und wird dir raten, wie du das Mädchen finden kannst. Doch sei vorsichtig! Der Weiße Div ist viel stärker als ich und kann dich ums Leben bringen."

Der junge König begab sich, auf Gottes Hilfe vertrauend, zum Weißen Div. Kaum sah ihn dieser, so warf er sich auf ihn und es entspann sich ein Kampf. Sie rangen ganze neun Tage. Endlich überwand der König den Div. Auch diesen fragte er um Rat, wie er jenes schöne Mädchen erlangen könne. Der Weiße Div erwiderte darauf: „Mir selbst ist dies unbekannt. Aber ich habe einen älteren Bruder, den Schwarzen Div; der weiß mehr als ich und kann dir einen nützlichen Rat geben." Daher machte sich unser Held auf den Weg zum Schwarzen Div. Nach einigen Tagen kam er bei ihm an und traute seinen Augen nicht, als er ihn sah. Der Schwarze Div war so groß, daß man es gar nicht beschreiben kann; seine Beine waren wie Pappeln, der Mund wie eine Höhle, die Nase wie eine lange Trompete. Aber trotz der Größe und Kraft des Schwarzen Div mußte der König, wenn er sein Ziel erreichen wollte, auch diesen Ifrit[2] bezwingen. Er stürmte auf ihn los und sie begannen zu ringen. Das Ringen dauerte vierzehn Tage. Am fünfzehnten Tage nahm der König seine ganze Kraft und Gewandtheit zusammen, hob den Ifrit mit beiden Händen hoch in die Luft und warf ihn weit weg. Der Div flog ganze zwanzig Klafter weit und stürzte halbtot zu Boden. In diesem Augenblick sprang unser Held auf den Div und setzte ihm den Dolch an die

[1] Das sartische Wort „Dunja" bedeutet entweder „Schatz, Reichtum" oder „Welt, Weltall." [2] Ein besonders mächtiger Dämon, der auch im Dienste Salomos stand (s. Anhang, Die Dschinne). Der Schwarze Div wird hier wohl wegen seiner Kraft Ifrit genannt.

Digitized by Google

Kehle. Der Div mußte sich ergeben und dem König unterwerfen. Auch er nahm den muselmanischen Glauben an.

Hierauf erzählte der König von seinem Wunsche, Dunja zu besitzen, und bat den Div um Hilfe. Dieser antwortete darauf: „Leider kann ich nichts für dich tun. Aber in der Nähe lebt meine Mutter; sie kann dir helfen. Doch beginne keinen Kampf mit ihr! Du kannst sie nicht überwinden, denn sie ist nicht allein sehr stark, sondern auch zauberkundig und kann dich, in was immer sie will, verwandeln. Wenn du willst, daß sie dir hilft, mußt du höflich und bescheiden sein. Du wirst ihr dienen, das Essen in den vierzig Kesseln kochen und den Hof fegen müssen. Dazu nimm dir einen Platanenbaum als Schüreisen und binde dir aus einer ganzen Fuhre Reisig den Besen. Mit jenem wirst du das Feuer unter den Kesseln schüren, mit diesem den Hof auskehren. So wirst du ihr deine Ergebenheit zeigen. Sie wird deine eifrigen Dienste anerkennen und dich fragen, was du wünschest und zu welchem Zweck du bei ihr lebst und ihr dienst. Nur auf diese Weise kannst du dein Ziel erreichen."

Der König hörte aufmerksam diese Rede des Schwarzen Div an und begab sich dann, ohne eine Minute zu zögern, zu der Alten, wo er sich genau nach den Weisungen verhielt. Er diente lange bei der Hexe und wartete die ganze Zeit darauf, daß sie ihn bemerken und ansprechen würde. Endlich war die Zauberin einmal bei guter Laune, trat näher an den König heran, betrachtete ihn und äußerte ihre Freude über sein fleißiges Arbeiten. „Warum bist du, Nachkomme Adams, hierhergekommen?" fragte sie. „Was bewog dich, so weit zu gehen, und was wünschest du von mir?" Darauf brachte der König sein Anliegen vor. Die Hexe erwiderte darauf: „O Mensch, gar schwer ist es, die schöne Dunja zu erlangen. Wenn auch die Stadt, in der sie lebt, nicht weit entfernt von hier ist, so ist es doch unmöglich, das schöne Mädchen zu sehen. Aber ich kann dir, o Mensch, durch gute Ratschläge einen Dienst erweisen. Ich

Digitized by Google

werde dich dorthin führen und dir dann sagen, wie du bei diesem schweren Werke vorgehen sollst."

Sie durchzogen mehrere Reiche und kamen endlich unter die Mauern jener Stadt, in welcher Dunja lebte. Nun belehrte die Mutter der Dive den König, wie er in das Schlafzimmer der Dunja geraten könne. „Sie besitzt einen Pferdestall," erzählte die Alte, „dort ist das Roß Juz-At[1]. Grabe unter dem Boden des Stalles ein Loch und stecke den Kopf heraus! Juz-At wird dich sehen und laut wiehern. Dunja wird jetzt sicher schlafen. Ihr Schlaf dauert vierzig Tage und vierzig Nächte und niemand kann sie erwecken außer Juz-At. Wenn das Pferd wiehert, wird Dunja erwachen, aufstehen und Nachschau halten. In dieser Zeit mußt du dich verstecken. Wenn sie sich überzeugt hat, daß niemand da ist, wird sie sich wieder schlafen legen. Dann schau wieder heraus, das Pferd wird wieder laut wiehern, Dunja wird wieder aufstehen und herausgehen. So mach es dreimal! Beim letztenmal wird sie zornig werden auf Juz-At, das Wiehern des Pferdes nicht mehr beachten und fest einschlafen. Dann kriech aus dem Loch heraus, geh durch den Stall und du wirst in das Schlafgemach der schönen Dunja kommen. Wie du dort eintrittst, ergreif sie sofort bei ihren vierzig Zöpfen. Sie wird erwachen und dir das Versprechen geben, dein Weib zu sein, und wird dir dies bei Allah beschwören. Aber trau ihr nicht und laß die Zöpfe nicht aus der Hand, bis sie bei ihren vierzig Zöpfen schwört. Dann kannst du ihren Worten glauben und die Zöpfe loslassen."

Der König tat alles genau so und Dunja ergab sich ihm. Am andern Tag berief sie zwei Baumeister und einen Mulla. Jenen befahl sie, ein Haus zu erbauen und dieser mußte sie vermählen. Für die jungen Eheleute begann ein glückliches Leben.

Nach einiger Zeit wollte der König sich erholen, auslüften und frische Waldluft atmen. Er ging daher auf die Jagd.

[1] Wörtlich „Hundert-Roß".

Digitized by Google

In seiner Abwesenheit begab sich Dunja zum Flusse Darja[1], ihren Kopf zu waschen. Zu derselben Zeit kam an das gegenüberliegende Ufer des Darja ihr jagender Gemahl. Sie riefen einander frohe Grüße zu. Hierbei fiel ihr ein Haar vom Kopfe. Dunja wollte es noch erhaschen, aber die schnelle Strömung trug es den Fluß hinunter. Sie schrie ihrem Gemahl zu, daß er ihr helfe. Aber auch er konnte, wie sehr er sich bemühte, das Haar nicht fangen. Dunja war über den Verlust des Haares sehr erregt. Der König wollte sie beruhigen: „Warum diese Aufregung wegen eines einzigen Haares?" Sie erwiderte: „Es ist ein sehr böses Vorzeichen. Ich fürchte, daß uns oder unser Reich ein Unglück trifft. Mein Herz ist schwer und fühlt ein Unheil voraus." So kehrten beide in großer Erregung in das Schloß zurück. —

Hier unterbrechen wir einstweilen das Märchen von Dunja und beginnen die Erzählung vom König des Reiches Tschin-Matschin (China). Dieser Herrscher war schon lange verliebt in Dunja, die er vom Hörensagen kannte. Er erließ in seinem Reiche eine Kundmachung des Inhalts, daß der hoch belohnt werden würde, welcher über den Aufenthaltsort der schönen Dunja Nachricht gäbe oder ihm ein Haar von ihrem Kopfe verschaffe. Denn die Wahrsager und Zauberer hatten dem König mitgeteilt, daß Dunja eines Tages ihren Kopf im Darja waschen und ein Haar verlieren werde; wer dieses Haar in die Hände bekomme, in dessen Hände müsse auch Dunja fallen ...

Jenes verlorene Haar der Dunja wurde durch die Strömung des Darja in das Reich des chinesischen Königs getragen und von einer alten Zauberin aufgefangen. Die schlaue Alte erriet sofort, daß dies Haar vom Kopfe der Dunja sei. Sie begab sich an den Hof und berichtete dem König von dem gefundenen Haare. Der chinesische König war sehr erfreut und beschenkte die Alte in der freigebig-

[1] Die Hauptflüsse Turkestans sind der Amu Darja und Syr Darja. Das Wort Darja selbst bedeutet Fluß.

Digitized by Google

sten Weise. Dann sammelte er sein ganzes Heer und machte sich auf den Weg nach der Stadt Dunjas. Schon nach einigen Tagen war er mit seinen Truppen unter den Mauern dieser Stadt. Als Dunja die unzählbaren Kräfte des Feindes sah, sattelte sie ihr Pferd Juz-At und ritt allein hinaus. Viele Feinde erschlug sie mit dem Schwerte und zerstampfte sie mit dem Rosse, ward endlich müde und kehrte nach Hause zurück. Einigemal ritt sie so vor die Stadtmauern hinaus und schlug sich ritterlich mit dem Feinde, aber endgültig überwinden konnte sie ihn nicht. Dann setzte sie sich auf ein zweites Roß, Diju-At, und sprengte von neuem gegen die Feinde. Ihr Überfall war so ungestüm, daß ihr niemand widerstehen konnte. Da begann der König von Tschin-Matschin mit seinen Truppen zu beraten, was zu tun sei. Das Heer gab ihm den Rat, unverzüglich im Reiche der Dunja verlautbaren zu lassen, daß der, welcher ihm helfe, die schöne Dunja zu gewinnen, viel Gold und Städte als Belohnung erhalten werde.

Im Reiche der Dunja lebte eine alte Zauberin. Als ihr die Kundmachung des Königs von Tschin-Matschin zu Ohren kam, schlich sie sich gleich verstohlen zu ihm und sprach: „O König! Du aller Könige König! Wenn du auch stark bist, so ist es doch unmöglich, Dunja mit Gewalt zu besiegen. Du mußt dich jetzt zurückziehen und deine Truppen über den Darja setzen. Dort wähle dir einstweilen einen Lagerplatz aus und warte. Ich aber werde diese ganze Angelegenheit durchführen und das schöne Weib zu dir bringen."

Der chinesische König tat alles, was ihm die Zauberin riet; aber diese ging zu Dunja und verdingte sich bei ihr als Dienerin. Einmal erinnerte sich Dunja im Gespräch mit ihrem Mann an die Alte und sagte: „Ich hasse diese Person und fürchte, daß sie uns Böses antut. Es wäre besser, sie zu entfernen." Aber ihr Gatte war nicht der gleichen Meinung. Er bemühte sich, die Frau zu beruhigen und sprach: „Warum die Alte verjagen? Sie arbeitet

Digitized by Google

fleißig und scheint eine treue Dienerin zu sein. Was kann sie uns Schlechtes antun?"

Eines Tages ging die listige Zauberin zu Dunja, verneigte sich tief und blieb vor ihr stehen. Die Königin bot ihr zu essen an. Die Alte aß und begann ein Gespräch vom Leben und allerlei. Hierbei wandte sie sich an die Königin mit folgender Rede: „Tochter des Div! Du hast einen Menschen geheiratet. Aber weißt du auch, wer es ist und von welchem Geschlechte er stammt?" Dunja entgegnete: „Bis jetzt war zwischen uns darüber noch nicht die Rede." Da meinte die Hexe: „Wenn du die ganze Wahrheit erfahren willst, so kann ich dich belehren, wie du vorgehen mußt, damit dir dein Mann alle seine Geheimnisse enthüllt. Wenn er von der Jagd zurückkommt, mußt du dich traurig stellen und so, als ob du über irgendetwas beunruhigt wärest. Er wird deine Schwermut und Unruhe bemerken und dich um den Grund fragen. Darauf sprich mit der traurigsten Stimme zu ihm: ‚O mein lieber Mann! Wir sind schon so lange verheiratet, aber bis jetzt habe ich es nicht gewagt, dich zu fragen, wer du bist und von welchem Geschlechte du stammst. Da ich aber jetzt oft allein im Hause bleibe, bin ich stark beunruhigt und traurig'. Wenn du so auf die Frage des Mannes antwortest, wird er dir alles entdecken."

Am andern Tag kam der König in bester Stimmung von der Jagd zurück. Als er aber sein Weib betrübt sah, wurde er unruhig und fragte nach dem Grund des Kummers. Dunja sprach dann so, wie es ihr die Alte gelehrt hatte. Auf ihre Frage erwiderte er: „Ich bin der König eines fernen Reiches. Ich ließ die Herrschaft, Geld und Gut, Ehren und Truppen und zog aus meinem Reich hinaus, nur mit einem Pferd, einer Peitsche und diesem Dolch hier versehen, in dem sich meine Seele befindet. Solange der Dolch in meinen Händen ist, kann mich niemand töten und in die Hand bekommen, aber wenn mir der Dolch durch irgendwen aus der Hand gerissen wird, so muß ich auf

Digitized by Google

der Stelle sterben." Während dieser Unterredung hatte sich die Hexe hinter der Tür versteckt und jedes Wort gehört. Sie erwartete mit Ungeduld die Nacht und schlich sich, als der König fest schlief, in sein Schlafgemach, raubte den Dolch und warf ihn in den Brunnen. Der König schlief nun den ewigen Schlaf, aber Dunja ahnte nichts von seinem Tode.

Am nächsten Tag kam zeitlich früh die Hexe in einem Zauberkleid zur Königin und sprach: „Ich sehe dich, Königin, traurig. Würde es dir nicht angenehm sein, am Ufer des Darja zu lustwandeln und die frische Luft zu genießen, solange dein Mann schläft?" Die Königin war hierzu bereit und bald gingen beide aus der Stadt hinaus zum Ufer des Darja. Hier sprach die Hexe zu Dunja: „Willst du, Königin, so werde ich durch den Darja gehen wie auf einem trockenen Wege." Dunja ward neugierig und bat, ihr dies Wunder zu zeigen. Die Alte ging wirklich auf der Oberfläche des Wassers wie auf festem Land; sie ging bis zum anderen Ufer und kehrte wieder zur Königin zurück. Diese wunderte sich nicht wenig über die Kunst der Alten. Die Hexe fragte dann: „Willst du auch im Wasser gehen?" Dunja wollte es auch versuchen. Da zog ihr die Hexe das Zauberkleid an und die Königin ging auf dem Wasser wie auf festem Boden. Die Alte führte sie auf jene Seite, wo das Heer des chinesischen Königs stand. Die auf Wache stehenden Soldaten ergriffen Dunja und führten sie vor den König. Dessen Freude war groß und er belohnte die Alte freigebig. Dann zog er mit Dunja und seinem Heere heim.

Gleich nach der Heimkunft machte der König von Tschin-Matschin seiner schönen Gefangenen den Antrag, seine Frau zu werden. Dunja, die sich sehr härmte und um ihren Gemahl trauerte, bat um eine Frist von sechs Monaten. Sie hatte das Gefühl, daß sie ihren Mann bestimmt noch wiedersehen werde, und sie hoffte vom chinesischen König loszukommen. Dieser willfahrte ihrer Bitte und ließ ihr Gemächer in seinem Schlosse anweisen.

Digitized by Google

Kehren wir jetzt zu dem gestorbenen König und den ihm untertänigen drei Diven, dem Roten, Weißen und Schwarzen zurück. Jeder von diesen hatte jenem ein Haar gegeben mit den Worten: „Wenn du meine Hilfe brauchst, so verbrenne dies Haar, und ich werde sofort kommen.“ Der König seinerseits hatte ihnen einen Stern gezeigt und gesagt: „Wenn dieser Stern verschwindet, so bin ich nicht mehr auf dieser Welt.“ Als jetzt die Dive von ihm keine Nachricht erhielten, dachten sie an diese Voraussage, suchten am Abend jenen Stern und konnten ihn nicht finden. Da beschlossen sie, sich sofort in das Reich Dunjas zu begeben, um zu erfahren, was den König betroffen. Im Schlosse der Dunja fanden sie den Gesuchten tot in seinem Schlafgemach. Sie bemerkten, daß sein Dolch fehlte, holten mittels ihrer Zauberkraft den Dolch aus dem Brunnen und legten ihn neben den gestorbenen König. Dieser stand sofort auf, wie aus einem tiefen Schlaf erwacht. Die Dive erzählten ihm, was sich ereignet hatte, und er beschloß, ohne Säumen in das Reich von Tschin-Matschin zu ziehen, um seine geliebte Gattin zu holen.

Er durchfuhr einige Länder und Reiche und gelangte in die Hauptstadt des Königs von Tschin-Matschin. Hier setzte er sich an einer Straße nieder, um zu rasten. Ein Diwana[1] ging an ihm vorbei. Der König fragte ihn nach Neuigkeiten. Der Diwana erzählte: „Unser König hat irgendwoher ein wunderschönes Weib gebracht, die Tochter eines Div mit Namen Dunja. Er will sie heiraten und hat ihr schon einen diesbezüglichen Antrag gemacht, aber das schöne Weib will unsern König nicht zum Mann und hat um eine Frist von sechs Monaten gebeten. Diese Bitte hat der König gewährt. Bald werden die sechs Monate vorüber sein.“ Hierauf wandte sich unser Held mit folgender Bitte an den Diwana: „Kaljandar[2], zieh du meine königlichen Kleider an und überlaß mir dein Gewand!“ Der Kaljandar

[1] Bettelnder Derwisch. [2] So werden die Derwische besonders in Buchara genannt.

Digitized by Google

war gleich einverstanden, zog sein Gewand aus und übergab es dem König, zog dann die Kleider des Königs an und ging seines Weges. Der König begab sich nun in dieser Verkleidung zum Schloß und setzte sich an der Mauer des Gartens, in dem Dunja wohnte, nieder.

Aus dem Garten trat ein Mädchen mit einem kupfernen Waschkrug in den Händen heraus. Es schöpfte Wasser aus dem Arük[1] und wollte zurückgehen, als es irgendwen rufen hörte. Die Jungfrau sah nach jener Seite, von wo man sie anrief, und sah einen Mann in dem zerlumpten Kleide eines Kaljandar. Der Blick dieses Mannes war aber so gebieterisch, daß sie ihm folgen mußte und näher trat. Der Kaljandar fragte, wohin sie das Wasser trage. Als er erfuhr, daß die Jungfrau das Wasser für Dunja geholt habe, fragte er sie über die Königin aus. Dabei trat er nahe an die Dienerin heran und ließ, ohne daß sie es bemerkte, seinen Fingerring in den Wasserkrug fallen. Hierauf sprach er: „Wenn du auf die Hände deiner Herrin Wasser gießen wirst, so gieß zuerst nur wenig! Sie wird dir zürnen und befehlen mehr zu gießen. Dann fürchte dich nicht, gieß das ganze Wasser auf einmal aus! Wenn du dies so machst, wirst du in der Folge die vertrauteste Dienerin Dunjas werden."

Das Mädchen machte alles so, wie es der Bettler angegeben hatte. Als es das ganze Wasser auf einmal ausgoß, fiel der Ring klirrend aus dem Kruge. Dunja erkannte ihn sofort und fragte das Mädchen, woher dieser Ring sei. Die Dienerin, die dies nicht erwartet hatte, geriet in Verwirrung, erzählte aber dann der Königin alles, was sich beim Arük zugetragen hatte. Dunja belohnte sie und ging selbst zum Derwisch hinaus. Dieser war, wie sie vermutet hatte, ihr Mann. Sie freuten sich über das Wiedersehen und dankten Gott, der ihnen wieder Glück beschieden. Dann berieten sie über ihre Flucht. Dunja sprach: „Komm in der Nacht hierher und warte. Ich werde mich mit Kleidung

[1] Bewässerungsgraben.

Digitized by Google

und Gold versehen und mich an einem Seil über die Mauer hinablassen." Hierauf kehrte sie in ihre Gemächer zurück und bereitete alles für die Flucht vor. Als die Nacht anbrach, packte sie alles Notwendige zusammen und ließ sich von der Mauer hinab.

Aber o weh! Unter der Mauer standen vierzig Räuber und der erschöpfte Mann schlief in dieser Nacht wie tot an dem verabredeten Platze. Die Räuber ergriffen Dunja und nahmen ihr das Gold und alle Habe weg. Aber um ihren Besitz selbst entstand bei ihnen Streit und Kampf. Dunja sah, daß auf diese Weise für sie alles unglücklich enden werde. Sie gab daher den Räubern einen listigen Rat. „Liebe Herren," sagte sie, „ich werde einen Pfeil von diesem Bogen abschießen und der, welcher ihn von euch bringt, soll mich besitzen." Die Räuber waren einverstanden und liefen dem von Dunja abgeschossenen Pfeil nach. Sie aber durchschnitt allen vierzig Pferden der Räuber die Fußsehnen, nahm ihre Wertsachen und verbarg sich. Die Räuber liefen die ganze Nacht hinter dem Pfeile her und konnten ihn nicht finden. Zurückgekehrt sahen sie, daß Dunja und die Sachen verschwunden, den Pferden aber die Füße durchschnitten waren. — Auf ihrer weiteren Flucht stieß Dunja noch auf sieben Diebe. Sie trat mit diesen in einen Kampf ein, tötete einen und die andern entflohen, als sie die Kraft und Tapferkeit dieses Weibes sahen.

Nach verschiedenen Abenteuern und Mühsalen gelangte Dunja in eine große Stadt. Hier war es nach dem Tode eines Königs Brauch, den Vogel Humajun (Königsvogel) auszulassen, und auf wen sich der Vogel setzte, den wählte man zum König. Dunja kam gerade zur Zeit der Königswahl in die Stadt. Der Vogel Humajun beschrieb einige Kreise in der Luft und setzte sich dann auf Dunjas Kopf. Das Volk wählte sie zur Königin. Sie herrschte sehr weise, das Volk kam in Wohlstand und genoß Frieden und Ruhe unter ihrer Regierung. Einmal nahm Dunja ihr Bild und

Digitized by Google

befahl es über den Stadttoren aufzuhängen. Beim Bild ſtellte ſie eine Wache auf und gebot jeden zu ergreifen, der dies Bild mit Verwunderung betrachten würde. Eines Tages kamen die vierzig Räuber zu den Toren. Sie wunderten ſich, als ſie auf dem Bilde jenes Weib erkannten, welches ihren Händen entſchlüpft war. Die Wache ergriff ſie und ſetzte ſie ins Gefängnis. Ein anderesmal kamen zu den Toren die ſechs Diebe. Sie ſtaunten nicht wenig, als ſie das Bild ſahen, und wurden gleichfalls verhaftet. Endlich kam nach langem Herumwandern und vergeblichem Suchen auch der geweſene König zum Stadttor, ſah hier das Bild der ſo ſehnſüchtig Geſuchten, fiel darüber in Ohnmacht und wurde ebenfalls von den Wächtern ergriffen und eingeſperrt.

Eines Tages ließ Dunja die Wächter rufen und fragte, ob ſchon jemand über das Bild verwundert geweſen ſei. Die Wächter berichteten über die von ihnen Verhafteten. Dunja befahl, ſie vorzuführen. Zunächſt brachte man die vierzig Räuber. Die dicht verſchleierte Dunja fragte: „Warum habt ihr euch gewundert, als ihr das Bild über den Toren ſaht?“ Sie erwiderten: „Wir waren vierzig Mann und hatten einſt ein ſchönes Weib in unſern Händen. Das Weib aber überliſtete uns und entfloh. Wir haben die Schöne überall geſucht, konnten ſie aber nicht finden. Plötzlich ſahen wir ihr Antlitz hier an den Toren und verwunderten uns.“ Dunja ließ die Räuber frei, doch mußten ſie ſofort das Land verlaſſen. Dann wurden die ſechs Diebe und der arme König vorgeführt. Auf ihr Befragen erhielt Dunja von den Dieben die Antwort: „Wir waren ſieben Mann. Wir trafen einmal eine ſchöne Frau und wollten ſie ergreifen; doch ſie kämpfte tapfer und erſchlug einen von uns. Aber wir entflohen voll Furcht. Dann machten wir uns auf, ſie zu ſuchen und fanden zu unſerem Erſtaunen hier ihr Bild.“ Dunja fragte: „Habt ihr der Frau irgendwelche Gewalt angetan?“ „Nein,“ ſagten die Diebe mit einer Stimme, „nicht einmal mit der Hand haben

Digitized by Google

wir sie berührt." Dunja ließ dann die Diebe frei und beschenkte jeden mit einem Mantel.

Hierauf ließ sie ein königliches Gewand bringen und ihren Mann damit bekleiden. Dann sprach sie und mühsam verhaltene Freude durchzitterte ihre Stimme: „Hier hast du die Erzählung der Diebe gehört. Sie berichteten von der dir gut bekannten Dunja. Du glaubst, daß du sie auf ewig verloren hast. Aber sie ist noch nicht gestorben, sie lebt, sie steht vor dir." Nach diesen Worten nahm sie den Schleier vom Antlitz und sprach: „Hier ist deine Dunja." Beide umarmten einander und vergossen Freudetränen über dieses frohe Wiedersehen. Dunja setzte ihren Mann auf den Königsthron und ließ dem ganzen Volke kundmachen, daß dieser König ihr Ehegemahl sei, von dem sie durch ein widriges Geschick so lange getrennt gewesen war.

6. Die Hexe und Prinz Goldhaar

In alten Zeiten lebte ein König. Er hatte drei Frauen, die alle kinderlos waren. Darüber war der König sehr betrübt, aber niemand konnte ihm raten oder helfen. Fern in einem anderen Lande lebte eine schreckliche, gefräßige, alte Hexe. Der Umfang ihres Kopfes war ungefähr so wie eine große Kirgisenjurte[1], der Mund wie ein Tor. Wenn sie aß, so verschlang sie ganze Hammel auf einmal. Das Essen bereitete sie sich in einem Riesenkessel, der vierzig Henkel hatte, so daß vierzig Mann notwendig gewesen wären, um ihn aufzuheben. In diesem Kessel kochten gewöhnlich vierzig Schafe oder andere Tiere. Die Hexe lief so schnell wie der Wirbelwind. Und wo sie erschien, wehte auch ein starker Wind. Ihr Äußeres konnte

[1] Das Nomadenzelt, welches leicht und schnell aufgestellt und abgetragen werden kann. Eine kleine Jurte kann von einem einzigen Kamel auf dem Rücken fortgeschafft werden.

Digitized by Google

die Hexe je nach den Umständen verändern. In ihrem Reiche lebten vierzig starke Dive, und ohne Zauberkräfte konnte man ihr nicht widerstehen. Die Kinder der Hexe waren ebenso gefräßige Ungeheuer wie sie selbst. Sie konnten sogar schon in jungem Alter ganze Tiere verschlingen. Vor allem liebte die Hexe Menschenfleisch. Um diese Lieblingsspeise zu erlangen, ging sie als Bettlerin verkleidet in die Städte und lockte kleine Kinder mit sich fort.

Einmal kam diese Hexe in Gestalt einer Bettlerin zu den Toren des Königsschlosses und bat um ein Almosen. Dem König fiel die ungewöhnliche Stimme der Bettlerin auf und er trat zu ihr heraus. Da sprach sie zu ihm: „Sage mir, was du am liebsten von Gott erbitten möchtest! Ich werde dir dies verschaffen." „Ich möchte mir vor allem von Gott Kinder erflehen," erwiderte der König. Darauf fragte ihn die Alte, wieviel Frauen er habe. Er antwortete: „Drei". „Laß sie hereinbringen!" gebot die Alte. Als die Frauen gekommen waren, gab die Hexe jeder einen Apfel und zwar den zwei älteren je einen weißen, aber der jüngsten einen roten, besonders schmackhaften. Die Hexe sprach hierauf zum König: „Alle drei Frauen werden nach Genuß der Äpfel schwanger werden und zur entsprechenden Zeit Söhne gebären, aber du mußt mir dafür nach sieben Jahren den Knaben geben, welchen die jüngste Frau geboren hat." Der König versprach dies und die Alte ging fort.

Und wirklich gebaren nach einer bestimmten Zeit alle drei Frauen Knaben, worüber der König unendlich froh war. Aber besonders freute er sich, wenn er den Sohn der jüngsten Frau betrachtete. Dies war ein sehr großes, märchenhaft schönes und fröhliches Kind. Und der König hing an ihm mit der größten Liebe.

Als die sieben Jahre um waren, kam die Hexe, wiederum in Gestalt einer alten Bettlerin, zum König und verlangte unter Hinweis darauf, daß die siebenjährige Frist vergangen sei, den jüngsten Sohn. Der König hatte schon

Digitized by Google

längst die Alte und das ihr gegebene Versprechen vergessen gehabt, aber als sie nun leibhaftig vor ihm stand und ihn daran erinnerte, wurde er traurig, da es ihm sehr weh tat, sich von seinem Lieblingskind zu trennen. Und er bat die Hexe: „Liebes Großmütterlein! Laß mir diesen Sohn und nimm dafür alles, was nur immer dein Herz begehrt. Mir ist nichts zu kostbar, nimm nur, was du willst!“ Aber die Alte wollte davon nichts wissen und bestand darauf, daß ihr der versprochene Knabe übergeben werde. Da ließ der König die zwei Söhne der älteren Frauen bringen und bot sie der Alten an Stelle des Lieblingssohnes an. Aber auch darauf ging die Hexe nicht ein, sondern forderte hartnäckig das ihr Versprochene. Als der König sah, daß gar nichts half, weinte er und übergab blutenden Herzens seinen Liebling der Alten.

Die Hexe nahm den Knaben und ging mit ihm nach Hause. Auf dem Wege trafen sie ein anderes altes Weib, welches den Königssohn zur Seite rief und ihm zuflüsterte: „Söhnchen, wohin gehst du mit der da? Kennst du sie?“ Der Knabe entgegnete, daß er nicht wisse, mit wem und wohin er gehe. Darauf enthüllte ihm die gute Alte, daß jene eine Hexe sei. Sie sagte: „Söhnchen, sei auf der Hut bei ihr! Sie wird dich in ihr Haus führen. Dort steht ein riesiger Kessel mit vierzig Henkeln. Sie wird dich zwingen, darunter Feuer anzuzünden, wird dann, wenn der Kessel erwärmt ist, den Steiß eines Fettschwanzschafes hineinwerfen und dich auffordern, um den Kessel zu gehen und das Fett darin umzurühren. Und wenn du dies tun würdest, würde dich die Hexe in den Kessel stoßen, um dich in dem Fett zu braten und dann zu fressen ... Doch fürchte dich nicht, aber nimm dich in acht! Wenn die Alte dich heißt, um den Kessel herumzugehen und hineinzublicken, so sag ihr: ‚Großmütterchen! Ein Schüler kann das, was er tun soll, nicht gleich richtig und gut machen, wenn es ihm nicht vorher der Meister zeigt. Deshalb zeig mir's, Großmütterchen, geh du zuerst um den Kessel, schau hinein und rühre das Fett um,

Digitized by Google

dann werde ich es auch bald verstehen'. Und wenn dir dann die Hexe alles vormacht und sich über den Kessel neigt, so stoß sie hinein. Sie wird darin verbrennen und du bist frei!" Nachdem die gute Alte den Königssohn so vorbereitet hatte, verabschiedete sie sich von ihm und er ging weiter hinter der Hexe.

Ob sie nun lange gingen oder nicht, endlich kamen sie zur Wohnung der Hexe. Als sie im Hause waren, befahl die böse Alte sofort dem Knaben, Feuer unter dem Kessel mit den vierzig Henkeln anzumachen. Dies tat der Königssohn, aber sein Herz erzitterte im Innersten vor Furcht. Als der Kessel warm wurde, warf die Hexe den Steiß eines Fettschwanzschafes hinein und sagte zum Knaben: „Nun, Söhnchen, geh einmal zweimal um den Kessel herum, blick hinein und rühre das Fett um!" Aber der Königssohn antwortete der Hexe so, wie es ihn die gute Alte auf dem Wege gelehrt hatte: „Großmütterchen! Bei uns ist es üblich, daß zuerst der Meister alles vorzeigt und dann erst verlangt, daß es der Schüler macht. Deshalb zeig mir, wie man das Fett umrühren muß, darnach werde ich es schon selbst treffen!"

Die Hexe ging nun um den Kessel herum und blickte hinein, um zu sehen, wie das Fett zerrann ... Da faßte der Königssohn allen Mut zusammen und stieß sie in den Kessel hinein. Die Hexe heulte wild auf, stöhnte und wimmerte, krümmte sich zusammen und war sofort tot. Der Knabe aber freute sich, daß es ihm gelungen war, von der Hexe loszukommen. Er dankte Gott für seine Rettung und saß nun unentschlossen da und wußte nicht, was er weiter tun sollte.

Da kam eine Katze gelaufen, an deren Hals vierzig Schlüssel hingen. Der Königssohn lockte das Tier zu sich und es kam auch, freundlich miauend, und ließ sich das weiche Fell streicheln. Der Knabe nahm alle vierzig Schlüssel vom Halse der Katze und begann sich im Haus der Hexe umzusehen. Hierbei bemerkte er vierzig Türen, in welche

Digitized by Google

die Schlüssel paßten, und fing an, sie der Reihe nach zu öffnen. Als er die erste Tür öffnete, sah er in einer Kammer mehrere Mädchen sitzen. Sie sprangen alle erschreckt auf, drückten sich im hintersten Winkel eng zusammen und schrieen durcheinander: „Ich bin nicht fett, aber die hier ist fett. Nein, die ist fett, aber ich nicht." Die Mädchen glaubten nämlich, man komme, um die fetteste von ihnen zum Mittagsmahl auszusuchen, wie dies die Hexe zu tun pflegte. Der Königssohn beruhigte sie, führte sie aus dem Raume heraus und ließ sie gehen, wohin sie wollten. Dann öffnete er die zweite Tür und fand in dieser Kammer mehrere Knaben, die ebenfalls heftig erschraken, aufeinander zeigten und schrieen: „Ich bin nicht fett, aber der ist fett. Nein, der dort ist fett, ich nicht!" Der Königssohn beruhigte auch sie und gab ihnen die Freiheit. So besichtigte er siebenunddreißig Räume, in welchen sich allerlei Zeug befand; zumeist waren es eßbare Dinge und Tiere.

Als er die achtunddreißigste Tür öffnete, fand er in der Kammer verschlossen drei Dive. Er führte sie heraus, ließ sie aber nicht frei. Dann machte er die neununddreißigste Tür auf und erblickte drei prächtige Pferde. Auch diese führte er vor das Haus hinaus und entließ sie einstweilen noch nicht. Endlich öffnete der Königssohn die vierzigste Tür. Er sah in diesem Raume drei Vögel von besonderer, nie geschauter Schönheit sitzen. Er nahm sie mit hinaus. Draußen fragte er die Dive, Pferde und Vögel, womit sie ihm dienen könnten, wenn er sie freiließe. Da gaben ihm die Dive Kopfhaare, die Pferde Schwanzhaare und die Vögel Federn. Und sie sagten dem Königssohn: „Wenn du uns irgendwie brauchst, so nimm etwas von den Haaren und Federn und verbrenne es! Dann kommen wir dir sofort zu Hilfe." Dann ließ sie der Königssohn frei.

Hernach ging er wieder in das Haus der Hexe und sah in einer Ecke zwei Krüge mit einer Mischung reines Goldes stehen. Der Königssohn tunkte seine Zöpfchen in die flüssige

Digitized by Google

Masse und seine Haare wurden golden. Dann verließ er das Haus der Hexe und ging, wohin die Augen schauten.

Auf dem Wege begegnete Prinz Goldhaar in der Steppe einem Hirten, den er um die Eingeweide eines Hammels bat. Einen Teil davon zog er über den Kopf, so daß er einem grindigen, widerlichen Burschen ähnlich sah. Er zog weiter, kam zu einer Kurgantscha[1] und sah dort eine alte Frau, die im Garten arbeitete. Als sie den Wanderer erblickte, unterbrach sie die Arbeit und fragte: „Ei, du grindiger Knabe! Wer bist du? Wessen Sohn bist du? Wohin gehst du?" Der Königssohn erwiderte: „Ich bin ganz verwaist und will Sohn sein bei dem, der keine Kinder hat." „Wenn das so ist, so sei mein Sohn! Bleib bei mir, lebe, wandle im Garten, erfreu dich an den Blumen, iß Aprikosen, Pfirsiche und Weintrauben, und ich werde dich lieben wie meinen eigenen Sohn," sagte die Alte. Das war ihm recht und er blieb bei der alten Frau.

So verlebte Prinz Goldhaar einige Jahre und wuchs zu einem starken Jüngling heran. Da hörte er einmal, daß in der benachbarten Stadt ein König lebe, der drei wunderhübsche Töchter habe, von welchen die jüngste die allerschönste sei, und daß diese drei Mädchen sich selbst ihre Gatten auswählen würden. Auch hörte er, daß von allen Seiten das Volk in diese Stadt zusammenströme. Und so bat auch er die alte Frau, sie möge ihn entlassen, weil er die Königstöchter betrachten wolle. „O mein Gott, du Grindiger! Wer wird nach dir, Räudigem, Sehnsucht haben? Werden dort etwa derartige Schönheiten sein? Bleib lieber daheim!" So redete ihm die alte Frau zu. Aber der Grindige blieb bei seinem Vorsatz und die Alte

[1] Kurgan bedeutet Festung. Mit Kurgantscha bezeichnen die Sarten die mit hohen Lehmwänden umgebenen Plätze in der Steppe, in welchen ursprünglich Vieh und Lasttiere untergebracht waren. Da auch die Besitzer oft innerhalb dieser festungsähnlichen Umwallung wohnen, bedeutet Kurgantscha auch einen Bauernhof. Oft stehen solche an den Karawanenwegen und dienen dann als Herbergen.

Digitized by Google

entließ ihn. Er nahm drei Blumensträuße, legte sie in ein Körbchen und ging.

Er kam in jene Stadt und sah, daß die Königstöchter, mit kostbaren Gewändern bekleidet, in prächtig geschmückten, offenen Zelten saßen, und das Volk vorbeiziehen ließen. Die Gesichter der Königstöchter waren mit durchsichtigem Musselin, unter welchem ihre schwarzen Augen hervorleuchteten, verhüllt. Prinz Goldhaar trat heran und überreichte die Blumensträuße. Die älteren wiesen die Blumen zurück, aber die jüngste nahm sie an.

Am nächsten Tag versammelte sich das Volk vor dem Königsschloß. Auf dem Dache eines Gebäudes waren schöne Sitze für die Königstöchter errichtet, von wo aus sie die langsam vorüberziehenden Jünglinge betrachteten, um sich ihre Männer auszuwählen. Denn in jener Stadt war es Brauch, daß bei der Wahl eines Gatten alle jungen Männer an der Braut vorbeigingen und sie demjenigen einen Apfel zuwarf, welchen sie zum Bräutigam auserkoren hatte. Und so zogen auch jetzt die jungen, noch unverheirateten Männer in schmucken Kleidern an den Königstöchtern vorbei. Die zwei älteren wählten sich schöne und reiche Jünglinge, aber die jüngste warf den Apfel dem armen, grindigen Burschen zu. Das ganze Volk wunderte sich über diese Wahl und die älteren Schwestern verlachten die jüngste.

Alle drei Königstöchter führten dann die gewählten Jünglinge zum Vater. Die zwei älteren Schwiegersöhne gefielen dem König und er befahl, ihnen Gemächer im Schloß einzuräumen. Aber der jüngste Schwiegersohn gefiel ihm ganz und gar nicht, und er ließ ihn im Pferdestall unterbringen. Die älteren Töchter waren mit ihren Männern stets beim Vater, die jüngste aber empfing er nicht und war erzürnt, daß sie sich einen so abscheulichen Mann erwählt hatte.

Der König liebte, wie es auch in jenem Lande der Brauch war, die Jagd und aß gern Wildbret. Einmal ließ er die zwei älteren Schwiegersöhne holen und befahl ihnen, auf

Digitized by Google

die Jagd zu gehen. Sie taten dies auch, nahmen gute Pferde, Jagdvögel und erfahrene Diener und wandten sich der Steppe zu. Auch der jüngste Schwiegersohn bat, mitjagen zu dürfen; doch die älteren Schwäger gaben ihm nicht einmal eine Antwort und zogen allein hinaus.

Da holte Prinz Goldhaar die Haare und Federn hervor, welche ihm die Dive, Pferde und Vögel im Hause der Hexe gegeben hatten. Er nahm auch sein eigenes Namenspetschaft und ging in den Wald. Dort angekommen, verbrannte er etwas von den Haaren und Federn — und plötzlich standen die Dive, Pferde und Vögel vor ihm und fragten: „Was benötigst du, Königssohn? Wir sind bereit, dir in allem zu dienen.“ Prinz Goldhaar hieß sie, ihm das beste Wild zu fangen und zu bringen. Sofort setzten sich die Dive auf die Pferde, nahmen die Jagdvögel und ritten in den Wald. Und schon nach kurzer Zeit kamen sie wieder zurück und brachten viel und mancherlei Wild. Der Königssohn befahl ihnen, das Wild nach Gattungen zu ordnen und ihm zu zeigen, was das Schmackhafteste von allem sei. Dann entließ er sie und legte sich ins Gras, wie wenn er nach schwerer Jagd ausruhen würde.

Um diese Zeit kehrten die älteren Schwäger abgehetzt und müde ohne jegliche Beute von der Jagd zurück. Sie sahen den im Wald liegenden Schwager, traten näher, wunderten sich, daß um ihn so viel Wild aller Arten war, und fragten, wo er dies alles her habe. Prinz Goldhaar zeigte stumm auf den Wald. Da wandten sich die Schwäger mit freundlichen Worten an ihn und begannen zu bitten, daß er ihnen einen Teil des Wildes überlasse. Er weigerte sich. Sie boten ihm Geld an, aber auch von dem wollte er nichts wissen. Und als sie noch dringender baten, willigte er endlich ein, aber nur unter der Bedingung, daß sie ihn sein Petschaft auf ihren Rücken anbringen ließen. Da es nicht anders ging, erfüllten die Schwäger diese Bedingung. Prinz Goldhaar zog sein Petschaft heraus und drückte es auf die Rücken. Hierauf gab er ihnen das schlechteste Wild.

Digitized by Google

Zuhause bewirteten die drei ihren königlichen Schwiegervater mit dieser Jagdbeute. Als der König das von den älteren Schwiegersöhnen gebrachte Wild aß, schmeckte es ihm nicht besonders. Dann kam auch Prinz Goldhaar aus dem Pferdestall und sprach: „Hier, Väterchen, kostet auch meine Speise! Ich war auch auf der Jagd.“ Der König nahm unwillig das dargebotene Essen und kostete. Es schmeckte ihm ausgezeichnet und er bat, ihm am nächsten Tag wieder dasselbe Essen zu bereiten. Prinz Goldhaar ging in den Wald und rief wieder die Dive, Pferde und Vögel. Bald war Wild in Menge gefangen. Davon bereitete der Königssohn ein schmackhaftes Essen, legte aber auf den Boden der Schüssel ein Stück Pferdemist. Der König aß mit Vergnügen die leckere Speise, aber als er am Boden der Schüssel den Mist erblickte, verzog er sein Gesicht und es wäre ihm fast übel geworden. Er ließ den Schwiegersohn rufen und fragte: „Wieso kam der Pferdemist hierher?“ „Sieh, Väterchen!“ erwiderte Prinz Goldhaar, „ich lebe im Pferdestall, wo leicht so ein Stückchen Mist in die Schüssel fallen kann.“ Da ordnete der König an, daß von nun an auch der jüngste Schwiegersohn am Hofe leben solle.

Am nächsten Tag rief der König alle Schwiegersöhne zu sich und fragte den jüngsten, warum er besser als die andern zu jagen verstehe. Da antwortete Prinz Goldhaar: „Väterchen! Das Jagen verstehen nur echte Königssöhne. Und da ich ein echter Königssohn bin und sie meine Diener sind, ist ja alles nur recht und natürlich.“ Bei diesen Worten zog er das Eingeweide vom Kopf und seine goldenen Zöpfchen erglänzten hell. Der König war erstaunt, aber Prinz Goldhaar fuhr fort: „Väterchen! Befehlt jetzt den zwei älteren Schwiegersöhnen, daß sie ihre Hemden ausziehen, und Ihr werdet auf dem Rücken dieser Männer meinen Königsstempel sehen.“ Der König war über diese Rede erzürnt, weil er glaubte, man halte ihn zum Besten. Dann aber befahl er den älteren Schwiegersöhnen die Hemden auszuziehen. Als dies geschehen war, wies der Königssohn

Digitized by Google

auf die Rücken und sprach: „Dies sind meine Diener, weil sie meinen Stempel tragen."

Der König war sehr verwundert. Als er aber über den ganzen Sachverhalt aufgeklärt war, ernannte er den Prinzen Goldhaar zum Thronfolger. Und dieser übernahm auch nach dem Tode des Schwiegervaters die Regierung.

7. Dschulek-Batür

Es lebte einst ein altes Ehepaar. Das hatte drei Söhne, von welchen der jüngste Dschulek-Batür hieß. Der Vater besaß eine Stute, welche jedes Jahr ein Füllen warf; aber jedesmal verschwand noch in derselben Nacht das Füllen auf eine unerklärliche Weise.

Als wieder die Jahreszeit war, sprach der älteste Sohn: „Vater! Ich werde heute Nacht wachen und sehen, ob wir nicht das Füllen davonbringen können." „Ja, geh, mein Sohn!" sagte der Alte. Der Sohn nahm Pfeil und Bogen und ging in den Pferdestall. Es ward Abend, es ward Mitternacht. Er wartete, aber es geschah nichts. Die Stute warf nicht und niemand trat zur Tür herein. Endlich übermannte den Wächter der Schlaf. Und da kam von seitwärts irgendwer und trug das Füllen, welches die Stute im selben Augenblicke geworfen hatte, weg. Der Morgen brach an. Der Mulla schrie den Azan[1] vom Minaret herab. Verschlafen trat der Wächter aus dem Stalle, seinen Schafpelz nachschleppend. Der Vater fragte: „Nun, mein Sohn, was gibt es Neues?" „O Vater! Die Stute hat ein Füllen geworfen, aber irgendwer trug es fort, als ich schlief," erwiderte der Sohn.

Monat verging um Monat und bald war ein Jahr herum. Die Stute war wieder trächtig. An dem Abend, als man sagen konnte: „Morgen wird die Stute füllen,"

[1] Aufruf zum Morgengebet.

Digitized by Google

sprach der zweite Sohn: „Vater! Diesmal gestatte mir zu gehen.“ Der Vater gab zur Antwort: „Hat dein älterer Bruder etwas ausgerichtet? Was willst denn du noch tun?“ „Ja, Vater,“ erwiderte er, „ich will auch in den Stall gehen und gut aufpassen. Vielleicht kann ich etwas sehen.“ „Gut, geh, mein Kind!“ Und der Sohn ging mit Bogen und Pfeilen in den Pferdestall. Es ward Abend und ward Mitternacht. Nach Mitternacht kam die Zeit der Morgendämmerung. Er sah, daß nichts war; die Stute warf kein Füllen. Und als er auf der einen Seite des Stalles einschlummerte, warf die Stute auf der anderen Seite ein Füllen, aber irgendetwas kam und trug das Füllen fort. Es ward Tag und der Mulla schrie den Azan von Minaret herab. Verschlafen trat der Wächter aus dem Stall, den Schafpelz hinter sich herschleifend. Der Vater fragte: „Nun, mein Sohn, was war los?“ „Ja, mein Vater,“ erwiderte der Sohn, „ich habe nichts gesehen. Die Stute warf das Füllen, aber irgendetwas trug es wieder weg.“ Da meinte der Vater: „Habe ich nicht gesagt: Hat dein älterer Bruder etwas ausgerichtet? Was willst denn du noch tun?“

Es verging Monat um Monat, ein Tag nach dem andern. Die Stute war wieder trächtig. Diesmal kam die Reihe zu wachen an Dschulek-Batür. „Vater“, sprach er, „erlaub mir! Jetzt werde ich selbst gehen und Nachschau halten.“ „Nein, mein Sohn,“ erwiderte der Vater. „Hat dein ältester Bruder etwas ausgerichtet? Hat dein zweiter Bruder was vollbracht? Was willst denn du noch tun?“ Da sagte Dschulek-Batür: „Ob du mir's gestattest oder nicht, ich werde heute Nacht gehen und wachen.“ „Ja, mein Sohn,“ meinte der Alte, „geh und versuch es! Es kostet dich nur den Schlaf. Nun, du wirst selbst wissen, was zu tun ist.“ Dschulek ging mit Bogen und Pfeilen in den Pferdestall. Es ward Abend, es ward Mitternacht; nach Mitternacht kam die Zeit der Morgendämmerung. Auch Dschulek neigte zum Schlafe. Da nahm er aus der Tasche ein Messer

Digitized by Google

heraus, schnitt sich in den kleinen Finger und streute etwas Salz darauf. Bei dem brennenden Schmerz verging ihm der Schlaf. Er beobachtete nun, wie die Stute plötzlich ein Füllen warf und gleichzeitig damit etwas zur Tür hereinkam und das Füllen aufhob. Dschulek zielte auf beide zugleich und schoß. Der Schwanz des Füllens und der kleine Finger des Div fielen zu Boden.

Der Morgen brach an, der Mulla schrie den Azan vom Minaret herab. Munter sprang Dschulek auf den Hof hinaus. Sein Vater fragte: „Nun, mein Sohn, was gibt es Neues?" „Vater", erwiderte er, „die Stute hat geworfen, aber irgendetwas, das zur Tür hereinkam, hat das Füllen weggetragen. Ich schoß einen Pfeil nach beiden und schoß beim Füllen den Schwanz und beim Div den kleinen Finger ab. Geh und sieh nach!" Der Vater sprach: „Ich werde nachschauen gehen, wie der kleine Finger des Div aussieht." Er ging zur Stalltür hinein und sah etwas auf der Erde liegen wie die Leiche eines Kamels. „Wenn das nur der kleine Finger ist," sagte er, „wie fürchterlich muß erst der Div selbst sein! Wackerer Junge, mein Sohn! Strammer Junge, mein Sohn! Tapferer Junge, mein Sohn!" Und der Vater schlug den Sohn auf die Schulter. „Vater", begann dieser, „wenn du erlaubst, so werde ich um das Füllen gehen." „Was fällt dir ein, mein Sohn?" rief der Vater. „Du Weißes und du Pupille meiner Augen, du Helligkeit meines Gesichtes, du Kraft meiner Seele, du mein einziger Sohn! Auf deine zwei Brüder ist ja doch kein Verlaß." „Nein, mein Vater," sagte Dschulek, „ob du es erlaubst oder nicht, ich werde gehen." „So geh!" sprach der Vater und ging traurig und hoffnungslos weg.

Dschulek-Batür buk sich Hafermehl, legte es in seinen Ranzen, ließ sich von Vater und Mutter segnen und zog hinaus. Plötzlich sah er zu seiner größten Verwunderung die zwei Brüder hinter ihm dreinlaufen. „Wohin des Weges, Dschulek?" fragten sie. „Ich gehe um unser Roß und ich werde es finden und heimbringen." Die zwei

Digitized by Google

Brüder dachten nun: „Wenn unser jüngster Bruder weggeht, wozu sollen wir älteren Brüder hier bleiben?“ Und so machten sie sich zu dritt auf den Weg. Lange wanderten sie, viel gingen sie herum. Vierzig Tage und vierzig Nächte waren vergangen. Da kamen sie zu einer Wegkreuzung. Inmitten der drei auseinandergehenden Wege war ein Stein mit der Aufschrift: „Wer nach rechts geht, wird wiederkommen; wer geradeaus geht, wird entweder kommen oder auch nicht; wer nach links geht, kommt niemals wieder.“ Der älteste Bruder ging auf dem Wege, auf dem man zurückkehren mußte, der zweite ging auf dem Wege, auf dem man zurückkehren konnte. aber auch nicht; aber Dschulek-Batür ging auf dem Wege, auf welchem man nie wieder zurückkehren sollte.

Lassen wir die zwei ältesten Brüder ihrer Wege gehen. Höret, was mit Dschulek-Batür geschah!

Er ging ohne Aufenthalt, ohne zu rasten und ohne zu ruhen, vierzig Tage und vierzig Nächte und kam auf einen Hügel. Von dort blickte er herum und sah einen Weg von drei Tagen entfernt einen Gartenzaun. Auf den ging er zu. Er kam an und trat gleich in den Garten hinein. Dieser Garten war so, daß ... o Wunder, o Wunder!

Da lag im Sonnenlichte
Ein himmelblauer See,
Drauf schwammen weiße Rosen
Und blutigroter Klee.

Von goldnen Bäumen fielen
Die Früchte süß und schwer
Und Papageien sprangen
Laut plappernd ringsumher.

Und Nachtigallen sangen
So wunder-, wunderfein.
Es luden seid'ne Teppiche
Zu sanftem Schlummer ein.

Digitized by Google

Und bunt bestickte Kissen,
Die lockten schwellendweich.
Es war so schön, so wonnig —
Ein holdes Märchenreich.

Dschulek-Batür aber war müde. Er vollführte die Waschung, sprach zwei Dankgebete und dachte sich niederzulegen und zu schlafen. Kaum hatte er den Kopf auf ein Kissen gelegt, als eine Dienerin kam, die Wasser geholt hatte und mit dem gefüllten goldenen Krug in der Hand an ihm vorbeiging. Als sie den am Ufer des Sees liegenden Jüngling sah, lief sie davon und berichtete ihrer Herrin:

Hör', was ich künde, hohe Fee!
Es schläft beim himmelblauen See
Ein Jüngling schön von Angesicht.
Woher er kam, das weiß ich nicht.

Da zog die Pari goldene Schuhe an, raffte ihr weites, duftiges Kleid zusammen, spitzte die roten, rosigen Lippen und ging, um den Fremdling zu betrachten. Sie sprach zu ihm:

In welchem Garten blühtest, Blume, du?
Auf welcher Wiese sangst du, Nachtigall?
Was ließ dir in dem Nestlein keine Ruh?
Was führt dich her in dieses Zaubertal?
Kommt eine kleine Fliege hergeflogen,
Hat sie sogleich die Flügelein verbrannt,
Die Beine brennen ab, wenn hergezogen
Ein Menschlein kommt in dieses Zauberland.
Wie wagtest du dich, sag mir's frei,
Her ohne Furcht und ohne Scheu?

Doch Dschulek-Batür erwiderte kurz und grob: „Rede erstens nicht mit einem Hungrigen, zweitens nicht mit einem Nackten, drittens nicht mit einem Müden. Ich bin hungrig, nackt und müde. Laß jedes Gespräch und sage, wo ich was zu essen haben kann." Die Pari sprach: „Vor dir steht in

Digitized by Google

dem Kessel mit den sieben Henkeln gekochter Pilaf; hierauf geh in das Haus, dort ist gebratenes Fleisch von sieben Hammeln; schließlich geh in jene Kammer, dort ist in sieben Öfen frischgebackenes Brot. Iß, was du willst, bis du satt bist. Dann komm heraus und laß uns reden!"

Er ging sogleich, schlang den Pilaf aus dem Kessel mit sieben Henkeln in sieben Schlucken hinunter, aß das Fleisch der sieben Hammel in sieben Schlucken und dann das Brot aus den sieben Öfen in sieben Schlucken und kratzte sogar die Krümelchen zusammen. Hierauf ging er hinaus und sprach: „O Pari! Hast du noch irgendwo ein Stück Brot verborgen? Eine Ecke meines Magens ist leer geblieben." „O Dummkopf!" schalt sie. „Hast du etwa alles aufgegessen?" „Ein Weib ist gewöhnlich dumm," erwiderte er. „Kannst du nicht hineingehen und nachsehen?" Sie ging und sah, daß kein Brot, kein Fleisch und kein Pilaf mehr da war.

Dann fragte er: „Sag mir, wem gehört der Platz?" Sie antwortete: „Dem Schwarzen Div." „Woher wird er kommen?" fragte er. Sie sprach:

„Von dorther, aus der Steppe geschwind,
Von der Insel kommt er wie ein Wirbelwind."

Dschulek-Batür ging dem Div entgegen und versteckte sich unter der Brücke. Plötzlich erschien in der Ferne der Schwarze Div. Staubwolken aufjagend kam er dahergestürmt. Aber da blieb sein Pferd stehen und wollte nicht über die Brücke. „Witterst du etwa den Dschulek, weil du hier nicht drübergehen willst?" fragte der Div. Da sprang Dschulek-Batür, erzürnt darüber, weil der Div seinen Namen so wegwerfend ohne das Wort Batür ausgesprochen hatte, hervor und rief: „Ist etwa Dschulek der Sklave deines Vaters? Was willst du: Schießen oder Ringen?" „Schießen soll dein Vater, ich will ringen," gab der Div zur Antwort. Sofort sprang er von dem Pferde und sie umfaßten sich. Dschulek-Batür hob den Div hoch empor, stieß ihn mit

Digitized by Google

Wucht zu Boden und schlug ihm den Kopf ab. Dem Pferde des Div schnitt er von der Stirn ein Büschel Haare ab und sprach: „Geh, Pferd meines ältesten Bruders!“

Dann zog er weiter und wanderte wieder vierzig Tage und vierzig Nächte, ohne zu rasten und ohne zu ruhen. Er kam mit Gottes Hilfe an den Fuß eines weißen Hügels, steckte den Schoß des Kleides hinter den Gürtel, wischte den Staub von seinen Lenden und kam wieder an den Rand einer Quelle. Er vollführte die Waschung, sprach zwei Dankgebete, blickte von dem Gipfel des Hügels umher und sah wieder einen Gartenzaun. Er ging dorthin, trat ein und sah einen Garten ... o Wunder, o Wunder!

Da lag im Sonnenlichte
Ein himmelblauer See,
Drauf schwammen weiße Rosen
Und blutigroter Klee.

Von goldnen Bäumen fielen
Die Früchte süß und schwer
Und Papageien sprangen
Laut plappernd ringsumher.

Und Nachtigallen sangen
So wunder-, wunderfein,
Es luden seid'ne Teppiche
Zu sanftem Schlummer ein.

Und bunt bestickte Kissen,
Die lockten schwellendweich.
Es war so schön, so wonnig —
Ein holdes Märchenreich.

Dschulek-Batür war aber müde und legte sich nieder, um zu schlafen. Er schlief schon, als eine Dienerin, die Wasser geholt hatte, mit dem gefüllten goldenen Krug vorbeiging und den Jüngling sah. Sie eilte und berichtete der Pari:

„Hör', was ich künde, hohe Fee!
Es schläft beim himmelblauen See

Digitized by Google

Ein Jüngling schön von Angesicht.
Woher er kam, das weiß ich nicht."

Die Pari zog goldene Schuhe an, raffte ihr weites, duftiges Kleid zusammen, spitzte die rosigen Zuckerlippen und ging langsam zum Jüngling. Sie sprach:

„In welchem Garten blühtest, Blume, du?
Auf welcher Wiese sangst du, Nachtigall?
Was ließ dir in dem Nestlein keine Ruh?
Was führt dich her in dieses Zaubertal?
Kommt eine kleine Fliege hergeflogen,
Hat sie sogleich die Flügelein verbrannt,
Die Beine brennen ab, wenn hergezogen
Ein Menschlein kommt in dieses Zauberland.
Wie wagtest du dich, sag mir's frei,
Her ohne alle Furcht und Scheu?"

Doch Dschulek-Batür gab kurz und grob zur Antwort: „Rede erstens nicht mit einem Hungrigen, zweitens nicht mit einem Nackten, drittens nicht mit einem Müden. Ich selbst bin hungrig, nackt und müde. Laß das Reden und sag, was es zu essen gibt!" Sie sprach: „Geh in dies Haus, dort ist in dem Kessel mit den vierzehn Henkeln Pilaf gekocht; geh in das zweite Haus, dort ist das Fleisch von vierzehn Hammeln frisch gebraten; und an dem dritten Orte ist in vierzehn Öfen frischgebackenes Brot. Du selbst kennst das Maß deines Magens, iß etwas von allem und komm dann heraus!"

Dschulek-Batür ging hinein, hob den Kessel mit den vierzehn Henkeln über sein Haupt und schlang alles hinunter; er ging in das zweite Haus und aß das Fleisch der vierzehn Hammel zusammen; dann ging er in das dritte Haus und ließ von dem Brot in den vierzehn Öfen nicht eine Krume übrig. Hierauf kam er heraus und sprach: „Hast du noch irgendwo ein Stück Brot verborgen? Eine Ecke meines Magens ist leer geblieben." „O du Dummkopf!" schalt sie. „Hast du etwa schon das ganze Essen verschlungen? Was

Digitized by Google

fragst du noch?" Er aber erwiderte: „Weiber sind gewöhnlich dumm. Kannst du nicht hineingehen und nachschauen?" Die Pari ging hinein und sah, daß vom Brot, Fleisch und Pilaf nichts mehr da war.

Dann fragte er: „Wem gehört der Platz, wenn es zu fragen erlaubt ist?" Sie gab zur Antwort: „Dem Weißen Div." „Woher wird er kommen?" fragte er weiter. Sie sprach:

„Von dorther, aus der Steppe heraus,
Von der Insel kommt er im Sturmgebraus."

Und er stellte die letzte Frage: „Wie wird er kommen?" Sie aber sagte:

„In Schnee und Eis, kalt wie die Winternacht,
Stürmend und tobend, daß die Brücke kracht."

Darauf ging Dschulek-Batür dem Weißen Div entgegen und verbarg sich unter der Brücke. Plötzlich erhob sich ein Wind, es fiel Schnee und dann begann ein Schneesturm zu wüten und es wurde eisigkalt. Als der Div vor die Brücke gekommen war, wollten seine Hunde nicht darüber laufen und blieben stehen. „Heh!" schimpfte der Div und rief: „Warum wollt ihr nicht über die Brücke gehen? Wittert ihr etwa den Dschulek?" Da sprang Dschulek-Batür hervor, schimpfte und schrie: „Was willst du: Schießen oder Ringen?" Der Div erwiderte: „Schießen mag dein Vater, ich will ringen." Sie umfaßten sich und hielten einander drei Nächte und drei Tage. Endlich hob Dschulek-Batür den Div auf, warf ihn zur Erde und schnitt ihm den Kopf ab. Dann ergriff er das Roß des Div, küßte es auf beide Wangen und sprach: „Geh! Du wirst meinem zweiten Bruder gehören."

Hierauf zog Dschulek-Batür weiter. Vierzig Tage und vierzig Nächte wanderte er, ohne zu rasten und zu ruhen, und kam wieder zu einer Quelle am Fuße eines Hügels. Als Dschulek von der Höhe herumblickte, sah er in der

Digitized by Google

Ferne einen Zaun, ganz aus Gold. Er ging dorthin und kam vor ein prächtiges, goldenes Tor. Er trat ein und sah ... o Wunder, o Wunder!

Da lag im Sonnenlichte
Ein himmelblauer See,
Drauf schwammen weiße Rosen
Und blutigroter Klee.

Von goldnen Bäumen fielen
Die Früchte süß und schwer
Und Papageien sprangen
Laut plappernd ringsumher.

Und Nachtigallen sangen
So wunder-, wundersein,
Es luden seid'ne Teppiche
Zu sanftem Schlummer ein.

Und bunt bestickte Kissen,
Die lockten schwellendweich.
Es war so schön, so wonnig —
Ein holdes Märchenreich.

Dschulek-Batür erblickte auch eine goldene Laube, darin einen Thron und auf dem Thron eine Jungfrau von überirdischer Schönheit. Doch er war müde und wollte schlafen. Daher legte er sich auf einen weichen Teppich und ein Kissen von Schwanendaunen. Schon übermannte ihn der Schlaf, als eine Dienerin vorbeikam. Sie hielt einen goldenen Krug in den Händen und neigte sich, um Wasser aus dem See zu schöpfen, als sie plötzlich den Jüngling sah. Sie ließ den Krug stehen, eilte zur Laube und meldete der Pari:

„Hör', was ich künde, hohe Fee!
Es schläft beim himmelblauen See
Ein Jüngling schön von Angesicht.
Woher er kam, das weiß ich nicht."

Digitized by Google

Die Pari sprang auf, zog goldene Schuhe an, raffte das weite, duftige Kleid zusammen, spitzte die rosigroten Zuckerlippen und ging zu dem Jüngling. Als sie ihn sah, erwachte in ihr sofort heiße Liebe. Sie sprach:

„In welchem Garten blühtest, Blume, du?
Auf welcher Wiese sangst du, Nachtigall?
Was ließ dir in dem Nestlein keine Ruh?
Was führt dich her in dieses Zaubertal?
Kommt eine kleine Fliege hergeflogen,
Hat sie sogleich die Flügelein verbrannt,
Die Beine brennen ab, wenn hergezogen
Ein Menschlein kommt in dieses Zauberland.
Wie wagtest du dich, sag mir's frei,
Her ohne alle Furcht und Scheu?"

Aber Dschulek-Batür gab zur Antwort: „Rede erstens nicht mit einem Hungrigen, zweitens nicht mit einem Nackten, drittens nicht mit einem Müden! Hungrig, nackt und müde bin ich selbst. Sprich nicht über das und jenes, sondern nur über das einzige, über das Essen." Darauf sprach sie: „Geh hinein in dieses Gemach, in dem Kessel mit den vierzig Henkeln ist Pilaf gekocht; geh dann in das zweite Gemach, dort ist Fleisch von vierzig Hammeln gebraten; geh endlich in das dritte Gemach, dort ist in vierzig Öfen Brot gebacken. Iß, wovon du willst, bis du satt bist!"

Er ging da hinein und verschlang den Pilaf aus dem Kessel mit den vierzig Henkeln; er ging dort hinein und aß das Fleisch der vierzig Hammel auf; und er ging an die dritte Stelle und ließ von dem Brot in den vierzig Öfen nichts übrig. Dann kam er heraus und sprach: „Hast du nicht noch ein Stückchen Brot verborgen? Eine Ecke meines Magens ist leer geblieben." „O du Dummkopf!" schalt sie. „Hast du etwa das ganze Essen verschlungen?" „Weiber sind gewöhnlich dumm," meinte er. „Wenn du es nicht glaubst, kannst du nicht hineingehen und nach-

Digitized by Google

sehen?" Sie ging hinein und sah, daß alles bis zum letzten Bissen verzehrt war.

Hierauf fragte Dschulek-Batür: „Wem gehört der Platz?" Sie erwiderte: „Dem Roten Div." „Woher wird der Div kommen?" fragte er. Sie sprach:

„Von dort her, aus der Steppe heraus,
Von der Insel kommt er im Sturmgebraus.
Dort führt die Brücke aus Pul[1] übern See,
Der Div wird bringen unsägliches Weh."

Und Dschulek-Batür tat noch eine Frage: „In welcher Gestalt wird er kommen?" Die Pari erwiderte:

„Heiß wie die Sonne, ein flammender Held,
Wird er verbrennen weithin die Welt.
Und all das, was sich reget ringsum,
Kommt prasselnd im lohenden Feuer um."

Dschulek-Batür ging und verbarg sich unter der Brücke. Plötzlich erwärmte sich die Luft, die Erde ward glühend, die Welt geriet in Brand und alle Lebewesen verbrannten. Es kam der Div. Sein Pferd hielt vor der Brücke. „Heh!" schimpfte der Div und schrie dem Pferde zu: „Wittersst du etwa den Dschulek, weil du nicht über die Brücke gehen willst?" Und er schlug das Pferd mit der Peitsche. Da sprang Dschulek-Batür hervor und rief: „Ist etwa Dschulek der Sklave deines Vaters, daß du seinen Namen nicht anständig aussprechen willst? Willst du schießen oder ringen?" Der Rote Div sprang eilends vom Roß und sie umfaßten einander. Sieben Tage und sieben Nächte hielten sie einander. Sie rangen wie Löwen, ketteten sich ineinander wie Tiger und pflügten die Erde auf wie Ackerland. Keiner konnte den Gegner werfen. Endlich wollten beide trinken und ließen einander los. Dschulek-Batür lief als erster zum See und hatte ihn schon ausgetrunken, als

[1] Kupfermünze von ganz niederem Werte. Das Wort ist des Reimes zu „Kul" (See) wegen gewählt. In der Sprache der Tadschiken heißt „Pul" Brücke.

Digitized by Google

der Div erst zu trinken begann. So konnte dieser seinen Durst nicht löschen. Dschulek-Batür, durch das Wasser vollauf gestärkt, kehrte zurück wie ein Löwe, öffnete weit die Arme und faßte den Div. Er hob ihn hoch empor und warf ihn zu Boden. Dann sprang er auf seine Brust und schlug ihm mit einem Streiche das Haupt ab. „Gott sei Lob und Dank! Ich habe mein Ziel erreicht," jubelte Dschulek, küßte das Roß zweimal auf die Stirn und setzte sich darauf.

Er begab sich in den Garten und verlebte einige Tage mit der holden Pari. Dann bekam er Heimweh und fing an zu seufzen. Sie sprach: „O du, von dem ich gern die Krankheit nehmen will[1], hast du etwa Freunde, die besser sind als ich?" „Nein," antwortete er, „aber wir waren drei Brüder, die sich gemeinsam auf den Weg begaben. Der eine ging auf dem Weg, auf welchem man zurückkehrt, der andere auf dem, auf welchem man zurückkehrt oder auch nicht, und ich auf dem, von welchem man nie zurückkehrt. Ich habe ein Mütterlein und Väterchen. Ich dachte daran, wie es ihnen jetzt wohl gehen mag, und deshalb seufzte ich." Sie fragte: „So willst du fortziehen?" „Ja," sagte er. Er nahm die Pari, sammelte Habe und Geld und machte sich auf den Weg. Auf der Weiterreise nahm er die Pari des Weißen Div und die des Schwarzen Div mit ihren Schätzen mit.

Dschulek-Batür zog bis zu der Vereinigung der drei Wege und schlug dort drei Zelte auf. Ungefähr eine Woche wartete er auf eine Nachricht über seine Brüder, aber es kam nichts. Dann setzte er sich auf sein rabenschwarzes Roß, nahm eine Reisetasche voll Gold und sprach zu den drei Pari: „Ich ziehe fort, aber ihr bleibt einstweilen hier und nehmt euch in acht!" Hierauf ritt er auf dem Wege, auf welchem man wieder zurückkehrt, fort.

[1] Ständige Redensart, um die allergrößte Liebe auszudrücken, die bereit ist, die Krankheit des Geliebten zu übernehmen, um ihn selbst gesund zu machen.

Digitized by Google

Er kam in eine Stadt und ſuchte auf allen Bazaren, auf allen Straßen, fand aber nirgends eine Spur von ſeinen Brüdern. Endlich ging er zu einer Bude, wo man gekochte Hammelköpfe verkaufte. Dort ſah er zu ſeiner Überraſchung den älteſten Bruder, der eben Holz unter den Keſſel legte. Dſchulek-Batür gab dem Wirt einen Tenga[1] und ſagte: „Bruder Kaljanaz[2], leg um einen Tenga Hammelköpfe bereit und ſchick' ſie mit dieſem Mann da zu mir dort und dorthin!" „Wie kann ich dieſen unreinen, ſchmutzigen Grindigen ſchicken? Ich werde es ſelbſt zu euch bringen, mein lieber Herr," entgegnete der Kaljanaz. „Nein", ſagte Dſchulak, „ſchick es nur mit dieſem Burſchen." „Gut, gut, mein lieber Herr," erwiderte der Kaljanaz und ſandte ausgeſucht gute Hammelköpfe für einen Tenga.

Dſchulek-Batür ſprach zum Bruder, der das Eſſen gebracht und ſich abſeits geſtellt hatte: „Setz dich und iß ſelbſt!" „Nein, mein Herr!" antwortete der Bruder, „eſſet ſelbſt nach Eurem Gefallen." Dſchulek rief: „O du Ahnungsloſer! Kamen wir denn in dieſe Stadt, um Hammelköpfe zu eſſen? Haben wir deswegen unſere Heimat verlaſſen? Setz dich und iß!" Der Bruder ſetzte ſich und aß. „Wieviel verdienſt du jeden Tag bei dem Kaljanaz?" fragte Dſchulek-Batür. „Mein lieber Herr! Manchmal eſſen wir zwei Brotkuchen, aber manchmal legen wir ſechs bis acht Pul zurück," meinte der Bruder. Da ſagte Dſchulek-Batür: „Ich werde dir für jeden Tag ſechs Tenga geben, wenn du zu mir kommen willſt." Voll Freude nahm der Bruder dies Angebot an. „Trag die Schüſſel dem Kaljanaz zurück und komm!" ſprach Dſchulek. Doch jener nahm die Schüſſel und zerſchlug ſie am Boden mit den Worten: „Gehen wir lieber gleich!" Und er ſchimpfte über ſeinen Herrn. Dann nahm Dſchulek-Batür den Bruder mit auf den Bazar und kaufte ihm

[1] Tenga oder Tanga, Geldmünze. [2] So heißen die Garköche, welche nur gekochte Hammelköpfe verkaufen.

Digitized by Google

Leibwäsche und schöne Kleider. Hierauf wandten sie sich auf den Weg, von welchem man zurückkehrt oder auch nicht.

Sie kamen in eine Stadt. Dschulek-Batür suchte auf den Straßen, auf den Bazaren, auf dem Rigistan[1], fand aber den zweiten Bruder nirgends. Schon wollte er von allem weiteren Forschen absehen, als ihm einfiel, auf dem Brotbazar Nachschau zu halten. Und richtig entdeckte er dort den Bruder. Dieser trug auf dem Kopf einen Korb mit Brotkuchen und schrie: „Ein Stück Brotkuchen! Ein Stück Brotkuchen!" Vor Dschulek-Batür sammelten sich achtundzwanzig Brotverkäufer und noch dazu kleines Volk, welche alle ihre Ware laut anpriesen und anboten. Auch sein Bruder lief herbei und schrie: „Heiße Brotkuchen, oj! Heiße Brotkuchen, oj!" Er schlug zwei Brotkuchen aufeinander und sprach: „Diesen nehmt, er ist vorn bei der Ofentür gebacken. Oder nehmt diesen, er ist im hintersten Eck des Ofens gebacken, Bajbatscha[2]! Für wieviel Tenga braucht Ihr Brot?" Dschulek-Batür fragte: „Wieviel kosten alle deine Brote?" „Herr, fünf Tenga[3]," war die Antwort. Dschulek kaufte alles um zwei Tenga und fragte weiter: „Wieviel verdienst du täglich mit dem Verkauf des Brotes?" Der Bruder antwortete: „Bajbatscha! Manchmal zwölf, manchmal fünfzehn Pul." Darauf sagte Dschulek-Batür: „Ich werde dir jeden Tag fünfzehn Tenga geben, wenn du zu mir kommen willst." Voll Freude nahm der Brotverkäufer dies Angebot an. „Gib den Korb dem Herrn zurück!" sprach Dschulek, aber sein Bruder schalt auf die Schwester seines Herrn, warf den Korb über das Dach des Hauses und blieb gleich bei ihm.

---

[1] So heißt ein Teil des Bazares der Stadt Samarkand. [2] Anrede für einen reichen, vornehmen Herrn. [3] Auf den orientalischen Bazaren verlangen die Händler zuerst stets das Doppelte oder Mehrfache für ihre Ware. Wenn Dschulek seinem Bruder sofort den geforderten Preis zahlen würde, würde er sich lächerlich machen.

Digitized by Google

Dschulek-Batür kaufte auch diesem Bruder schöne Kleider, dann zogen alle drei zur Wegkreuzung zurück. Die älteren zwei Brüder, die sich schon auf dem Bazar erkannt und begrüßt hatten, sahen die prächtigen Zelte, den unzählbaren Reichtum und Pferde soviel wie Hammelmist. An sechs abgesonderten Pflöcken waren sechs Heldenpferde Bidau[1] angebunden, welche ungeduldig um die Pflöcke herumliefen und den Boden zerstampften. Es wurde Abend, es kam die Nacht. Die drei Pari brachten drei Schüsseln Pilaf und stellten sie vor den Brüdern auf. Während des Essens fragte Dschulek-Batür: „Gute Burschen, woher stammt ihr?" Zuerst antwortete der älteste Bruder: „Ich bin aus der und der Stadt." Und der zweite sagte: „Ich bin auch aus dieser Stadt." Dschulek fragte weiter: „Warum kamet ihr in dieses Land?" Sie sagten: „Als wir hierher zogen, waren unser drei Brüder. An dieser Wegkreuzung trennten wir uns. Einer von uns ging auf dem Wege, von wo man wieder zurückkehrt; der zweite ging auf dem Wege, von wo man zurückkehren kann, aber auch nicht; aber der jüngste von uns ging auf dem Wege, von welchem es keine Rückkehr mehr gibt. Jetzt sind wir zwei wieder an der Stelle, wo die Wege zusammenlaufen, aber wir wissen nicht, ob unser jüngster Bruder noch lebt oder nicht." Da fragte Dschulek-Batür: „Wenn ihr euren Bruder seht, werdet ihr ihn erkennen?" Der älteste Bruder beteuerte darauf: „Möge das Auge dessen erblinden, der seinen jüngsten Bruder nicht erkennt!" Dschulek-Batür aber fragte: „Welches Merkmal hat euer Bruder?" Sie erwiderten: „Er hat auf der Stirn eine Warze und auf dem Rücken ein Mal von den fünf Fingern des heiligen Ali." Da nahm Dschulek die Haube vom Kopf und sie sahen die Warze auf der Stirn; dann zog er das Gewand aus und zeigte ihnen auch die fünf Finger des

[1] Bedeutet ursprünglich eine Stute, die nie Füllen warf, daher einen leichten und schnellen Gang hat, dann überhaupt ein gutes Pferd.

Digitized by Google

heiligen Ali. Sie erkannten den Bruder, umarmten ihn und befragten ihn über seine Erlebnisse. Sie dankten Gott, freuten sich, erzählten einander lange und gingen dann schlafen.

Dschulek-Batür ging in das Zelt, um mit der Pari zu schlafen, aber die zwei älteren Brüder begannen zu beraten. Denn gar viel ging ihnen durch den Sinn. Sie fragten sich: „Wie können wir uns jetzt in der Stadt des Vaters zeigen? Unser jüngster Bruder vollführte solche Heldentaten und hat sogar auch uns noch ausgeforscht. Was werden wir unserm Vater sagen?" Der älteste Bruder stellte zuerst die Frage: „Bruder, was tun wir?" Der zweite Bruder entgegnete: „Bruder, das hängt von dir ab." Da sagte der erste: „Wenn es von mir abhängt, dann schlage ich folgendes vor. Ich nehme das Stahlschwert des Bruders und binde es mit der Schneide gegen das Innere des Zeltes quer vor den Eingang. Dann setzen wir uns auf die Pferde und reiten nach entgegengesetzten Richtungen weg, galoppieren aber dann von zwei Seiten mit Geschrei herbei, als ob Räuber einen Überfall machen würden. Dschulek wird aus dem Zelt herauslaufen, mit den Beinen an das scharfe Schwert stoßen und sie mitten entzweischneiden." Der zweite Bruder sagte: „Gut, ich bin dabei." Und sie ritten weg, sprengten dann herbei mit Geschrei und riefen: „He, Dschulek, steh auf! Steh auf! Diebe haben dir all dein Vieh weggetrieben." Dschulek-Batür erwachte jäh aus süßem Schlafe, wollte mit einem Satz zur Tür hinausspringen, aber da wurden ihm beide Beine von dem Schwert durchschnitten. Stöhnend fiel er zu Boden und rief: „Ach weh! Ach weh, ihr Brüder! Ihr habt euer Werk getan und ich bleib hier hilflos liegen. Schlachtet mir doch zwei Pferde, legt ihr Fleisch in die Haut des einen und aus der anderen Haut macht einen Turßuk[1] und füllt ihn mit Wasser." Die Brüder gewährten diese Bitte, schlachteten die zwei Pferde,

[1] Wasserschlauch.

Digitized by Google

auf welchen sie herangeritten waren, legten deren Fleisch in die Haut des einen Pferdes, nähten aus der Haut des zweiten einen Turßuk und füllten ihn mit Wasser. Sie legten dies vor Dschulek, nahmen die drei Pari und alle Habe und zogen fort.

Lassen wir sie ziehen und hören wir, was mit Dschulek-Batür weiter geschah! Er lag und lag. Einmal sah er, wie ein Blinder eine Saiga verfolgte. Bald lief die Saiga vor dem Blinden, bald der Blinde vor der Saiga. Da rief Dschulek: „Blinder, wenn du Fleisch essen willst, komm zu mir!" Der Blinde kam, aß Fleisch und blieb bei Dschulek. Es verging einige Zeit. Einmal sah Dschulek, wie ein Armloser, aber Sehender eine Saiga erfolglos verfolgte. „O armloser Sehender!" sagte Dschulek, „wenn du Fleisch essen willst, geh hierher!" Jener kam. Dschulek aber erschoß die Saiga mit einem Pfeile. Sie brieten sie und aßen.

Eines Tages sprach Dschulek-Batür: „Eine solche Lebensweise, wie wir sie hier führen, hat keinen Sinn." Sie berieten, was sie tun sollten. Der Blinde und der Armlose sagten zu Dschulek: „Du bist älter, mach, was du fürs beste hältst!" Da erwiderte Dschulek: „Geht in die Stadt und holt ein Mädchen, einen Kessel und andere im Hause notwendige Gegenstände!" Sie gingen und brachten ein Mädchen mit einem Kessel und anderem Gut. So lebten sie zu viert und nannten das Mädchen, welches den Haushalt besorgte, Schwester. Sie brachten der Schwester eine Katze und geboten ihr: „Wenn du auch nur ein einziges Brotstückchen hast, so mußt du es mit der Katze teilen." Sie versprach dies zu tun. Zeitweise gingen die drei auf die Jagd und das Mädchen blieb zu Hause.

Einmal kehrte die Jungfrau die Stube aus und fand eine Rosine. Sie rief die Katze, aber diese kam nicht. Da aß das Mädchen die Rosine. Auf einmal kam die Katze miauend gelaufen und fragte: „Was ißt du da?" Das Mädchen entgegnete: „Ich esse nichts." „Wenn du nichts

Digitized by Google

zu essen hattest, warum hast du mich dann gerufen? Sieh, du kaust ja noch," sprach die Katze. Das Mädchen berichtete nun: „Ich habe eine Rosine gefunden und dich gerufen; aber du bist nicht gekommen und so habe ich sie gegessen." Die Katze ward böse und um zu bewirken, daß das Mädchen von den Brüdern Schläge erhalte, lief sie zum Herd, grub die Asche auf, pißte über die glühenden Kohlen, verlöschte sie so und lief dann mit erhobenem Schweif davon.

Als die Stunde herankam, in welcher die Brüder gewöhnlich heimkehrten, richtete die Schwester den Kessel her und wollte bis zur Ankunft der Brüder Pilaf kochen. Aber als sie die Kohlen anblies, sah sie, daß sie erloschen waren. Sie ging dann auf das Dach des Hauses und spähte ringsum. In der Ferne sah sie einen aufsteigenden Rauch, auf den ging sie auch zu. Der Rauch kam aus einer großen Höhle. Die Jungfrau ging hinein und sah einen großen Hof und mitten darin eine grausige Alte, welche in einem Kessel mit vierzig Henkeln Läuse briet und auch aß. „As Salam aleikum, liebe Mutter," sagte das Mädchen. „Wa aleikum as Salam[1]!" erwiderte die Alte. „Dein Glück, daß du so gegrüßt hast. Wäre dein Gruß nicht aufrichtig gewesen, so hätte ich dich in zwei Stücke zusammengebogen und als einen Bissen verschluckt." Das Mädchen bat: „Gib mir, bitte, ein glühendes Kohlenstückchen!" Aber die Alte sprach: „Laus mir zuerst die Haare zweimal, mein Kopf juckt stark!" Dann legte die Alte ihren Kopf auf das Knie der Jungfrau, faßte sie aber plötzlich an und begann gierig ihr Blut zu saugen. Hernach sprach sie: „Ach, das war gut, meine Tochter!" und gab ihr eine Handvoll gebratener Läuse und auch ein Stück glühender Kohle. Wie die Jungfrau heimging, fielen die Läuse aus ihrem Brustbausch auf den Weg, so daß alle verstreut waren, als sie daheim ankam. Aber an Stelle der Läuse waren Sträucher gewachsen und zeigten so den

[1] Der übliche Gruß und Gegengruß.

Digitized by Google

Weg an. Das Mädchen zündete das Feuer unter dem Kessel an, kochte Pilaf und fütterte abends die Brüder.

Am Morgen gingen die Brüder wieder auf die Jagd, aber gegen die Mittagszeit kam die Alte und fragte: „Nun, meine Tochter, womit bist du beschäftigt? „Mit nichts, Mutter," antwortete die Angeredete. „Dann laus mir den Kopf zweimal!" sagte jene. Die Jungfrau sah die Haare der Alten durch, aber diese schob wieder das Kleid des Mädchens hinauf und begann gierig das Blut zu saugen. Dann ging sie fort. Es vergingen einige Tage und jedesmal erschien die grausige Hexe, wenn die Brüder fern waren. Dschulek-Batür bemerkte, daß die Gesichtsfarbe des Mädchens ganz weiß wurde. Er fragte: „Schwester, was ist mit dir geschehen? Du bist ja totenblaß." Das Mädchen antwortete: „Es ist nichts geschehen." „Wenn nichts geschehen ist," sagte er, „so solltest du von dem Fleisch der Saiga dick und rot sein wie ein Hase." „Es ist nichts geschehen," meinte nochmals das Mädchen. Aber Dschulek-Batür sprach drohend: „Ich werde dich töten, wenn du es nicht sagst. Hat dich etwa irgendeiner der Brüder oder sonst wer geschmäht?"

Da gestand das Mädchen. „Wenn es schon gesagt werden muß, so erfahre denn die ganze Wahrheit. Einmal fegte ich die Stube und fand eine Rosine. Ich rief die Katze, aber sie kam nicht und so aß ich die Rosine allein. Da kam plötzlich die Katze und fragte: ‚Was ißt du denn da?' Ich sagte: ‚Ich esse nichts.' Die Katze erwiderte: ‚Wenn du nichts zu essen hast, warum hast du mich gerufen?' Ich berichtete nun: ‚Ich fand eine Rosine und rief dich, aber du kamst nicht und so habe ich sie gegessen.' Darüber wurde die Katze zornig und wollte mir Schläge von euch einbringen. Sie lief zum Herd, zerkratzte das Feuer und pißte drauf. Da ging ich auf das Dach und sah von dort einen aufsteigenden Rauch. Ich fürchtete euch und ging dorthin. Der Rauch kam aus einer großen Höhle in der Steppe. Ich wußte nicht, ob ich hineingehen sollte oder

Digitized by Google

nicht, aber ich fürchtete euch und ging hinein. Ich sah inmitten einer großen Umzäunung eine grausige Alte, welche in einem Kessel mit vierzig Henkeln Läuse briet. Mit den Worten „As Salam aleikum, liebe Mutter" trat ich ein. Sie antwortete: ‚Wa aleikum as Salam. Wenn dein Salam nicht aufrichtig gewesen wäre, hätte ich dich mit einem einzigen Schluck aufgefressen.' Ich bat: ‚Gib mir ein Stückchen glühende Kohle, liebe Mutter!' Sie aber sprach: ‚Laus mir zuerst den Kopf zweimal, er juckt stark.' Ich sah die Haare der Alten durch, aber sie legte ihren Kopf auf meine Knie und — meinen ganzen Leib durchliefen Ameisen ... ‚Ach, das war gut, meine Tochter,' sagte sie dann und gab mir eine Handvoll gebratener Läuse und ein kleines Stückchen Kohle. Wie ich nach Hause ging, verstreuten sich die Läuse auf dem Wege und es wurden daraus Sträucher. Und auf diesem so gekennzeichneten Wege kommt auch die Alte jeden Tag zu mir und trinkt mein Blut. Sie verbot mir, euch etwas zu sagen, und drohte mich zu fressen, wenn ich etwas sage."

Da sprach Dschulek-Batür: „Sehender Armloser! Wenn die Alte wiederkommen wird, fasse sie fest und rufe mich, ich werde sie bestrafen." Der sehende Armlose blieb daheim, um zu wachen. Die Alte kam und sah, daß, wo früher nur ein Mensch gewesen war, jetzt zwei waren, ließ das fast blutleere Mädchen gehen und warf sich auf den Armlosen, begann gierig sein Blut zu saugen und ging dann fort. Als Dschulek-Batür heimkam, schrie der Armlose kläglich: „Helft dem Hilflosen! Ich werde nicht mehr wachen, sie hat statt des Mädchens mein Blut getrunken." Da sprach Dschulek-Batür: „Gut, dann mußt du Blinder, der du die Arme hast, morgen wachen, sie fest packen und mich rufen. Ich werde gleich da sein." Die Alte kam auch wieder, sah, daß außer dem blutarmen Mädchen noch ein Mensch da saß, warf sich sofort auf den Blinden und begann gierig sein Blut zu saugen. Dann ging sie fort. Als Dschulek-Batür heimkam, schrie der Blinde jämmerlich:

Digitized by Google

„Helft dem Hilflosen! Ich werde nicht mehr wachen.“ „Was hat sie dir getan?“ fragte Dschulek. Der Blinde antwortete: „Sie legte den Mund auf meine Knie und trank das Blut, so daß auf meiner ganzen Haut ein Kribbeln war wie von Ameisen.“

Da sprach Dschulek-Batür: „Dann müssen wir es anders machen. Ihr geht beide auf jenen Platz. Dort ist eine Grube. In diese legt euch hinein. Wenn die Alte kommt, werde ich sie fassen und euch rufen. Dann kommt sogleich her!“ Und zur Schwester sagte er: „Wärme Wasser im Kessel und fang an mein Hemd zu waschen. Wenn die Alte eintritt, sag ihr: ‚Liebe Mutter! Wenn ich Wasser schöpfe, ist niemand, der Holz unter den Kessel legt; wenn ich Holz unterlege, ist niemand zum Wasserschöpfen da. Hol mir Wasser und leg Holz unter.‘ Aber jetzt grabe gleich hinter der Tür eine Grube aus!“ Das Mädchen grub die Grube aus und Dschulek versteckte sich darin und befahl dem Mädchen, die Öffnung mit Reisig zu verdecken.

Es war nach der Mittagszeit, als die Alte kam. Das Mädchen stand auf und sagte: „As Salam aleikum, liebe Mutter! Meine Augen warteten die ganze Zeit auf einen Menschen. Wenn ich Wasser schöpfe, ist niemand da, um Holz nachzulegen; wenn ich Holz nachlege, ist niemand zum Wasserschöpfen da. Gib mir zwei Schalen Wasser und leg etwas Holz nach!“ Die Alte ging zum Herd. Da kroch Dschulek-Batür aus der Grube heraus. Die Alte aber schrie: „Ainaljai[1], mein Sohn! Schon lange suche ich dich und kann dich nicht finden.“ Doch er packte sie fest, nahm das Schwert in die Hand, schleppte sie an den Haaren hinaus und band sie mit den Haaren an vierzig Pfähle. Er rief hierauf dem Blinden, der Hände hatte, und dem Sehenden ohne Hände und auch der Schwester, die davongelaufen war.

Dann befahl Dschulek-Batür der Alten, zuerst die Schwester

[1] Ich liebe dich.

Digitized by Google

zu verschlucken. Dies tat sie. Dann befahl er ihr, die Schwester herauszulassen. Sie ließ sie heraus. Da war die Schwester wie in eine schöne Pari verwandelt, ihr Antlitz war ein Spiegelbild der Sonne. Dann befahl Dschulek-Batür der Alten, den Blinden, der Hände hatte, zu verschlucken und wieder herauszugeben. Der Blinde kam sehend heraus. Hierauf befahl Dschulek der Alten, den Armlosen zu schlucken und wieder herauszulassen. Der Armlose kam mit gesunden, ganzen Armen wieder. Dann sprach Dschulek-Batür: „Nun, Brüder und Schwester, nehmt alle drei je ein Schwert in die Hand! Wenn sie mich verschluckt hat und nicht herausgeben will, so schneidet ihr sofort den Kopf ab und haut den ganzen Leib in Stücke. Wenn ihr nur etwas zögert, so verdaut sie mich." Sie versprachen es. Dann befahl Dschulek-Batür der Alten, ihn selbst zu verschlucken. Sie tat es, wollte ihn aber nicht mehr herausgeben. „Laß ihn heraus!" schrien die drei. Aber die Alte blieb mit aufgesperrten Augen starr sitzen. Da hieben sie mit den drei Schwertern auf einmal zu, schlugen den Kopf ab und zerstückelten den Leib. Nirgends war Dschulek zu sehen, bis sich eine Stimme vernehmen ließ: „Kleiner Finger! Kleiner Finger!" Sofort schnitten sie den kleinen Finger auf und heraus kam ganz gesund mit heilen Beinen Dschulek-Batür.

Aber der Kopf der Alten rollte fort und schrie immerzu drohend: „Ich werd' es dir noch geben, ich werd' es dir noch geben." Dschulek-Batür lief hinterdrein, aber der Kopf verschwand in einem tiefen Brunnen. Man hielt Rat. Dann befahl Dschulek-Batür dem gewesenen Blinden, ein Schwert zu nehmen und sich hinabzulassen. „Das will ich tun," sprach dieser, band einen Strick um die Mitte und ließ sich hinab. Aber er war noch gar nicht in der Mitte des Brunnens, als er von der Finsternis Herzdrücken bekam und aus Leibeskräften brüllte: „O weh, ich sterbe; o weh, ich verbrenne." Und sie zogen ihn wieder heraus. Dann sagte Dschulek-Batür zu dem ge-

Digitized by Google

wesenen Armlosen: „Du bist jetzt nicht mehr ohne Hände, kannst dich daher ohne Furcht hinablassen.“ „Das will ich tun,“ sagte dieser, band den Strick an den Gürtel, nahm das Schwert in die Hand und ließ sich hinab. Aber er kam nicht weiter als zur Mitte und begann dann erbärmlich zu schreien: „Helft dem Hilflosen! Zu Hilfe!“ Und so zogen sie ihn wieder heraus. Dschulek-Batür ward zornig und ging nun selbst ans Werk. Er sagte: „Wenn ich auch schreien sollte, ich sterbe oder ich verbrenne, so zieht mich nicht heraus! Aber wenn ich den Boden erreiche, so werde ich das Seil schütteln und dann zieht alles, was ich daranbinde, heraus!“ Er schloß die Augenlider fest zu und ließ sich hinab.

Auf dem Grund des Brunnens öffnete er die Augen und sah eine Höhlung mit einer Kuppel. Bei näherem Nachsehen entdeckte er eine kleine Tür. Er öffnete sie und geriet in einen goldenen Saal, in dessen Mitte eine Pari vor einer Wiege saß. Der Kopf der Alten lag in der Wiege und wurde von der Pari geschaukelt. Dschulek-Batür rief: „Ei, schöne Pari, was machst du denn da?“ „Nichts“, entgegnete sie. „So, so! Gilt dir das, was in der Wiege liegt, nichts?“ fragte er. Die Pari sagte: „Irgendwer hat die Alte getötet. Aber wenn ich den Kopf vierzig Tage lang schaukle, so wird die Alte wieder ganz und lebendig. Dann wird sie ihren Mörder und sein ganzes Geschlecht bis zum vierzigsten Gliede vernichten.“ „Warte, ich werde ihr schon helfen,“ rief Dschulek-Batür. Er hörte, wie der Kopf in der Wiege lallte: „Ich werd' es dir schon geben, ich werd' es dir schon geben.“ Da faßte er den Kopf an den Haaren, wickelte sie um die Hand und schlug den Kopf mit aller Wucht auf die Erde; dann nahm er das Schwert und zerstückelte ihn auf die allerkleinsten Teile. Vom Kopf blieb keine Spur mehr übrig. „Was sagst du nun?“ fragte er die Pari. Sie gab zur Antwort: „Möge deine Krankheit mich treffen! Was ich sage? Du bist mein und ich bin dein. Gott hat mich

Digitized by Google

gezwungen, so viele Jahre in diesem Brunnen zu warten, aber jetzt schenkte er mir meinen Geliebten."

Mit diesen Worten führte sie Dschulek in die inneren Gemächer. Aber er wollte keine Zeit verlieren und sprach: „Bedenk', wenn oben drei Menschen, meine zwei Brüder und meine Schwester warten, kann ich hier die Zeit nicht mit dir verbringen." Die Pari erwiderte: „Gut! Laß dich hinaufziehen und ich werde dir folgen." Aber er war mißtrauisch und befürchtete, daß sie nicht nachkommen würde. Da sprach sie: „Ei, Dschulek-Batür! Möge deine Ungläubigkeit vertrocknen! Paß nur auf, wenn ich zuerst hinaufkomme und deine Brüder mich sehen werden, werden sie sich gar nicht mehr um dich kümmern. Wenn sie das Seil nicht mehr herablassen, dann geh bei dieser Tür hinein! Du wirst in einen Raum kommen, in welchem zwei Pferde stehen. Wenn du dich auf das weiße Roß setzest, so reitest du in die Oberwelt; wenn du dich auf das rabenschwarze setzest, so fällst du durch sieben Schichten der Erde durch in die Unterwelt hinab." Dschulek-Batür band das Seil an eine Kiste, in welche sich die Pari gesetzt hatte, und schüttelte das Seil. Die Brüder zogen die Kiste hinauf und öffneten sie sofort aus Neugierde. Da sahen sie die Pari ... ihre Stirn war ein leuchtender Mond, ihre Augen waren zwei strahlende Sonnen, der Glanz ihrer Schönheit hätte die dunkelste Kammer erhellt. Darüber vergaßen die Brüder Dschulek-Batür. Jeder wollte die Pari besitzen und sie gerieten in Streit. Da nahm die Pari einen Erdklumpen, blies darauf, sprach den allerhöchsten Namen Gottes aus und warf den Klumpen weit weg. Er verwandelte sich sogleich in eine hohe Lehmmauer. Dann nahm die Pari einen Stein und sagte: „Wer diesen Stein über jene Mauer wirft, dem werde ich gehören."

Lassen wir sie einstweilen an diesem Platze sich abmühen mit dem Werfen des Steines und sehen wir, was mit Dschulek-Batür weiter geschah! Er sah, daß das Seil nicht

Digitized by Google

mehr herabgelassen wurde, wartete etwas und ging dann mit den Worten: „Sieh da, es ist eingetroffen, was die Pari gesprochen," zu den Pferden. Als er mit einem Ruck die Tür weit aufriß, streckten ihm die zwei drachenähnlichen Pferde die Schnauzen drohend entgegen. Er aber fürchtete sich nicht und sprang auf das weiße Roß. Doch dies brach unter ihm zusammen. Dann setzte er sich auf das schwarze Roß. Dieses überschlug sich und flog durch sieben Erdschichten hinab in die Unterwelt. . .

Dschulek-Batür kam in die Welt der Finsternis. Dort ackerte ein Greis mit Ochsen. „As Salam aleikum, lieber Vater!" grüßte Dschulek. „Wa aleikum as Salam," erwiderte der Greis und fügte sofort hinzu: „O du Unglück, o du bittere Not!" „Wo fehlt es, lieber Vater?" fragte Dschulek-Batür. „Pst, pst, mein Sohn, sprich leiser, leiser!" ermahnte der Alte. „Ja, was ist denn da los, Vater?" fragte Dschulek nochmals. Da berichtete der Alte mit gedämpfter Stimme: „Sieh, mein Sohn, es sind hier zwei Tiger, welche, wenn man laut spricht, sofort kommen und unser Vieh fressen." Da bat Dschulek-Batür: „Lieber Vater, wollt ihr mich nicht als Gast aufnehmen?" Der Greis erwiderte: „Ja, mein Sohn, sehr gern; denn ein Gast ist ein Gottesgeschenk." Hierauf sprach Dschulek: „Vater, ich gehe schon viele Tage hungrig herum. Bringt mir aus dem Haus eine Schüssel Grütze und zwei Brotkuchen heraus! Während Ihr dies holt, will ich mit den Ochsen langsam pflügen." „Gut, mein Sohn!" erwiderte der Alte, „treib sie langsam weiter, während ich in das Haus gehe, um für dich Speise zu holen."

Dschulek-Batür nahm den Stock des Pflügers und trieb die Ochsen an. Nach etwa dreißig Schritten begann er laut auf die Ochsen zu schreien: „Hü, hott, hott! Hü, hott, hott!" Als er sie so zweimal um das Feld in gerader und umgekehrter Richtung getrieben hatte, erschienen zwei junge Tiger und drohten auf dem Wege alles aufzufressen und auszutrinken. Dschulek-Batür aber ließ die

Digitized by Google

Ochsen, nahm die Tiger bei den Ohren und spannte sie ins Joch vor den Pflug. Dann trieb er sie mit Geschrei und Schlägen an. „Seid ihr," schrie er und schlug sie mit dem Stock, „die, welche dem Menschen keine Zeit zum Blinzeln lassen und ihm das Vieh fressen?"

Bevor der Greis das Essen herausbrachte, hatte Dschulek-Batür dreimal das Feld des Alten durchpflügt und obendrein noch die Äcker einiger anderer Leute. Als der Greis das seltsame Gespann sah, staunte er und wagte sich nicht näher. Dschulek rief: „Komm nur, lieber Vater, und fürchte dich nicht!" Der Greis sah, wie die Ochsen ruhig weideten und die ins Joch gespannten Tiger schweißgebadet dastanden. „Um Gotteswillen, mein Sohn, was hast du denn da gemacht?" rief er. Dschulek erwiderte: „O Vater, Gott schenke dir viel Gesundheit." Da sagte der Alte: „Mein Sohn, du bist ein wackerer Bursche!" Dschulek-Batür ließ den Pflug und ging essen. Vorher hatte er den Tigern eingeschärft, den Greis und alle seine Nachkommen und Nachbarn künftighin in Ruhe zu lassen, und sie mit den Worten entlassen: „Wenn ihr den Leuten hier keine Ruhe gebt, so werde ich, mag ich noch so weit sein, kommen, euch eure Schädel abschneiden und euer ganzes Geschlecht vernichten." Nachdem Dschulek gegessen hatte, sprach der Greis: „Erbitte von mir, was du willst!" Dschulek-Batür antwortete darauf: „O Großvater, was soll ich mir von dir erbitten? Sag mir nur, wo der Ausgang in die lichte Oberwelt ist." Der Alte erwiderte: „Das, mein lieber Sohn, kann ich dir leider selbst nicht sagen, da ich es nicht weiß. Doch geh zum König dieses Landes, vielleicht kann er dir raten."

Dschulek-Batür ging zum König. Auf dem Weg sah er, wie ein Mann eine Jungfrau und einen Hammel in einem schwarzen Zelt anband und darnach schnell davonlief. Dschulek ging zu dem Zelt. Aber die Jungfrau sprach: „Jüngling! Mein Leben ist abgeschlossen, der Tod ist mir bestimmt. Deswegen brachte man mich hierher. Aber

Digitized by Google

du sollst meinetwegen nicht zugrundegehen. Kehr dorthin zurück, von wo du gekommen bist." Dschulek-Batür fragte: „Warum hat man dich denn hier im Zelte angebunden?" Sie erwiderte: „Ein greulicher Drache verwüstet schon lange das Land meines Vaters. Jeden Tag muß ihm ein Mädchen geopfert werden. Es ist jetzt außer mir kein Mädchen mehr im Lande übrig geblieben." Da sprach Dschulek-Batür: „Ich schaue wohl noch mit offenen Augen, aber ich habe schon lang nicht geschlafen. Ich werde auf deinen Knieen etwas ruhen. Wenn der Drache naht, dann wecke mich!"

Dschulek-Batür schlief fest, als der Drache, der alles mit seinem Odem an sich zog, sich nahte. Er hatte Augen wie Fackeln. Das Mädchen konnte auf keinerlei Weise Dschulek erwecken. Es fürchtete sich und vergoß bittere Tränen. Diese fielen auf die Augen Dschuleks und infolge ihrer Schärfe öffnete er die Augen und erwachte. Er sprang auf und schrie: „Was gibt's?" Das Mädchen zeigte auf den Drachen: „Dort, dort!" „Wenn er kommt," meinte Dschulek-Batür, „so sind auch wir bereit" und ging aus dem Zelt hinaus. Der Drache zog ihn mittels seines schnaubenden Atmens an sich. Dschulek-Batür wurde in den Rachen des Ungeheuers hineingezogen und kam aus seinem hinteren Teile wieder heraus. Er hatte aber dabei mit dem Schwert in der Hand den Drachen in zwei Hälften zerschnitten. Dann nahm er sich einen Streifen der Drachenhaut, gab auch dem Mädchen davon für eine Tasche und legte sich dann wieder nieder zu einem festen Schlafe.

In der Zwischenzeit wollte der verzweifelte König jemand aussenden, um Kundschaft über die geopferte Tochter einzuholen, aber niemand wagte sich hinaus. Da befahl der König, einen in der Stadt lebenden, als feig bekannten Menschen mit einem vierzig Ellen langen Strick an ein gutes Roß zu binden und sie hinauszuschicken. Der fest an das Pferd gebundene Feigling weinte laut und zog hinaus mit dem Schwert in der bebenden Hand. Er kam

Digitized by Google

zitternd zu dem toten Drachen und schlug mit dem Schwert auf dem Boden herum. Als er sich aber überzeugt hatte, daß der Drache wirklich tot war, schnitt er aus dem Fell des Drachen einen Riemen heraus und sprengte damit zurück, vom König ein Sujuntschi[1] erbittend. Der König aber forderte ihn auf, die Tochter zu holen. Und jener brachte auch die Tochter. Der König veranstaltete nun ein Fest, um seine gerettete Tochter an den Zeigling zu verheiraten. Doch diese fragte: „Vater, was veranstaltet Ihr da?" Er erwiderte: „Ich will dich dem zum Weibe geben, der den Drachen getötet hat." „Aber, Vater," rief sie. „Was fällt Euch ein? Der Mann, welcher den Drachen getötet hat, liegt noch dort bewegungslos und schläft."

Da sandte der König um Dschulek-Batür und bot ihm seine Tochter zur Ehe an. Aber unser Held sprach: „Was soll mir deine Tochter?" Da sagte der König: „Ich werde dir auch mein Reich und all meinen Besitz geben." „Was soll mir dein Reich und all dein Besitz?" war wieder die Antwort. „Dann bitte, worum du immer willst!" sagte der König und Dschulek-Batür beeilte sich zu erwidern: „So wisse denn, worum ich dich bitte. Send' mich zurück in die lichte Oberwelt!" Darauf gab der König zur Antwort: „Dies kann weder ich noch jemand meiner Leute tun, Simurg[1] allein kann dich dorthin bringen. Dieser Vogel hat sein Nest dort unter jenem Berg bei der Quelle auf einer Platane."

Dschulek-Batür ritt zu der bezeichneten Platane, stieg vom Pferde und schlief ein. Plötzlich weckte ihn ein ängstliches Geschrei der Jungen des Simurg: „Tschrr prr, tschrr prr!" Er erhob den Kopf und sah einen Drachen, der in schlängelnder Bewegung auf den Baum zukroch. Dschulek sprang auf, entblößte das Schwert, zerhieb das Ungetüm in mehrere Stücke und warf das Fleisch den

[1] Geschenk für das Überbringen einer freudigen Nachricht. [2] Siehe Anhang!

Digitized by Google

Neſtlingen des Simurg zu. Die Vögel fraßen alles, legten aber den Kopf des Drachen für die Mutter beiſeite. Dann kam der Simurgvogel geflogen und ſah irgend etwas unter der Platane liegen. „Oh, hier iſt der, welcher jedes Jahr meine Jungen verſchlingt," dachte er. „Ich werde einen großen Felſen heben und auf ihn fallen laſſen, um ihn für immer zu vernichten." Und er brachte den Felſen. Da piepten die Vögel laut: „Tſchrr prr, tſchrr prr!" Simurg ſprach: „Ich werde zuerſt bei meinen Jungen nachſehen." Er legte den Felſen auf die Erde, flog ins Neſt und fragte: „Nun, meine Kinder, was iſt los?" „Mutter!" ſchrien die Jungen, „unſere Brüder hat jedes Jahr der Drache gefreſſen, aber dieſer Jüngling hat ihn getötet und uns gegeben. Wir haben ihn aufgefreſſen und dir den Kopf als Beweis gelaſſen." Simurg fraß den Kopf, flog von der Platane herab und hielt die Flügel über dem Haupte Dſchuleks, damit er ſo beſchattet ruhig ſchlafen könne[1]. Dſchulek ſchlief ſieben Tage und ſieben Nächte.

Als er aufwachte, ſah er etwas wie eine ſchwarze Decke über ſeinem Kopf. Dies war Simurg, welcher ihn gleich anſprach: „Mein Sohn! Fürchte dich nicht, ſondern fordere von mir, was du willſt!" Dſchulek-Batür erwiderte ohne Säumen: „Wenn dies der Fall iſt, ſo will ich, daß du mich hinausbringſt in die lichte Oberwelt." Da rief Simurg: „O Kinder! Du haſt meine ſchwache Seite ausgewählt und mir eine ſchwere Aufgabe geſtellt. Aber da du mir Gutes getan haſt, ſo werde ich dir auch dieſen Wunſch erfüllen. Geh und ſchlachte vierzig fette Pferde, bring das Fleiſch aller vierzig in den Häuten von zwanzig unter und nähe aus den anderen zwanzig Pferdehäuten Säcke und fülle ſie mit Waſſer." Nachdem Dſchulek-Batür dies

[1] Der große Eroberer Timur Tamerlan (1333—1405) erzählt auch in ſeiner Autobiographie (Ruſſiſche Überſetzung aus dem Türkiſchen, Taſchkent 1894), daß er einmal auf einem Friedhof eingeſchlafen ſei. Da habe ein Vogel ſeine Flügel über ihn ausgebreitet, ſo daß er in dieſem Schatten ruhig ſchlafen konnte.

Digitized by Google

alles vorbereitet hatte, sprach Simurg: „Leg alles auf meinen Rücken! Wenn ich Wasser verlange, so mußt du mir Wasser geben; wenn ich Fleisch verlange, mußt du mir Fleisch geben."

Als alles bereit war, flogen sie. Simurg stieg hoch empor und flog lange fort. Dann verlangte er Wasser. Dschulek gab ihm Fleisch. Der Vogel verlangte Fleisch. Dschulek gab ihm Wasser. Und so ging es weiter. Das Fleisch ging zu Ende, aber bis zum Ausgang in die lichte Oberwelt blieb noch eine Strecke so weit wie ein Speerwurf. Da verlangte der Vogel Fleisch. Dschulek sprach: „Ich will nicht, daß wir fallen" und schnitt ein Stück Fleisch aus seiner Lende und gab es dem Vogel. Simurg verschluckte das Stück und flog in die Oberwelt hinein, setzte sich dort und fragte: „Wenn ich Fleisch forderte, gabst du Wasser; wenn ich Wasser verlangte, gabst du Fleisch; und was war das, was du mir zuletzt an Stelle des Fleisches gegeben hast?" Dschulek entgegnete: „Auch das letzte ist Fleisch gewesen." Aber Simurg rief unwillig: „Nein, das war kein Fleisch. Rede die Wahrheit, sonst werfe ich dich auf einen Platz, der noch finsterer ist als der frühere." Da sprach Dschulek-Batür: „Ja, du hast Fleisch gefordert, ich habe Wasser gegeben; du hast Wasser verlangt, ich habe Fleisch gegeben. Als wir nahe beim Ausgang waren, ist das Fleisch ausgegangen und ich schnitt ein Stück aus meiner Lende." „Decke dich auf, ich will es sehen," befahl Simurg. Dschulek-Batür zeigte die Lende. Simurg legte ein Stück Fleisch, welches er unter der Zunge aufgehoben hatte, auf diese Stelle, beleckte sie und es wuchs zusammen. Dann sagte der Vogel: „Geh jetzt und Gott möge dich gut geleiten!"

Dschulek-Batür ging bis zu jenem Brunnen, in den er sich hinabgelassen hatte, und sah, daß von drei Menschen — die Schwester war mittlerweile in ihren Heimatsort zurückgekehrt — zwei sich bemühten, einen Stein über eine Wand zu werfen und es nicht konnten. Die dritte Person

Digitized by Google

saß und sah zu. Dschulek-Batür ging näher und fragte: „Gute Jungen, was macht ihr hier?“ Sie antworteten: „Diese Pari versprach uns, den zu heiraten, welcher den Stein über diese Wand wirft, aber wir bringen das nicht zustande.“ „Wartet!“, sagte Dschulek-Batür, „wir wollen sehen, ob ich es kann.“ Er warf und der Stein flog drei Ellen höher als die Wand und fiel hinter der Wand nieder. „Nun, was ist es jetzt, gute Jungen?“ fragte Dschulek. Sie erwiderten: „Für uns ist Versprechen und Erfüllen eins, die Pari gehört dir.“ Hierauf fragte er: „Wieso seid ihr denn hierhergekommen?“ Sie erzählten: „Wir hatten einen Bruder mit Namen Dschulek-Batür, durch dessen Hilfe wir wieder Hände und Augen, die uns gefehlt hatten, bekamen; er hat sich an einem Seil in den Brunnen hinabgelassen und dort diese Pari gefunden und heraufgesandt. Verblendet von ihrer Schönheit, beschäftigten wir uns hier und vergaßen ganz den armen Bruder.“ „Kennt ihr ihn, wenn ihr ihn seht?“ fragte Dschulek-Batür, zog sein Schwert und rief: „Soll ich euch beide auf der Stelle erschlagen? Was habe ich euch Böses getan, daß ihr mir das Seil nicht mehr hinabließet? Aber da wir solange beisammen gelebt und Brot und Salz miteinander gegessen haben, will ich euch freilassen. Geht, woher ihr gekommen seid!“

Dschulek-Batür nahm die Pari und zog nach Hause. Er wanderte lange und weit herum. Nach vielen Tagen und vielen Nächten kam er in die Heimatstadt, ging in das Haus des Vaters und sah dort Vorbereitungen zu einem Feste. An vierzig Stellen waren Kessel aufgestellt. Er fragte einen Mann, aus welchem Anlaß dieses Fest gefeiert werde, und erhielt die Antwort: „Die Brüder Dschulek-Batürs brachten von dem Wege, auf welchem man nicht zurückkehrt, drei Pari mit, welche sie zu Frauen nehmen wollten. Doch die Pari verlangten eine Wartefrist. Heute ist diese Frist abgelaufen und am Abend werden die Hochzeiten sein.“ „Na, wartet, ich werde vorher bei den

Digitized by Google

Kesseln ein wenig nachfeuern," sagte Dschulek-Batür. Und er nahm eine Zange. Aber statt Jantak[1] unterzulegen, steckte er einen Mann in das Feuer. Bevor man konnte ana mana[2] sagen, hatte er vierzig Menschen in die vierzig Herde geworfen. Da flüsterten die Leute einander zu „tschu, tschu" und es entstand ein Aufruhr bei dem Feste und alles lief davon.

Der alte Vater, der in einer Ecke saß, war blind. Dschulek-Batür benetzte mit Speichel die Augen des Vaters und gab ihnen so das Licht wieder. Die Mutter war ebenfalls blind. Dschulek benetzte auch ihre Augen mit Speichel und sie ward sehend. Nachdem sie sich weinend begrüßt hatten, fragte Dschulek-Batür: „Was ist hier geschehen?" Der Vater antwortete: „Deine Brüder erzählten, daß sie auf dem Wege gingen, von welchem man nicht zurückkehrt, die Dive erschlugen und so viel Reichtum erwarben, daß sie aber von Dschulek, der auf dem Wege gezogen sei, von welchem man zurückkehrt, keine Kunde hätten."

Dschulek-Batür rief die zwei Brüder und sprach: „Zum Wohlsein, liebe Brüderlein! Nicht wahr, das ist eine Überraschung für euch, die ihr von dem Wege kommt, von welchem man nicht zurückkehrt, ihr unüberwindlichen Kraftkerle! Habe ich etwa Brotkuchen am Bazar verkauft?" fragte er zum mittleren Bruder gewendet. „Bin ich beim Herd des Kaljanaz gesessen, habe ich das Feuer geschürt und mich Tag für Tag bei trockenem Brot und Spülwasser kümmerlich durchgeschlagen?" fragte er den ältesten Bruder. „Fürchtet ihr nicht Gott, schämt ihr euch nicht vor den Menschen? Einem Mann wie mir, der euch so viel Gutes getan hat, habt ihr die Beine abgeschlagen und ihn erbarmungslos dem Tod in der Steppe überlassen." „Vater," sprach er weiter, „wer aus diesem Bogen ins Ziel schießt, der wird im Rechte sein. Aber wer im Unrecht ist, der wird sich selbst töten. So wollen wir den Fall entscheiden und so kann sich niemand über mich beschweren." Der

[1] Holz eines Steppengesträuchs. [2] Da ist's.

Digitized by Google

Vater billigte diesen Vorschlag und sprach: „Gut, mein Sohn, schießet!“ Der älteste Bruder nahm den Bogen und Pfeile und schoß. Der Pfeil traf das Ziel nicht, kehrte zurück und traf ihn in die Stirn. Er fiel um und war auf der Stelle tot. „Schieß!“ sagte Dschulek zum zweiten Bruder. Dieser nahm auch Bogen und Pfeile und schoß. Aber der Pfeil verfehlte das Ziel, kehrte zurück und tötete auch ihn.

Dschulek-Batür feierte dann selbst seine Vermählung mit den Pari und gab ein Fest, das vierzig Tage und vierzig Nächte dauerte und auf dem das ganze Volk sich ergötzte. So hatte er sein Ziel erreicht und Glück im Leben gefunden.

Möge der Gute sein Ziel erreichen,
Aber der Böse in Schande bleiben.

Möchten doch auch wir mit ihm unsere Ziele erreichen! Amen! König der Welten!

8. Die Hexenschwester

In einer Stadt lebte einst ein König. Er hatte drei Söhne, aber keine Tochter. Als der dritte Sohn zur Welt kam, verlor der König bald alle Liebe zur Mutter dieses Sohnes, weil sie häßlich geworden war. Er verjagte sie aus seinem Schlosse und nahm an ihrer Stelle ein junges und hübsches Weib.

Zur selben Zeit besaß der König ein sehr kluges und schönes Pferd, von dem er gern ein Füllen gehabt hätte. Aber jedesmal, wenn dieses Pferd ein Füllen warf, so wurde dies noch in derselben Nacht von irgend jemandem geraubt, und der König konnte das Füllen nie zu Gesicht bekommen, geschweige denn aufziehen. Deshalb befahl er seinen drei Söhnen, daß sie der Reihe nach in jeder

Digitized by Google

Nacht, wenn die Stute füllte, im Stalle wachen, nicht schlafen und auf den Dieb aufpassen sollten.

Es kam wieder die Zeit, wo das Pferd ein Füllen werfen sollte. Es ging zuerst der älteste Königssohn in den Stall, um zu wachen. Er kam und saß nicht lange, als allmählich ein kühles und einschläferndes Lüftchen leise zu wehen begann. Und der Königssohn schlief auch wirklich fest ein. Der Wind wurde heftiger und unter dem Sausen eines starken Sturmes kam die Hexe in den Stall hineingestürzt, faßte das eben erst geworfene Füllen und jagte in einem Nu unter Windesrauschen davon. Am Morgen erwachte der Königssohn und sah, daß kein Füllen mehr da war. Er ging zum Vater und sagte ihm, daß er die ganze Zeit gewacht, aber vom Füllen nichts gesehen habe. Im nächsten Jahr kam die Reihe zu wachen an den mittleren Bruder. Bei diesem war es dasselbe wie bei dem älteren; auch er schlief ein und sah weder das Füllen noch die Hexe.

Im dritten Jahre mußte der jüngste Königssohn auf Wache gehen. Als dieser im Stall war, machte er mit einem Messer einen Einschnitt in seinen kleinen Finger und streute Salz auf die Wunde. Der brennende Schmerz hatte die Folge, daß der Prinz nicht schläfrig wurde. Da begann das einschläfernde, kühle Lüftchen zu wehen und auch diesen Wächter wandelte Schlaf an. Aber er streute noch einmal Salz auf die Wunde und die Schmerzen halfen ihm den Schlaf überwinden. Eben war finstere Nacht eingetreten und alles verstummt, als sich plötzlich ein starker Sturm erhob. Im Wirbelwind jagte die Hexe daher und ergriff das eben geborene Füllen. Der Königssohn schoß auf sie und schoß ihr den kleinen Finger einer Hand ab, aber die Hexe verschwand mit Gewinsel und Geheul aus dem Stalle und schleppte trotzdem noch das Füllen mit. Der Prinz nahm den abgeschossenen Finger, der sehr groß war und Krallen hatte, trug ihn am Morgen zum Vater und teilte ihm mit, daß im Königshause ein Geist umgehe.

Digitized by Google

Hernach gebar die junge Königin eine Tochter und verschwand selbst in der gleichen Nacht aus dem Schlosse. Der König war anfangs darüber stark beunruhigt, schlug sich dann aber alle Gedanken aus dem Kopf und lebte nur für diese einzige Tochter. Aber der jüngste Königssohn war auf der Hut und gab auf alles genau acht. Einmal sah er zufällig seine Stiefschwester und bemerkte, daß ihr an einer Hand der kleine Finger fehlte. Sofort stand für ihn fest, daß dies die Tochter der Hexe sei, welcher er den Finger abgeschossen hatte. Und er teilte seine Beobachtung den Brüdern und dem Vater mit. Aber diese glaubten ihm nicht. Da bat der Prinz seinen Vater, entweder die Tochter zu töten oder er selbst würde das Haus verlassen. Der König sprach zu ihm: „Ich habe von euch Söhnen drei, aber nur eine einzige Tochter. Deshalb, wenn du willst, so geh!" Da machte sich der Prinz reisefertig und wanderte, wohin die Augen schauten.

Lange zog er so dahin. Einmal sah er gegen Abend auf einem kleinen Hügel ein Häuschen und am Fuße des Hügels längs eines Baches einen schattigen Garten mit verschiedenen duftenden und geruchlosen Blumen und allerlei Bäumen. Mitten im Garten standen drei große schattige Bäume, auf welchen schmackhafte Früchte und Nüsse hingen. Im Schatten dieser Bäume war ein Zelt aufgespannt. Dort saß auf einem mit Stickerei reich verzierten Teppich ein junges, schönes Mädchen. Es saß da, trauerte und sang schwermütige Lieder, die es auf dem Tambur[1] begleitete. Hinter der träumenden Jungfrau saß eine alte Frau, ihre Mutter, und flocht ihr zart die Zöpfe. Der Königssohn lauschte den fremden Gesängen und war ganz Ohr bei diesen wundersam traurigen und dabei so lieblichen Liedern. Er hörte, wie die Schöne in den Liedern ihr bitteres, unglückliches Mädchenlos beklagte. Sie nahm darin Abschied von der lichten Welt, von der hellen Sonne, den duftenden Blumen und lockigen Bäumen. Sie sang

[1] Gitarrenartiges Musikinstrument.

Digitized by Google

davon, daß bald die ihr verhaßten Freiwerber und Freiwerberinnen, gesandt von reichen und angesehenen Freiern, zur Mutter kommen würden, daß man sie verloben und mit Gewalt aus dem Hause der Mutter in das irgendeines greisen Wollüstlings wegführen werde. Und ihr ganzes Leben lang werde sie hinter Schloß und Riegel sitzen müssen im Itschkari[1], werde oft hören und sehen müssen, wie die älteren Weiber um den Mann streiten, miteinander raufen und ihr Vorwürfe wegen ihrer Jugend und Schönheit machen werden ...

Die Jungfrau hielt im Übergefühl des seelischen Schmerzes das Ende des Liedes nicht mehr aus, schluchzte laut auf und fiel an die Brust der Mutter. Sie bat und flehte die Mutter an: „Gib mich nicht einem solchen Mann, der viele Frauen hat, bei dem ich warten muß, bis die Reihe an mich kommt, bis es dem Mann beliebt, mich zu herzen und zu liebkosen! Gib mich einem, wenn auch armen, so doch jungen und klugen Mann zum Weibe in einem Lande, wo es Gesetz ist, daß der Mann nur eine einzige Frau hat, und wo die Weiber und Mädchen mit offenem, unverhülltem Antlitz gehen[2]!"

Der Königssohn hörte die zarten und gefühlvollen Lieder der Jungfrau und ihre verständigen Reden, war davon tief ergriffen und sang, ohne sich dessen selbst bewußt zu sein, ein kummervolles Lied. Er sang davon, wie sein Vater die Mutter, weil sie häßlich geworden war und ihn nicht mit ihrer Liebe ergötzen konnte, vertrieben hatte, ferner davon, daß es auf der Welt so schlechte Gesetze gäbe, daß die Männer ihre Frauen ungestraft kränken und die Väter ihre Töchter zum Heiraten zwingen können. Die Mutter und Tochter erschraken, als sie das Lied des unerwarteten Gastes und Sängers vernahmen. Die Tochter lief fort, aber die Mutter blieb, um das Lied bis zum

[1] Die gegen die übrigen Teile des Hauses oder Gehöftes streng abgeschlossene Abteilung mit den Frauengemächern. [2] Dieser Abschnitt ist jedenfalls ein moderner Einschub.

Digitized by Google

Ende anzuhören. Dann ging sie dem fremden Wanderer entgegen, nahm ihn freundlich auf und fragte ihn über alles, seinen Namen, seine Herkunft und den Zweck der Reise aus.

Er erzählte, daß er der Sohn eines Königs sei, welcher seine Mutter, weil sie häßlich geworden war, verjagt und an ihrer Stelle ein anderes junges und schönes Mädchen genommen habe, von welcher hernach die vierfingerige Hexe geboren wurde. Daß die Mutter dieses Hexenmädchens noch in derselben Nacht verschwunden sei, daß aber der König trotzdem nur diese einzige Tochter liebe und nichts Schlechtes von ihr glaube. Der Prinz schloß seine Erzählung mit dem Hinweis, daß er aus Furcht, von dieser Hexenschwester ums Leben gebracht zu werden, den Vater verlassen und sich entschlossen habe, die unglückliche Mutter zu suchen. Da lud die alte Frau den Königssohn ein, bei ihnen zu rasten und zu übernachten. Zugleich sann sie über die Mittel und Wege nach, durch welche er schneller und leichter seine Mutter finden könnte. Der Prinz nahm die Einladung gerne an und blieb über Nacht. Dabei lernten ihn die Mutter und Tochter näher kennen und gewannen ihn so lieb, daß sie ihn nur ungern auf den Weiterweg entließen.

Die alte Frau gab dem Königssohn einen Kamm, ein Rasiermesser und einen Wetzstein auf die Reise mit und sagte ihm: „Dies, mein lieber Sohn, hüte vor allem auf der Welt! Wenn du in eine unentrinnbare Not gerätst, so wirf zuerst den Kamm weg, dann das Rasiermesser und hierauf erst den Wetzstein. Hier hast du auch diesen Stab mit dem krummen Schnabel. Wenn du einmal vor mehreren Wegen stehen wirst, so wirf den Stab auf die Erde und geh dorthin, wohin der Schnabel zeigt. So wirst du deine Mutter wiederfinden.“ Die Tochter gab dem Prinzen noch eine Strähne ihrer schönen, weichen Haare. Er wanderte fort und Mutter und Tochter sehnten sich gar sehr nach dem so lieben und so braven Jüngling. Die

Digitized by Google

größte Sehnsucht nach dem Königssohn trug aber die Tochter im Herzen. Doch die Mutter tröstete sie und sagte, daß er bestimmt wieder zu ihnen zurückkommen werde.

Gar viele Länder verschiedener Art durchwanderte der unglückliche Königssohn und ertrug mancherlei Kränkungen von schlechten Leuten. Jedesmal wies ihm der Krummstab den richtigen Weg. Endlich kam er in jene Stadt, wo seine Mutter in der größten Not und bittersten Armut lebte. Sie war damals, als sie das Haus ihres königlichen Mannes verlassen mußte, in die Hände von Räubern gefallen, welche sie auf dem Bazar in die Sklaverei verkauften. So war sie in diese Stadt gekommen und diente in einem Hause als Aufseherin. Der Prinz ging als Kaufmann verkleidet in dieses Haus und begann um seine Mutter zu feilschen. Und es kostete nicht viel Geld, die altersschwache, fast arbeitsunfähige Frau aus der Sklaverei zu erlösen. Dann gab sich der Prinz zu erkennen und die glückliche Mutter fand nach jahrelangem Leid ihr Dasein wieder von hellem Sonnenschein erfüllt. Beide lebten nun in dieser Stadt. Er kaufte ein Haus und begann ein Handelsgeschäft, das sehr gut ging und ihm viel Gewinn brachte. Und alle Leute liebten und schätzten ihn als einen verständigen und guten Menschen.

Nach einiger Zeit erkrankte die Mutter plötzlich, kränkelte, siechte dahin und starb endlich. Der Sohn ließ sie prächtig bestatten. Er trauerte lange und entschloß sich schließlich, die Stadt zu verlassen, um auf der Reise leichter diesen schweren Verlust vergessen zu können. Einen Teil seines Besitzes verkaufte er, aber das Meiste verschenkte er an Arme und Bettler, damit sie für seine selige Mutter zu Gott beteten. Er ließ auch ein schönes Denkmal auf dem Grab der Mutter errichten. Dann zog er fort, der Heimat zu, um seine Angehörigen zu sehen, um zu erfahren, wie es seinem Vater, den Brüdern und der vierfingerigen Schwester, der Hexentochter, ergehe.

Als er in seiner Vaterstadt angelangt war und zum

Digitized by Google

Königsschlosse ging, blickte das Volk mit Staunen und Mitleid auf ihn, aber niemand wagte es, ihm gerade herauszusagen, daß es im Schlosse nicht geheuer und schrecklich zu leben sei. Der Königssohn selbst erklärte sich diese staunenden und mitleidigen Blicke damit, daß er als Fremdling auffalle und daher so sonderbar betrachtet werde. Er trat in das Schloß ein. Totenstille empfing ihn. Er ging lange in den Zimmern herum, fand aber keinen Menschen. Endlich kam er vor eine Tür, hinter welcher er ein Geräusch vernahm. Er blickte durch ein Loch der Tür und sah ein Schauspiel, daß ihm die Haare vor Entsetzen zu Berge standen, denn er sah durch die Ritze seine Hexenschwester, wie sie mit teuflicher Lust die Schädel verschiedener Leute abnagte und nebeneinander aufstapelte. Er sah auch, wie sie den Schädel seines Vaters suchte und dann auf die Seite warf. Dann suchte sie den Schädel des ältesten Bruders und warf auch den weg. Endlich nahm sie den Schädel des mittleren Bruders in die Hand und sagte: „Wann werde ich nur den Schädel des Jüngsten bekommen?"

Von unsagbarem Grausen durchschüttelt und bebend vor Furcht sprang der Königssohn von der Tür zurück und wollte entfliehen. Aber die Hexe hatte das Geräusch gehört, verwandelte sich flugs wieder in das liebe Schwesterlein, trat zum Bruder heraus, begrüßte ihn und befragte ihn über seine Reise. Dann begann sie ihn zu bitten, bei ihr als Gast zu bleiben, da sie jetzt großen Kummer habe über den Tod des Vaters und der Brüder. Der Prinz versuchte Ausflüchte, er habe jetzt dringende Geschäfte und werde lieber später einmal zu ihr kommen. Da bat sie ihn, wenigstens mit ihr zu essen. Dies konnte er nicht zurückweisen und so willigte er ein, beim Essen zu bleiben. Die Schwester gab ihm eine Trommel und sagte: „Hier hast du, Bruder, eine Trommel! Trommle die ganze Zeit darauf, damit ich weiß, daß dir die Zeit nicht zu lang wird. Ich gehe, um ein gutes Essen zu bereiten." Der

Digitized by Google

Prinz nahm mit zitternden Händen die Trommel und begann darauf zu trommeln, während die Schwester in die Küche ging.

Kaum war sie weggegangen, als ein alter Fuchs in das Zimmer hereinlief und sagte: „Horch auf, Königssohn! Ein großes Elend steht dir hier bevor. Sieh, deine Schwester ist eine Hexe. Sie bereitet jetzt ein vergiftetes Essen vor. Wenn du hier bleibst, so bist du in einer Stunde tot und dein Schädel wird bei denen der Brüder und des Vaters liegen. Deshalb gib mir die Trommel und die Schlägel! Ich werde trommeln und du entfliehest schnell!" Der Prinz gab dem Fuchs die Trommel und lief davon. Der Fuchs aber trommelte und trommelte unermüdlich.

Als das Essen gekocht war, kam die Hexe, um den Bruder zu rufen. Sie ging und näselte: „Hm schau! Wie gut du trommeln kannst! Aber bald wirst du hier in einer Reihe mit dem Vater und den Brüdern liegen. Wie weit du auch gewandert bist, deinem Geschick dahier bist du doch nicht entronnen." Als der Fuchs die Stimme der Hexe vernahm, rannte er flink davon. Da nun die Trommel schwieg, sprach die Hexe näselnd weiter: „Hm, schau! Ganz gut hast du getrommelt, Brüderlein, und bist anscheinend müde geworden. Warte nur, gleich werden wir essen, ein wenig plaudern, das Andenken an den Vater und die Brüder feiern und dann sanft einschlummern für immer." Dann öffnete sie die Tür und fand das Zimmer leer. Sofort erriet sie, daß der alte Fuchs dem Königssohn aus der Not herausgeholfen hatte.

Wutentbrannt stürmte sie hinaus, um den Bruder zu verfolgen. Der hatte schon einen weiten Vorsprung. Doch bald sah er, als er umblickte, hinter sich die Hexe laufen, rennen, stürzen und ihm mit dem Tode drohen. Da erinnerte er sich an den Kamm, das Rasiermesser und den Wetzstein. Schnell holte er den Kamm heraus, warf ihn vor die Hexe und setzte selbst die Flucht fort. Vor der Hexe wuchs aber im Nu ein großer, undurchdringlicher

Digitized by Google

Wald empor. Lange mühte sich die Hexe, um durch den dichten Wald zu kommen, aber schließlich hatte sie sich herausgearbeitet und begann von neuem die Verfolgung.

Der Königssohn drehte sich wieder einmal um und erschrak noch mehr, als er sah, daß die ganz zerkratzte, blutige Hexe schon ganz nahe gekommen und noch wütender als früher war. Beinahe hätte sie ihn eingeholt gehabt, da warf er ihr das Rasiermesser vor die Füße. Und plötzlich erhob sich vor ihr ein hoher, unzugänglicher Berg. Der Prinz konnte wieder eine weite Strecke laufen. Aber die Hexe kam auch über den Berg und die Felsen, jagte von neuem wild schreiend hinter ihm drein und erreichte ihn fast. Da warf er den Wetzstein weg, konnte aber selbst nicht mehr weiter laufen, sondern sank vor Erschöpfung und Entkräftung zu Boden. Eben war die Hexe zum Wetzstein herangekommen, da bildete sich um sie herum ein weites, tiefes Meer. Zugleich erhob sich ein heftiger Sturm. Lange kämpfte die Hexe mit den tobenden Wellen und wäre beinahe an das Ufer gelangt, wenn sie nicht ein riesengroßer Fisch beim Fuße gepackt und in die Meerestiefe gezogen hätte.

Nachdem sich der Königssohn erholt hatte, stand er auf und warf den Krummstab auf das Meer. Sofort kam der ungeheure Fisch dahergeschwommen und sprach: „Fürchte jetzt nichts mehr, Königssohn! Über die Hexe habe ich am Meeresgrund den größten Steinblock gewälzt und bin dir nun neuerlich zu Hilfe geeilt. Setz dich jetzt auf mich, ich werde dich schnell an das andere Ufer bringen.“ Der Prinz setzte sich auf den Rücken des Fisches und kam so schnell über das Meer. Er dankte dem Fisch und verabschiedete sich von ihm; doch dieser sprach: „Danken kannst du mir, aber nicht Lebewohl sagen, denn du wirst mich vielleicht wieder einmal brauchen. Verlier nur den Krummstab nicht und trag' ihn immer bei dir!“

Der Königssohn kehrte dann in die Stadt zurück, in welcher sein seliger Vater geherrscht hatte. Das ganze

Digitized by Google

Volk zitterte vor Furcht, alles wartete mit Bangen, ob die Hexe wieder zurückkommen werde, um ihr blutgieriges Werk fortzusetzen, die Leute zu verschlingen und deren Knochen abzunagen. Aber der Königssohn beruhigte die Bevölkerung und erzählte alles, was er erlebt hatte. Da erst atmete das Volk erleichtert auf. Dann durchsuchte der Prinz das Schloß und fand in den Zimmern die Köpfe des Vaters, der Brüder und anderer Leute und Tiere. Er sah dort auch die schönen Köpfchen der aus dem königlichen Pferdestall geraubten Füllen liegen. Er ließ die Köpfe des Vaters, der Brüder und anderen Leute bestatten und bewirtete beim Leichenfest das ganze Volk mit Speise und Trank.

Nachdem er die Regierung übernommen hatte, dachte der neue König daran, sich zu verheiraten und entsandte viele verständige Männer in alle Länder, um jene gute alte Frau und deren schöne und kluge Tochter zu suchen. Er erzählte diesen Männern, wie ihm die Frau den Kamm, das Rasiermesser und den Wetzstein auf den Weg mitgegeben hatte und noch dazu für alle Fälle den Krummstab, und wie ihre Tochter ihm eine Haarsträhne geschenkt hatte. Er gab jedem ein Haar, damit sie nicht fehl gingen, wenn sie jene Jungfrau fänden. Lange wartete der junge König auf die Rückkehr dieser Sendlinge. Endlich kamen drei und brachten eine zweite Strähne genau derselben Haare. Sie berichteten, daß die Frau mit ihrer Tochter jetzt hinter jenem Meere wohne, welches sich aus dem weggeworfenen Wetzstein gebildet hatte, und sich von Herzen freuen würden, wenn sie den König bald bei sich begrüßen könnten.

Der junge König machte sich auch gleich auf den Weg, um die Braut und deren Mutter zu holen. Er kam zu dem Meere und fand dort schon ein Schiff bereit, auf dem er ohne Zwischenfall mit seinem Gefolge über das Meer fuhr. Dann ritt er schnell weiter und feierte bald ein freudiges Wiedersehn mit der alten Frau und ihrer

Digitized by Google

Tochter, seiner lieben Braut. Am nächsten Tag begab er sich mit den Wiedergefundenen auf den Heimweg. Sie kamen zum Meere, setzten sich alle auf das Schiff und fuhren hinaus. Aber als sie in der Mitte des Meeres an jener Stelle waren, wo die Hexe zugrunde gegangen war, entstand ein fürchterlicher Sturm. Das Schiff schien dem Untergang geweiht zu sein. Da erinnerte sich der König an den ungeheuren Fisch, warf den Krummstab auf das Meer und richtig erschien sofort das riesige Tier. Und kaum hatten sich alle auf den Rücken des Fisches gesetzt, als das Schiff vor ihren Augen zu zittern und brechen begann und schnell versank. Aber der Riesenfisch trug sie flink durch die tobenden Wogen an das Ufer. Als sie auf festem Land waren, dankten der König und seine Braut dem wackeren Fisch und luden ihn zur Hochzeit ein. Aber auch der Fisch dankte ihnen und wünschte ihnen alles Gute. Dann machte er mit dem Schwanz einen lustigen Schlag und verschwand im Meere. Und auf einmal legte sich auch der Sturm und es ward Ruhe über dem Wasser.

Auf der Hochzeit schmauste man vierzig Tage und vierzig Nächte und die jungen Eheleute begannen ein Leben, das dauernd glücklich und ungestört war.

9. Das Zauberroß

Es lebte einst ein König, der eine schöne Tochter hatte. Als sie mannbar wurde, ersann der König ein listiges Rätsel. Er fütterte einen Floh so lange, bis er so groß und dick wie ein Kamel wurde. Dann schlachtete er den Floh, zog ihm die Haut ab und ließ in seinem ganzen Reiche verkünden: „Wer erkennt, von wem diese Haut ist, dem gebe ich meine Tochter zur Frau.“ Alle Einwohner des Reiches versammelten sich im Schlosse, um zu sehen,

Digitized by Google

was dies für ein Fell sei und die Freier wollten es ganz bestimmt erraten, um die schöne Prinzessin zur Frau zu bekommen. Der König zeigte dem versammelten Volke die wunderliche Haut. Die Freier bemühten sich zu erraten, von wem die Haut sei, aber keiner konnte das Rätsel lösen. Und der König schickte das Volk wieder nach Hause.

Gleich darnach ging ein Sklave des Königs um Wasser und sprach, als er Wasser schöpfte, so vor sich hin: „Dummköpfe! Nicht zu erraten, daß die Haut von einem Floh ist!" Unter dem Wasser lebte ein Div. Dieser hatte gehört, was der Sklave sprach, und kam gleich am nächsten Tag in Gestalt eines armen, grindigen Bettlers in das Schloß des Königs. Er fragte die beim Tor stehenden Wächter: „Gibt mir der König seine Tochter, wenn ich erkenne, von wem das Fell ist, welches er dem Volk gezeigt hat?" Er bekam die Antwort: „Wie willst du grindiger Bettler erraten, von wem das Fell ist, wenn es das ganze Volk nicht erkennen konnte?" Mit diesen Worten trieben die Wächter den Bettler vom Schloßtor weg. Aber der Div kam in dieser Gestalt noch dreimal. Schließlich wurde es den Wächtern zu dumm und sie meldeten dem König, daß ein zerlumpter Grindiger jeden Tag zum Schloßtor komme und behaupte, erkennen zu können, von wem das Fell sei. Da ließ der König den Bettler in das Schloß führen. Er zeigte ihm die Haut und fragte: „Von wem ist dies Fell?" Der Grindige erwiderte: „Takfür[1]! Dies ist die Haut eines Flohes." Der König wunderte sich und wurde wütend darüber, daß so ein schäbiger, räudiger Bettler das Rätsel zu lösen vermochte. Er verweigerte ihm seine Tochter und befahl ihn wegzujagen.

Der Div verließ das Schloß, kam aber in den nächsten Tagen noch einigemal zum König mit der Forderung, er möge sein Versprechen erfüllen und ihm die Tochter geben, sonst würde dem Lande großes Elend erwachsen.

[1] Hoher Herr!

Digitized by Google

Aber dem König fiel es gar nicht ein, dem grindigen, zerlumpten Bettler die Tochter zur Frau zu geben. Schließlich ergrimmte der Div und zeigte seine Macht. Er warf seine Haube in die Höhe. Sofort verfinsterte sich der Himmel und das ganze Reich war sieben Tage lang von einem Nebel bedeckt wie zur Zeit der Nacht. Der König und das ganze Volk waren sehr erschrocken. Aus Furcht willigte endlich der König ein, seine Tochter dem Bettler zu geben, wenn er nur alles so mache wie es früher war. Da warf der Div seine Haube auf den Boden und auf einmal wurde es im ganzen Reiche licht wie am Tage. Der König erkannte nun, mit wem er es zu tun habe und sagte seiner Frau, daß er die Tochter an den Div verheiraten müsse, sonst würde das ganze Reich untergehen. Er lasse der Tochter mitteilen, daß sie sich zur Aussteuer auswählen solle, was ihr selbst gefalle und verspreche ihr außerdem vierzig Sklaven, vierzig Sklavinnen und vierzig mit Gold beladene Esel mitzugeben. Die Mutter weinte, aber es ließ sich nichts machen und so teilte sie die Worte des Königs der Tochter mit.

Als der Bräutigam um seine Braut kam, wollte die Königstochter, die bitterlich zu weinen begann, überhaupt nichts aus dem väterlichen Besitz mitnehmen. Aber die Eltern beredeten sie, Hab und Gut nicht auszuschlagen. Sie willigte schließlich ein und wollte sich Pferde mitnehmen. Zu dieser Zeit stand im Stall des Königs ein kleines Zauberroß. Dies sprach zur Prinzessin: „Wähle mich und nimm dir außerdem einen Spiegel, Kamm, Salz und eine Nelke mit. Alles dies wirst du gut brauchen.“ Die Königstochter gehorchte, wählte dieses Pferd und nahm die vom Pferd angeführten Sachen mit. Der König befahl, vierzig Sklaven, vierzig Sklavinnen und vierzig mit Gold beladene Esel herbeizuführen, begleitete die Tochter schweren Herzens noch ein Stück Weges und nahm dann weinend Abschied. Braut und Bräutigam ritten auf verschiedenen Pferden.

Digitized by Google

Gar weit waren sie schon vom Königsschlosse weggezogen. Da fing der Div an, die Sklaven, Sklavinnen und Esel der Prinzessin aufzufressen. Diese erschrak, aber das kleine Roß sprach zu ihr leise: „Sag deinem Manne, daß er jetzt vorn reite und dir den Weg zu seinem Hause zeige.“ Dies tat die Prinzessin und der Div erfüllte ihren Wunsch. Endlich gelangten sie zu einer Höhle. Der Div ging hinein und begann von dort verschiedene Knochen herauszuwerfen. Da sprach das Pferd zur Prinzessin: „Sieh, dies sind die Knochen verschiedener Menschen, welche der Div nach und nach gefressen hat. Dich will er ebenfalls fressen. Schlag mich jetzt mit der Peitsche stärker und ich werde mich in Galopp setzen.“ Die Prinzessin schlug das Roß und es galoppierte mit großer Schnelligkeit über Berge und Täler.

Als der Div aus der Höhle herauskam und sah, daß seine Braut nicht mehr da war, hielt er schnell Umschau und mußte feststellen, daß sie schon in weiter Ferne dahinsprenge. Ergrimmt fing er an gegen den Himmel zu blasen. Sofort fiel Schnee und es erhob sich ein starkes Schneegestöber. Dies erschwerte der Prinzessin den Weg, aber hinderte den Div nicht, hurtig hinter ihr dreinzujagen.

Als nur mehr eine geringe Entfernung zwischen den beiden war, rief das Pferd der Prinzessin zu: „Wirf die Nelke weg!“ Sie tat es und plötzlich entstand zwischen ihr und dem Div ein Zwischenraum von einigen hundert Kilometern und dieses Gebiet war mit dichtem Stachelgestrüpp bedeckt. Der Div blieb stehen, da er durch dieses Dorngebüsch nicht durchkomnte, und fing an zu schreien:

„Ach Bräutchen, wie weit bist du vorn!
Wie kamst du durch Stachel und Dorn?“

Die Königstochter rief als Antwort zurück:

„Ganz nackigt, wie mich die Mutter gebor'n,
Hab' ich mich gewälzt durch Stachel und Dorn.“

Digitized by Google

Der Div glaubte, dies auch so tun zu müssen, zog seine Kleider aus und wälzte sich nackt durch das Dorngestrüpp. Die Stacheln drangen in seinen Leib und zerfleischten ihn blutig. Die Schmerzen zwangen den Div, öfters anzuhalten und in dieser Zeit gewann die Prinzessin einen großen Vorsprung.

Nachdem sich der Div erholt hatte, begann er von neuem die Verfolgung und war bald so nahe, daß er sie fast mit der Hand hätte ergreifen können. Aber das Pferd sprach: „Wirf schnell das Salz auf die Erde!" Kaum hatte die Prinzessin das getan, so entstand zwischen ihr und dem Div ein noch größerer Zwischenraum als früher und alles war mit Salz und Sand bedeckt. Der Div hielt wiederum an und schrie:

„Ach Bräutchen, entflohn meiner Hand,
Wie kamst du durch Salzmeer und Sand?"

Die Königstochter rief zurück:

„Ganz nackt ohne Hemd und ohne Gewand,
Hab' ich mich gerollt durch Salzmeer und Sand."

Da zog der Div wieder die Kleider aus und rollte sich, wie die Prinzessin geraten hatte, über den Sand und die Salzlachen. Der Sand drang in die aufgekratzten Stellen der Haut und das Salz zerfraß die Wunden, so daß der Div unerträgliche Schmerzen ausstehen mußte und sich nur langsam weiterrollen konnte. Während er sich so wimmernd über die weite Sand- und Salzfläche wälzte, gewann die Prinzessin einen noch größeren Vorsprung als früher.

Als der abgequälte Div am andern Ende des Sand- und Salzmeeres angekommen war, zog er sich an, ruhte ein wenig aus und jagte dann wieder hinter der Prinzessin drein. Beinah hatte er sie eingeholt, als das Pferd gebot: „Wirf den Kamm weg!" Dies tat die Prinzessin und zwischen ihr und dem Div wuchs plötzlich ein ungeheurer Berg in die Höhe. Da schrie der Div:

Digitized by Google

„Ach Bräutchen, ach künd' es mir an,
Wie kamst du den Berg da hinan?"

Die Königstochter rief zurück:

„Für Axt und Haue riß ich mir zwei Zähne aus
Und grub ein Loch und kam so aus dem Berg heraus."

Da riß sich der Div ohne langes Besinnen zwei Zähne aus und begann damit ein Loch durch den Berg zu graben. Diese Arbeit dauerte sehr lange und bis das Loch fertig und der Div durch den Berg durchgekommen war, hatte die Prinzessin einen riesigen Vorsprung gewonnen.

Doch der Div begann wieder unermüdlich hinter ihr dreinzujagen und kam schon wieder in bedrohliche Nähe. Da sprach das Roß zur Prinzessin: „Wirf den Spiegel auf die Erde!" Die Prinzessin tat dies und hinter ihr bildete sich ein breiter und reißender Fluß. Der Div mußte anhalten und schrie:

„Ach Bräutchen, wie glückte es dir,
Den Fluß zu durchqueren dahier?"

Da rief die Königstochter zurück:

„Ich band mir um den Hals einen großen Stein
Und sprang flugs, wo's am tiefsten, ins Wasser hinein."

Da suchte der Div die tiefste Stelle, band sich an einen großen Stein und sprang ins Wasser. Aber der schwere Stein zog ihn auf den Grund des Flusses hinab.

Die Prinzessin ritt weiter und kam schließlich zu einer kleinen Kurgantscha. Dort stieg sie vom Pferde und rastete. Das Tor der Kurgantscha war verschlossen und die Königstochter wagte nicht hineinzugehen. Aber bald kehrte aus der Steppe der Besitzer heim, der davon lebte, daß er jeden Tag einen Bund Reisig sammelte und in der Stadt für einen Kopeken verkaufte. Die Prinzessin fragte ihn, ob sie mit dem Pferde in der Kurgantscha Unterkunft bekommen könne. Der Alte erwiderte, daß er ohne die Erlaubnis seiner Frau niemand hereinlassen dürfe, er

Digitized by Google

werde sie gleich fragen. Doch diese hatte das Gespräch hinter dem Tore belauscht und kam nun selbst heraus. Die Prinzessin wandte sich sofort mit den Worten an die Alte: „Kann ich heute bei euch übernachten? Ich werde euch von Nutzen sein und Schaden werdet ihr in keiner Weise durch mich haben.“ Die Alte lud sie ein, einzutreten, öffnete das Tor und zeigte der Prinzessin die Scheune für das Pferd. Dort band die Königstochter das Pferd an und wachte bei ihm die ganze Nacht. Am Morgen setzte sie sich dann hinaus an die Sonne, war aber so müde und erschöpft, daß sie sich hinlegte und einschlief.

An diesem Tage jagte in dem nahen Walde, wo der Alte das Reisig zu sammeln pflegte, der König mit einem Falken. Und da geschah es, daß der Falke, als ihn der König losließ, nicht hinter den Vögeln jagte, sondern zur Kurgantscha flog, in welcher die Prinzessin schlief. Der König wurde wütend über den Falken und befahl seinem Diener, in jene Richtung zu reiten, wohin der Falke geflogen, und ihn zu fangen. Der Diener kam zur Kurgantscha und sah, daß der Falke auf dem Kopf des schlafenden Mädchens saß. Er verwunderte sich darüber, sprengte zum König zurück und berichtete ihm, daß er beim Anblick dieser fast überirdischen Schönheit beinah in Ohnmacht gefallen wäre. „Ich weiß nicht,“ sagte der Diener, „wer sie war — ein Mensch oder eine Pari, aber ich wagte nicht, zu ihr zu treten und den Falken von ihrem Haupt zu nehmen.“ Da ritt der erzürnte König selbst um den Falken, als er aber die schöne Jungfrau sah, fiel er besinnungslos hin ... Zu derselben Zeit erwachte die Königstochter, lief in das Haus zur Alten und sagte ihr: „Wenn dieser Reiter fragt, wer ich bin, so antwortet, daß ich eure Tochter bin.“ Dies versprach die Frau zu tun.

Nach einigen Minuten kam der König zu sich und sah, daß das schöne Mädchen verschwunden war. Er nahm an, daß er jene Schönheit im Traume gesehen habe, beschloß aber doch, sich ganz zu überzeugen. Er ging in sein Zelt

Digitized by Google

zurück, wo ihn die Wesire und Diener erwarteten. Dort gab er einem Wesir folgenden Auftrag: „Geh in jene Kurgantscha und frage den Besitzer, ob bei ihm nicht ein schönes Mädchen wohne und ob es seine Tochter sei.“ Der Wesir ging in die Kurgantscha und befragte den alten Mann und die alte Frau. Sie erwiderten: „Ja, das schöne Mädchen ist unsere Tochter.“ Darauf ging der Wesir zum König zurück und erstattete ihm Bericht. Der König freute sich sehr und sandte den Wesir nochmals zu den alten Leuten mit der Anfrage, ob sie ihre Tochter dem König zur Frau geben wollten. Sie gaben zur Antwort: „Wir sind sehr erfreut und geehrt durch den Antrag des Königs, aber unsere Tochter ist arm.“ Der Wesir kehrte zurück und berichtete dem König, was die Alten gesagt hatten. Da begab sich der König selbst in die Kurgantscha, nahm die schöne Jungfrau und die alten Leute zu sich ins Schloß und veranstaltete ein Fest für alle Welt, das vierzig Tage dauerte. Hernach heiratete der König das schöne Mädchen und beschenkte dessen vermeintliche Eltern auf das freigebigste. Er gab ihnen vierzig mit Gold beladene Esel und allerlei kostbare Sachen. Die Alten dankten dem König und kehrten in die Kurgantscha zurück.

Der König lebte mit seiner Gattin glücklich und zufrieden; nie gab es einen Zwist oder Streit. Nach einiger Zeit wurde die Königin schwanger, worüber der König froh war. Er liebte die Jagd und verbrachte jedes Jahr acht oder neun Monate draußen im Walde. Auch jetzt begab er sich auf die Jagd und sprach zur Königin: „Ich fahre auf die Jagd, aber du bleibst zu Hause. Deshalb bitte ich dich, gib mir dein Pferd mit!“ Die Königin hatte nichts dagegen einzuwenden, ging aber selbst zu ihrem Zauberroß und sprach: „Der König bat mich, ihm zu erlauben, daß er dich auf die Jagd mitnehmen darf. Was soll ich tun? Ich trenne mich nur ungern von dir.“ Das Pferd erwiderte: „Sei ruhig und überlaß mich dem König! Zieh mir aber aus der Mähne einige Haare

Digitized by Google

heraus und heb sie gut auf. Wenn dich irgendein Unglück trifft, so verbrenne diese Haare und ich werde zu dir kommen." Die Königin tat auch so und nahm mit Tränen in den Augen Abschied von dem treuen Tier.

Zur selben Zeit, als der König auf die Jagd zog, kam der Div aus dem Flusse, wo er versenkt gewesen war und sich nach langem Mühen erst freigemacht hatte, heraus und zog sogleich in die Welt hinaus, um die Prinzessin zu suchen und an ihr fürchterliche Rache zu nehmen. Er kam schließlich in das Reich, wo die Königin lebte, und trat in der Mühle des Königs als Arbeiter ein. Die Königin brachte Zwillingsbrüder auf die Welt, worüber das Volk voll Freuden war. Man sandte einen Eilboten mit der Nachricht zum König.

Als der Bote an der Mühle vorbeiritt, sah ihn der Div und dachte, bei dieser Gelegenheit sein Rachewerk zu beginnen. Er blies gegen den Himmel. Sofort erschienen Wolken und es fiel ein starker Regen. Der Div hielt den Eilboten an und forderte ihn auf, vor dem Regen in der Mühle Schutz zu suchen und Tee zu trinken, bis das Unwetter vorbei sei. Der Bote folgte gern dieser Einladung. Als sie Tee tranken, schüttete der Div in das Glas des Boten ein Schlafpulver. Der Bote trank seine Schale aus und schlief sofort fest ein, aber der Div nahm ihm das Schreiben aus der Tasche, las es, zerriß es und schrieb ein anderes mit dem Inhalt, daß die Königin eine Katze und einen Hund geboren habe. Er versiegelte dieses Schreiben und legte es in die Tasche des Boten. Hierauf blies der Div wieder gegen den Himmel und der Regen hörte auf, der Himmel wurde klar und die Sonne schien wieder. Dann weckte er den Eilboten und dieser ritt rasch seines Weges.

Der Eilbote kam zum König und übergab ihm das Schreiben. Der König las es, war tief betrübt und bedauerte sein Weib. Als Antwort schrieb er nach Hause, daß man seine Frau, wenn sie auch eine Katze und einen

Digitized by Google

Hund geboren habe, deswegen bis zu seiner Heimkehr nicht beunruhigen oder kränken solle. Dies Schreiben brachte derselbe Eilbote in das Schloß. Als er an der Mühle vorbeiritt, blies der Div gegen den Himmel und es begann stark zu schneien. Der Div lud wiederum den Boten ein, das Ende des Unwetters bei ihm abzuwarten. Der Bote machte wieder Halt und der Div schüttete ihm wieder Schlafpulver in den Tee. Der Bote trank die Schale aus und schlief fest ein. Da nahm der Div das Schreiben des Königs, las es durch, zerriß es und schrieb selbst einen Brief folgenden Inhalts: „Nehmt mein Weib mit den Kindern, setzt sie mit der Rückseite nach vorn auf einen schwarzen Esel, streicht ihnen das Gesicht mit Ruß an und schickt sie so aus dem Schlosse weg, wohin der Esel geht. Wenn ihr das nicht tut, werde ich die ganze Stadt zusammenschießen lassen."

Als dieses Schreiben öffentlich verlautbart worden war, beschloß das Volk, den Befehl des Königs zu erfüllen. Zu derselben Zeit verwandelte sich der Div in einen schwarzen Esel und ging am Schloß vorbei. Als das Volk den schwarzen Esel sah, hielt es ihn an, setzte die Königin mit den Kindern, so wie es in dem Briefe angeordnet war, darauf und trieb ihn zur Stadt hinaus. So führte der Div die Königin einige Kilometer weit und hielt am Ufer eines Flusses an. Hier verwandelte er sich in seine gewöhnliche Gestalt und schrie hämisch: „Nun, was wirst du jetzt tun, du grindiges Scheusal? Wie viel Leid habe ich deinetwegen erleiden müssen! Zur Strafe werde ich jetzt zunächst deine Kinder fressen." Da erwiderte die Königin: „Wenn du meine Kinder fressen willst, so mußt du sie so fressen, wie es sich gehört, nämlich nicht roh, sondern gut zubereitet. Daher suche zuerst Brennholz, mache dann aus dem Fleisch der Kinder Schaschlik[1] und dann iß erst!"

[1] Auf Holzstäbchen aufgespießte und über offenem Feuer gebratene Fleischstückchen.

Digitized by Google

Da ging der Div, um auf dem Felde Brennholz zu sammeln, die Königin aber verbrannte schnell die Haare ihres Rosses. Sofort erschien das Pferd vor ihr und sagte: „Ich werde jetzt mit dem Div einen Kampf beginnen und mich mit ihm in den Fluß stürzen. Aber du paß auf: Wenn auf der Oberfläche des Wassers blutiger Schaum erscheint, dann wird es für dich schlecht stehen, aber wenn sich weißer Schaum zeigt, dann wirst du für immer gerettet sein." Da kehrte der Div mit dem Holz zurück, sah bei der Königin das Pferd und begann mit ihm zu kämpfen. Lange kämpften sie und stürzten endlich in den Fluß. Die Königin sah auf das Wasser und bemerkte nach einiger Zeit auf der Oberfläche Blut. Sie erschrak und fiel in Ohnmacht. Aber als sie wieder zur Besinnung kam, sah sie auf dem Wasser weißen Schaum. Darüber freute sie sich und wartete, was weiter kommen sollte.

Nach einiger Zeit schwamm das Pferd aus dem Fluß heraus und sprach: „Nun bist du für immer gerettet. Ich habe den Div erwürgt. Jetzt schlachte mich, wirf dann meinen Kopf zur Seite, stelle die Beine in vier Richtungen auf, meine Eingeweide wirf seitwärts und setz dich mit deinen Kindern unter die Rippen!" Die Königin aber rief: „Wie kann ich denn das tun? Dich, meinen Retter, zu töten!" Aber das Pferd sprach: „Es muß so sein. So wie ich es sage, mußt du es tun." Da vollführte die Königin alles, was das Pferd verlangt hatte. Sie warf den Kopf zur Seite, stellte die Beine nach den vier Richtungen auf, warf das Eingeweide weg und setzte sich mit den Kindern unter die Rippen. Da wuchsen aus den Beinen goldene Pappeln mit smaragdenen Blättern hervor, aus den Eingeweiden Dörfer, Felder und Wiesen und aus den Rippen ein goldenes Schloß. Aber aus dem Kopf entsprang ein silberhelles Bächlein. Mit einem Wort, die ganze Gegend wurde zu einem wahren Paradies. Hier blieb auch die Königin. Die Zwillingsbrüder aber wuchsen in die Höhe und begannen schon in die Schule zu gehen.

Digitized by Google

Aber kehren wir zum König zurück! Als er von der Jagd heimgekommen war und die Frau mit den Kindern nicht mehr fand, sondern die traurige Wahrheit erfuhr, da erfaßte ihn ein wahnsinniger Zorn. Er ließ alle Einwohner der Stadt erschießen und wurde selbst halb verrückt. In tiefer Trauer zog er als Derwisch gekleidet hinaus, um seine Frau zu suchen. Er wanderte viele Jahre und kam endlich in jene Gegend, wo die Königin mit den Knaben lebte. Er war entzückt von der Schönheit der Landschaft und bewunderte die Pracht des Schlosses. Wie er so stand, ging eine Dienerin der Königin vorbei, die beim Brunnen Wasser geholt hatte. Er fragte sie, wer in diesem Palaste wohne. Sie antwortete, daß hier eine verwitwete Königin mit ihren Zwillingssöhnen lebe. Da dachte er bei sich: „Könnte das nicht mein Weib sein?" Und er zog einen Ring, der ihm einst von der Königin geschenkt worden war, vom Finger, ließ ihn heimlich in den Wasserkrug fallen und sagte der Dienerin: „Wenn du der Königin Wasser zum Waschen geben wirst, so gieß zuerst nur wenig; aber wenn sie dir befiehlt, daß du gießen sollst wie sich's gehört, so gieße das übrige Wasser auf einmal aus!"

Währenddem kamen die Zwillingsbrüder zur Königin gelaufen und riefen: „Mutter, draußen beim Brunnen sitzt ein armer Derwisch. Gib uns etwas, damit wir ihn beschenken können!" Sie erhielten, was sie wünschten, und liefen wieder hinaus. Dann kam die Dienerin und brachte der Königin das Waschwasser. Sie machte alles so, wie es der Derwisch angegeben hatte. Aber als sie das ganze Wasser auf einmal ausgoß, fiel klirrend der Ring heraus. Die Königin erkannte ihn sofort. Sie fragte die Dienerin: „Wo kam dieser Ring her?" Diese wußte zuerst nicht, was sie sagen sollte. Dann erzählte sie von dem sonderbaren Derwisch beim Brunnen. Die Königin eilte hinaus und traf den Derwisch, wie er eben ihre und seine Kinder liebkoste. Es war wirklich ihr Mann. Auch er erkannte

Digitized by Google

sie sogleich. Sie umarmten und küßten einander und lebten von nun an in dieser schönen Stadt glücklich und zufrieden.

10. Prinz Schaadot

In alter Zeit lebte ein König Sanawar, der über ein großes und reiches Volk herrschte. Der König Sanawar war ein tugendhafter Mann und regierte sein Reich milde und weise, wofür er vom ganzen Volke geliebt und geachtet wurde. Nur einen einzigen großen Kummer hatte er. Er besaß keinen Sohn und Nachfolger. Dies betrübte ihn sehr und er betete beständig zu Gott und bat, ihm einen Sohn zu schenken. Allah erhörte endlich die Bitte des frommen Königs, dem, als er schon ein Greis war, noch ein Sohn geboren wurde. Man hieß ihn Schaadot. Nach dem Brauche jener Zeit rief der König am Tage der Beschneidung des Sohnes die Munadschim[1] zusammen, um das Schicksal des zukünftigen Thronerben zu erfahren. Alle erklärten einmütig, daß der Neugeborene der Glücklichste unter den Menschen sein werde.

Der Knabe wuchs heran, lernte fleißig in der Schule und war der einzige Trost seines greisen Vaters. Als er zwanzig Jahre alt geworden war, wählte er einen geeigneten Zeitpunkt und wandte sich an den Vater mit folgender Bitte: „Väterchen! Jetzt habe ich schon genügend Kraft und Erfahrung, um ein selbständiger Mensch zu sein und mir ein Reich zu erringen. Gebt mir Truppen und laßt mich fort!“ Diese Rede war nicht nach dem Herzen des alten Vaters, aber er antwortete: „Nie hätte ich mich von dir, lieber Sohn, trennen wollen. Aber ich will dich nicht mit Gewalt zurückhalten, ich vertraue dir. Aber erinnere dich stets an dies eine Vermächtnis: ‚Wende

[1] Sterndeuter.

Digitized by Google

dich in jedem Falle vorerst an Gott!' Vergiß dies nicht und sei glücklich!" Tief drangen diese Worte des Vaters in die Seele des Prinzen. Sanawar stellte dem Sohn einige tausend Soldaten zur Verfügung, gab ihm viel Geld und entließ ihn.

Auf dem Wege begegnete dem Prinzen ein Löwe. Der Prinz befahl, ihn lebend zu fangen. Aber wie sehr sich auch die Soldaten bemühten, es gelang ihnen nicht. Da befahl der Prinz allen, auf ihre Plätze zurückzukehren und jagte selbst hinter dem Löwen einher. Bald holte er ihn ein, packte ihn mit einer Hand am Rücken und hielt ihn fest. Den gefangenen Löwen übersandte er seinem Vater. Dieser war erstaunt und freute sich über diesen Beweis von Heldensinn und Kraft. Er wußte nun, daß sich Prinz Schaadot an sein Gebot erinnere und daß er ein glücklicher Mensch sein werde. Auch das Volk nahm an den weiteren Schicksalen des Königssohnes warmen Anteil.

Ein anderes Mal sah der Prinz, als er mit seinen Truppen durch ein Tal zog, einen prächtigen Hirsch, den er gern lebend in seinen Händen gehabt hätte. Aber auch den Hirsch konnten die Soldaten nicht fangen. Er sprang stets, wenn sie ihn eingekreist hatten, über die Köpfe der Leute hinweg und entlief. Wieder machte sich der Prinz selbst an die Verfolgung des Tieres und befahl den Truppen an dem Orte, wo sie sich gerade befanden, zu bleiben und auf ihn zu warten. Viele Täler, Berge und Flüsse durchquerte der Prinz, als er dem Hirsch nachsetzte, und gelangte schließlich in einen Urwald. Darin war ein umzäunter Garten. Der Hirsch lief zum Gartentor hinein, das sich hinter ihm sofort schloß. Der Prinz pochte an die Pforte. Es kam ein alter Mann, der Herr des Gartens, und fragte: „Wer bist du und warum bist du so gelaufen, daß du kaum atmen kannst?" Der Königssohn erwiderte: „Ich bin der Prinz Schaadot, der Sohn des Königs Sanawar. Ich verfolgte einen Hirsch, welcher hier hineinlief.

Digitized by Google

Wenn er Euch gehört, so verzeiht mir, ich wußte es nicht." Es war schon spät und der Greis lud den Prinzen ein, bei ihm zu rasten und zu übernachten. Gern nahm dieser die Einladung an.

Als am Morgen die ersten Sonnenstrahlen in das Zimmer fielen, erwachte der Prinz und stand auf. Aber als er sich in dem Gemache umsah, wurde er starr vor Staunen. An der Wand hing ein Gemälde, auf welchem eine solche Schönheit abgebildet war, wie sich's der Prinz hätte nicht einmal träumen lassen. Prinz Schaadot stand ganz versunken in den Anblick, als der alte Hausherr eintrat. Dieser verstand gleich, was hier vorgehe, und bat den Prinzen, nicht zu fragen, wer dieses hier abgebildete schöne Mädchen sei. Er sprach: „Es ist jetzt viele Jahre her, seit ich zum erstenmal dieses herrliche Wesen sah. Seit der Zeit habe ich fast nichts gegessen, getrunken und geschlafen, sondern nur an sie gedacht. Kostbare Geschenke und Beweise meiner grenzenlosen Liebe habe ich ihr gegeben. Und für alles dies erhielt ich von ihr bloß dies Bild. Dann habe ich mich in meiner Qual hierher zurückgezogen, fern von den Menschen, aber auch jetzt härme ich mich ab und werde mich wahrscheinlich härmen bis zum Tode. Frage mich nicht über sie. Ich wünsche dir nichts Böses." So sprach der alte Mann. Aber der Prinz fiel auf die Knie und bat mit Tränen, ihm den Namen dieser wunderschönen Jungfrau und ihren Wohnort zu sagen. Erst nach langem Flehen wurde ihm die Bitte gewährt und mitgeteilt, daß das schöne Mädchen Guljanda heiße, die Tochter des Königs Pachpur-Tschin und kein Mensch, sondern ein Engel sei. Da bat der Prinz noch um ein Pferd und machte sich sofort auf den Weg in die Stadt Tschin-Matschin[1], in welcher König Pachpur-Tschin und seine Tochter Guljanda lebten.

Wie lange der Prinz ritt, ist unbekannt. Er kam schließlich zu einem Garten und beschloß hineinzugehen. Dieser

[1] China.

Digitized by Google

Garten hatte regelmäßig angeordnete Blumenbeete, die seltensten Bäume und wohlriechendsten Blumen waren da zu sehen. Mitten im Garten war ein Bad mit reinem und frischem Wasser. Beim Bad waren silberne Bänke. Etwa vierzig Schritte vom Bade entfernt stand ein gewaltiges Haus von wunderbarer Bauart. Anfangs verwirrten diese ungewohnten Bilder und Eindrücke den Prinzen, aber er kam bald zu sich und wartete, was weiter werden würde. Er legte sich ins Gras und ließ das Pferd weiden. Plötzlich öffnete sich die Tür des Hauses und es traten einige Pari von lieblichster Anmut heraus. Jede trug irgendein Geschirr mit Speisen. Sie näherten sich auf etwa zwanzig Schritte, stellten die Geschirre auf die Bänke und gingen wieder in das Haus hinein. Der Prinz war hungrig und begann mit großem Appetit die gebrachten Speisen zu verzehren. Als er alles aufgegessen hatte, kamen wieder dieselben Pari, nahmen das Geschirr und sprachen dann zu Prinz Schaabot: „Ihr seid hierhergekommen und wir haben euch gastlich genährt. Aber jetzt ist Zeit, daß ihr den Ort wieder verlasset. Denn hier leben drei Brüder, Dive, die vor kurzem ein großes Unglück betroffen hat und die daher sehr schlecht gelaunt sind. Sie werden bald heimkommen und euch unfehlbar töten. Aber uns tut leid um euch. Höret auf unsern Rat und geht von hier weg!" Der Prinz antwortete: „Ich danke euch für das Mahl und den guten Rat. Aber ich fürchte nur Gott, sonst nichts auf der Welt. Und mit Gottes Hilfe brauche ich mich auch vor euren Herren nicht zu fürchten. Wenn mein Pferd sich satt gefressen hat und ausgeruht ist, werde ich gehen." Als die Pari diese Antwort erhalten hatten, entfernten sie sich.

Doch bald liefen sie wieder alle aus dem Hause heraus, um ihre Herren zu begrüßen. Und wirklich sah der Prinz die drei Geister, gestaltet wie Riesen, daherkommen. Einer von ihnen war dem Ansehen nach älter und größer als die andern. Sie nannten ihn Chosr. Alle drei hatten müde

Digitized by Google

und traurige Gesichter. Als der älteste Riese im Kreise herumblickte und den im Grase liegenden Prinzen bemerkte, trug er dem jüngsten Bruder, der Sajpur hieß, auf, zu fragen, was der Fremde hier wolle, und ihn hinauszujagen. Der jüngste Riese forderte den Prinzen auf, sich aus dem Garten zu entfernen. Doch der Prinz wollte auf keinen Fall einem bösen Geiste folgen und stand sogar nicht einmal auf. Da machte Sajpur Anstalten, ihn mit Gewalt zu vertreiben. Aber der Prinz sprach den Namen Gottes aus und, im Vertrauen auf dessen Hilfe, ergriff er den Riesen mit einer Hand am Fuß, riß ihn vom Pferde, band ihn und legte ihn neben sich. Als dies Chosr sah, sandte er seinen zweiten Bruder Kamos. Auch diesen fesselte Prinz Schaadot und legte ihn zu dem andern ins Gras. Da kam Chosr selbst und fragte: „Wie werden wir kämpfen, zu Pferd oder zu Fuß? Wenn zu Pferd, so mit oder ohne Steigbügeln?" Der Prinz erwiderte: „Mir ist alles gleich, ich vertraue nur auf Gott allein." Hernach begannen sie zu Pferde zu kämpfen. Der Riese warf auf den Prinzen ein Gewicht von mehreren Zentnern, aber der Prinz wich geschickt aus und faßte Chosr. Dann rangen sie und rangen drei Tage und Nächte. Endlich sagte Chosr: „Ja, ich sehe, daß dir Gott hilft. Niemand hat noch gewagt, mit mir einen Kampf zu beginnen, und kein Mensch hat sich noch zu uns hergewagt. Deshalb ist es besser, wir lassen das Ringen und die Feindschaft und werden Freunde. Und als Freunde werden wir einander in jeder Not helfen." Der Prinz nahm den Vorschlag des Riesen an, ließ dessen gefesselte Brüder frei und ging dann mit ihnen in das Schloß.

Dort bewirteten die Riesenbrüder den Prinzen sieben Tage lang und wurden in dieser Zeit seine besten Freunde. Am siebenten Tag wandte sich Chosr an den Prinzen und sprach: „Wir sind die Gebieter von einigen tausend Geistern, die alles tun müssen, was wir befehlen. Und so nimm zur Erinnerung an unsere Freundschaft von uns

Digitized by Google

dieſes Gewürz hier. Wenn du willſt, daß wir dir mit unſeren Genoſſen zu Hilfe kommen, ſo verbrenne einen Teil des Gewürzes und wie nur etwas Rauch erſcheint, riechen wir dies ſofort und kommen zu dir." Der Prinz nahm mit Freuden dieſes koſtbare Geſchenk an und dankte ſeinen Freunden. Dann ſchmauſten ſie noch ſieben Tage.

Am Ende des ſiebenten Tages ſprach Chosr wiederum zu dem Prinzen: „Du könnteſt uns bei einem ſchweren Werke, bei dem unſere Kraft zu ſchwach iſt, helfen. Nur ein Menſch, den Gott liebt, kann dieſes Werk vollbringen." Prinz Schaadot erwiderte: „Ich bin ſehr froh, daß ich euch dienen kann. Wenn ich nicht gegen Gott und mein Gewiſſen handeln muß, ſo helfe ich euch mit Freuden, welche Sache immer es ſei. Sagt, worum es ſich handelt!" „Wir hatten eine Schweſter," erzählte der älteſte Rieſe. „Sie war ungewöhnlich ſchön und beſaß außerdem eine Stimme von unſagbarer Lieblichkeit. Ihre Stimme war ſo, daß ſogar eine tote Nachtigall, wenn ſie den Geſang hörte, lebendig wurde. Stets hat ſie uns mit ihrem Singen ergötzt und traurige Stimmungen verſcheucht. Aber in einer Nacht wurde ſie von einem ſtarken, böſen Div geraubt. Lange haben wir uns bemüht, ſie ihm wieder zu entreißen, aber alle Mühe war umſonſt." Der Prinz verſprach den Rieſen zu helfen und ſie ſchworen einander mit allen Kräften zu unterſtützen.

Aber der Prinz war ſchon ungeduldig und verlangte, daß man gleich gegen den Div ausziehe. Die Rieſenbrüder waren einverſtanden und alle machten ſich auf den Weg. Sie ritten drei Tage, bis ſie an ihrem Ziele ankamen. Der böſe Div lebte unter der Erde. Der Eingang zu ſeiner Wohnung war oben ſtets mit gewaltigen Felsblöcken bedeckt und mit Erde verſchüttet. Der Prinz betete zu Gott um Beiſtand und machte ſich ans Werk. Schnell grub er mit Hilfe der Freunde die Erde weg, wälzte die Steine fort und ließ ſich dann allein hinunter. Lange wanderte er in den unterirdiſchen Gängen herum und wußte nicht,

Digitized by Google

wohin er sich wenden sollte. Da drang zu ihm ein anfangs leises und unklares, dann aber immer stärkeres, merkwürdiges Geräusch. Er ging diesem nach und gelangte so zur Wohnung des Div. Dieser war von einer ungeheuerlichen Größe. Er hatte eben Menschenfleisch gefressen, sich schlafen gelegt und schnarchte. Von seinem Schnarchen rührte jenes Geräusch in der Art eines starken Windes her, welches den Prinzen auf die richtige Stelle gebracht hatte. Neben dem schnarchenden Div saß eine wunderliebe Jungfrau und weinte. Als sie den Prinzen sah, rief sie voll Schrecken: „Warum seid ihr hierhergekommen? Der böse Div kann gleich erwachen und wird euch sofort verschlingen." Prinz Schaadot erriet, daß dies die Schwester seiner drei Freunde sei. Er erklärte ihr, warum er gekommen, und sprach: „Ich werde ihn gleich töten. Sag mir nur, wo sich sein Herz befindet!" Die schöne Jungfrau erschrak, gab aber gleich an, wo sich das Herz des Div befand. Es war vergraben in einer Ecke desselben Gemaches in neun Kisten. In der neunten Kiste war ein Täubchen und in dem Täubchen war das Herz des bösen Div. Prinz Schaadot erbrach die Kisten und zog aus der neunten das Täubchen heraus. Hierauf schlug er mit dem Säbel auf den Div los, bis er erwachte. Der Div wollte den Prinz fassen, doch dieser hieb das Täubchen und Herz des bösen Div auseinander. Mit einem schrecklichen Gebrüll stürzte der Div tot zu Boden. Prinz Schaadot nahm dann die liebliche Jungfrau und führte sie hinaus zu den wartenden Brüdern. Nachdem ihm diese wiederholt gedankt und nochmals Hilfe bei seinem Unternehmen zugeschworen hatten, trennten sie sich.

Prinz Schaadot ritt weiter in die Stadt Tschin-Matschin, wo Guljanda, das gesuchte wunderhübsche Mädchen, lebte. Die Stadt war aber zu dieser Zeit schon zwei Wochen lang von den Jaziden belagert, weil Guljanda die Werbung des Herrschers der Jaziden zurückgewiesen hatte. Unser Prinz wollte sich nun, bevor er selbst vor Guljanda

Digitized by Google

erscheinen wollte, irgendwie auszeichnen. Deshalb verbrannte er etwas Gewürz. Kaum zeigte sich Rauch, so erschienen die drei Geister mit ihren Untertanen und begannen, selbst unsichtbar bleibend, mit dem Prinzen gegen die feindlichen Jaziden vorzugehen. In einem Tage hatten sie alle Feinde vernichtet. Aber die Bewohner von Tschin-Matschin sahen zu ihrer Verwunderung nur einen einzigen schönen Jüngling, welcher mit dem Säbel die Gegner erschlug. Und ihm allein schrieben sie den ganzen Sieg zu.

Prinz Schaadot ging jedoch nicht gleich in die Stadt hinein, sondern zog zerlumpte Kleider an und kam erst nachts in der Gestalt eines Bettlers. Bevor er in die Stadt ging, bat er Chosr, auf den Schädel eines der getöteten Jaziden seinen Namen Schaadot und seine Herkunft aufzuschreiben und diesen Schädel beim Stadttor aufzustellen. Chosr erfüllte diesen Wunsch seines Freundes. Am Morgen lasen die Einwohner den Namen ihres Befreiers, sahen ihn selbst aber nicht. Dies betrübte sie sehr. Prinz Schaadot hatte sich unterdessen in das Schloß der Prinzessin Guljanda Eintritt verschafft und spähte nach einer Gelegenheit sie zu sehen. Denn er wollte seinen wahren Stand erst offenbaren, wenn er sie gesehen hatte. Aber diese Gelegenheit kam nicht und so lebte der Prinz als einfacher Bettler unter der Dienerschaft des Schlosses.

Während dieser ganzen Zeit hatten die Truppen des Prinzen an jenem Platze gewartet, wo er die Verfolgung des Hirsches begonnen hatte. Endlich nahmen sie an, daß ihr Herr umgekommen sei und kehrten in die Hauptstadt zurück. Als der alte König alles erfahren hatte, weinte und trauerte er gar sehr um den vermißten Sohn und versprach dem, welcher ihn auffinde, eine hohe Belohnung. Er entsandte überallhin Leute, welche nach dem Prinzen forschen sollten. Unter diesen war auch Schabran, ein schlauer und tüchtiger Mann, auf welchen der König Sanawar die größte Hoffnung setzte. Nach langem Suchen

Digitized by Google

kam dieser Schabran endlich in das Haus des alten Mannes, dem der vom Prinzen verfolgte Hirsch gehörte. Auf die Frage, ob nicht bei ihm einmal ein schöner, junger Jäger gewesen sei, erzählte der Alte nähere Einzelheiten und beschrieb das Äußere seines Gastes. Daran erkannte Schabran den Prinzen und fragte weiter: „Wohin ist er von hier gezogen und warum zog er weg?“ Da berichtete der alte Mann von allem, was er wußte. Schabran begab sich hierauf zu den drei Riesen und erfuhr, daß Prinz Schaadot in der Stadt Tschin-Matschin lebe. Schabran wanderte weiter in diese Stadt, ging zum König Pachpur-Tschin und teilte ihm den Zweck seines Kommens mit. Aber niemand wußte, wo der Held verborgen sei. Als Schabran das Schloß verließ, sah er einen Bettler, bei dem ihm die Ähnlichkeit mit dem Prinzen auffiel. Er betrachtete ihn näher und erkannte in ihm mit Bestimmtheit den Prinzen. Deshalb kehrte er sofort zum König Pachpur-Tschin zurück, berichtete ihm von seiner Entdeckung und ließ sich königliche Gewänder geben. Dann ging er, vom König und den Hofleuten begleitet, zu dem Bettler, begrüßte ihn als den Sohn seines Herrn und Königs und bekleidete ihn mit den königlichen Gewändern. Zugleich verkündete Schabran öffentlich, daß dieser Bettler der Prinz Schaadot sei, welcher die Stadt vom Untergang gerettet habe.

Zu eben dieser Zeit waren die Jaziden in noch größerer Zahl neuerdings gegen die Stadt gezogen. Der Prinz versprach dem König und dem Volke, daß er allein die Feinde vertreiben werde, und ritt offen auf das Schlachtfeld hinaus. Hinter der Stadtmauer verbrannte er wieder etwas Gewürz und wiederum erschienen die Geister und begannen zugleich mit ihm auf die Jaziden loszuschlagen. Aber die Einwohner sahen wieder nur ihn allein und rühmten seine beispiellose Tapferkeit. Vierundzwanzig Stunden lang kämpfte Prinz Schaadot und am Morgen waren alle Feinde erschlagen oder vertrieben. In der Zwischenzeit erzählte Schabran auf den Wunsch des Königs

Digitized by Google

und Guljandas die Geschichte des Prinzen. „Einmal," sagte er, „jagte der Prinz hinter einem Hirschen drein, der dem alten Schamos gehörte, und gelangte dabei in das Haus dieses Mannes. Dort sah er Euer Bild, Königstochter, und war so von Eurer Schönheit überrascht, daß er den alten Schamos bat, ihm zu sagen, wer hier abgebildet sei. Er erhielt die gewünschte Auskunft und kam dann gerade hierher, als die Stadt von den Jaziden belagert war. Alles Weitere ist Euch bekannt. Und nun frage ich Euch, Guljanda, wollt Ihr Schaabot, den Sohn des Königs Sanawar, zum Manne?" Die Königstochter antwortete ohne Zögern: „Ich werde von Herzen froh sein, wenn ich einen solchen Mann mein eigen nennen kann."

Als Prinz Schaabot vom Schlachtfeld in die Stadt zurückkehrte, kam ihm das ganze Volk, der König und seine Tochter entgegen und begrüßte ihn als Retter und Befreier der Stadt. Bald darnach war die Hochzeit mit Guljanda. Man feierte sie einige Wochen lang. Nach der Hochzeit kehrte der Prinz mit seiner jungen, einzigschönen Frau zu seinem greisen Vater zurück.

11. Der reiche Atametoi

(Alles Unheil kommt vom Weibe)

Es lebte einst ein Mann mit Namen Atametoi, der unzählbare Reichtümer besaß. Er war sehr gutherzig und mitleidig und nie ging irgendein Bettler von ihm weg ohne reiche Gabe. Ihm gehörte ein ungeheuer großes Haus, in welchem vierzig Tore waren. Oft geschah es, daß bei jedem Tor fünf, sechs und mehr Bettler weilten. Und jedesmal befahl der freigebige Hausherr, jedem Goldstücke, die auf einer goldenen Tasse hoch aufgehäuft waren, zu reichen. Und die Bettler konnten auch den Untersatz behalten.

Digitized by Google

Das Gerücht von der Freigebigkeit dieses Mannes ging überallhin. Und siehe da, einmal kam aus einem fernen Lande zu dem Hause des reichen Atametoi ein Greis. Er ging zum ersten Tor und empfing aus der Hand des Hausherrn selbst eine runde, goldene Tasse voll Goldmünzen. Er dankte Atametoi für diese freigebige Gabe, rief die Gnade Allahs auf das Haupt des Reichen und auf seine Familie herab und entfernte sich. Aber als er so weit weg war, daß ihn niemand mehr sehen konnte, schüttete er die Goldstücke in einen Sack, gab auch die Tasse hinein und versteckte den Sack in einer vorher ausgegrabenen Grube. Am andern Tag kam der Greis wieder und bat um ein Almosen, aber nicht bei demselben Tor wie früher, sondern bei einem zweiten. Der bei diesem Tor stehende Diener Atametois reichte dem Greis dieselbe Gabe, wie er sie am Vortage aus der Hand des Hausherrn selbst erhalten hatte. Der Alte versteckte auch dies. Am nächsten Tag erschien er wieder bei einem anderen Tore und erhielt wieder eine Tasse voll Goldmünzen. So kam er in vierzig Tagen zu allen Toren und bekam bei jedem das gleiche reiche Geschenk.

Nach einiger Überlegung wagte es der Greis, am einundvierzigsten Tag wieder bei dem ersten Tor des Hauses zu erscheinen, indem er annahm, daß der Hausherr ihn nach vierzig Tagen sicher schon vergessen habe, zumal die Zahl der um Almosen flehenden Bettler gerade bei diesem Tore an jedem Tag sehr groß zu sein pflegte. Aber er hatte sich geirrt. Der reiche Atametoi erinnerte sich an alle, welchen er einmal ein Almosen gegeben hatte. Er betrachtete aufmerksam den Greis, erkannte ihn und sprach:

„Schau, du bist schon ein alter Mann und gehst dennoch auf Betrug aus. Schämst du dich nicht, ein zweitesmal zu mir zu kommen, nachdem auch du das erstemal soviel erhalten hast, daß man sorgenlos sein ganzes Leben verbringen kann! Und wie lange wird denn noch dein Leben dauern?"

Digitized by Google

Der Greis erwiderte darauf: „Ja, ich schäme mich wirklich, weil ich mich erkühnte, ein Almosen von dir zu erbitten, der du weder der reichste noch der freigebigste Mensch bist."

„Höre, Alter," sagte der Hausherr erstaunt, „mein Reichtum und meine Freigebigkeit sind doch der ganzen Welt bekannt."

„Vielleicht," meinte der Alte, „aber ich sehe, dir ist nicht bekannt, daß es Leute gibt, die reicher und freigebiger sind als du."

„Wer aber sind die?" fragte Atametoi.

„Wenn du es wissen willst," sprach der Greis, „so höre! Fern von dieser Stadt, in jener Richtung, wo die Sonne im Mittag steht, ist eine große Stadt. Dort lebte ein König, berühmt wegen seiner Güte und Milde, den deswegen Allah mit sehr, sehr großem Reichtum belohnte. Aber der gütige König lebte nicht lange, er starb bald und hinterließ als Thronfolgerin eine siebzehnjährige Tochter, welche an Herzensgüte sogar ihren seligen Vater übertraf. Die junge, gute Prinzessin ließ in der Stadt ein Haus mit hundertsechzig Toren erbauen. Jeden Tag öffnen sich schon am frühen Morgen die Tore des Hauses und man kann zu einer beliebigen Tür gehen und um das, was man gerade braucht, bitten, um Geld, Kleider, Schuhe, Speise, Vieh oder sonst was. Alles Gewünschte wird unverzüglich ausgegeben. Das ist," fuhr der Greis fort, „der wahre Reichtum und die wahre Freigebigkeit. Aber wenn es dir leid tut, mir zum zweitenmal ein Geschenk zu machen, so wird es besser sein, wenn ich dir auch deine erste Gabe zurückgebe und mich zu der guten Prinzessin begebe, welche alle Menschen an Gutheit und Schönheit übertrifft."

Diese Erzählung machte einen tiefen Eindruck auf Atametoi. Er gab dem Alten nochmals eine Tasse voll Goldmünzen und der Greis entfernte sich. Aber Atametoi verfiel von dieser Zeit an in ein solches Nachsinnen,

Digitized by Google

daß ihn von nun an niemand mehr beim Tore Almosen verteilen sah, sondern alles durch die Dienerschaft verteilt wurde. Im Kopf des reichen Mannes setzte sich der Gedanke fest, jene Prinzessin zu heiraten, ihr Reich zu verwalten und über ihre Reichtümer in richtiger Weise zu verfügen. Dieser Gedanke ließ ihm keine Ruhe und er zog daher als Bettler verkleidet zu der freigebigen Prinzessin. Nach langem Wandern kam er endlich in jene Stadt und stand schon am Tag nach seiner Ankunft beim Haupteingang des Schlosses. Die schöne Prinzessin kam selbst heraus und fragte den Bettler, der ihr auffiel, wer er sei und wie er heiße.

„Ich bin ein reicher Kaufmann", erwiderte er, „und heiße Atametoi."

„Warum bist du hierhergekommen?" fragte die Prinzessin weiter.

„Ich will dich, Prinzessin, zum Weibe haben."

„Na nu, das geht denn doch nicht gar so schnell," rief sie verwundert. Aber nach einigem Nachdenken fügte sie hinzu: „Gut, ich will dein Weib werden, aber nur unter einer Bedingung. Du mußt mir vorher einen einzigen, nicht gar schweren Dienst erweisen, nämlich folgenden. Fern von hier ist eine Stadt. Um dorthin zu kommen braucht man nicht weniger als vierzig Tage. In dieser Stadt weint schon lange Zeit das ganze Volk unaufhörlich, und mir tun die Leute stets recht leid, wenn ich sie weinen höre. Denn so stark pflegt ihr Weinen zu sein, daß es sogar bis zu meinem Ohr dringt. So nun, mein Täubchen, geh in jene Stadt und stelle fest, warum sie weinen. Du siehst selbst, daß dies keine schwere Aufgabe ist."

Die Prinzessin gefiel dem Atametoi, je länger er sie ansah, desto mehr. Er erklärte sich bereit, ihren Wunsch zu erfüllen. Sollte er doch dafür eine so wunderbare Schönheit zum Weibe erhalten. In seiner Bettlerkleidung zog er weiter und traf nach vierzig Tagen wirklich

Digitized by Google

in jener Stadt ein, deren Bewohner einen wunderlichen Eindruck auf ihn machten. Denn ihr Weinen war so heftig, daß es unmöglich war, von irgend jemand eine verständliche Antwort zu erhalten. Lange wanderte Atametoi in der Stadt herum, aber er fand niemand, von welchem er die Ursache des Weinens hätte erfahren können. Endlich sah er am Ende der Stadt einen jungen Sarten, ging zu ihm und fragte: „Weshalb weinen hier alle Leute so?"

Der junge Sarte führte Atametoi auf die Seite und gab ihm zu verstehen, daß er ihm die Antwort ins Ohr sagen werde. Atametoi beugte sich und neigte das Ohr zu ihm, aber da packte ihn der Sarte kräftig am Ohr und riß so fest daran, daß Atametoi niederfiel und drei Tage lang besinnungslos dalag.

Als er sich von seinen Schmerzen erholt hatte, beschloß er trotz allem die Stadt nicht früher zu verlassen, als bis er den Grund des Weinens erfahren habe. Und so streifte er von neuem in den Straßen der Stadt umher, um einen geeigneten Augenblick zum Fragen zu erhaschen. Endlich nach neun Tagen sah er abseits von den weinenden Leuten einen Greis stehen. Er ging zu ihm und fragte: „Sage mir, bitte, weshalb ist dieses Weinen in der Stadt?"

„Das, mein Freund," antwortete der Greis, „ist eine so wichtige Sache, daß ich sogar weit von den übrigen entfernt mich nur schwer entschließen kann, dir dies ins Ohr zu flüstern; neige dein Ohr näher, dann erst kann ich dir leise sagen, warum alle Einwohner dieser Stadt weinen." Atametoi neigte das Ohr, aber statt des ersehnten Geheimnisses fühlte er einen starken Schmerz im Ohre. Der Greis hatte ihn am Ohr gefaßt, zog ihn kräftig zur Erde, trat mit den Beinen auf ihm herum und schlug ihn halbtot. Als Atametoi von diesen grausamen Schlägen etwas zu sich gekommen war, trachtete er schleunigst aus dieser gefährlichen Stadt hinauszukommen, erreichte auch mit Mühe das erste Dorf und dankte hier unter dem Schatten eines

Digitized by Google

Baumes Allah heiß und eifrig dafür, daß er bei diesem schmerzlichen Vorfall noch am Leben geblieben war.

Am nächsten Tag war Freitag[1] und alle weinenden Stadtbewohner zogen durch die Tore hinaus in die Berge. Auf einem dieser Berge war ihr König begraben. Gemäß seinem letzten Willen hatte man dort eine große Schule für muselmanische Kinder und eine prachtvolle Moschee erbaut. Das Volk hielt den König für einen Heiligen und zog daher jeden Freitag auf den Berg, um in der Moschee zu beten. Unter diesen Wallfahrern fiel Atametoi ein noch rüstiger Mann auf, der auf einem Ochsen ritt. Atametoi schloß sich der Menge an und ging zur Seite des Mannes auf dem Ochsen und hielt mit ihm gleichen Schritt. Dies bemerkte der Reiter, er holte mit dem Säbel aus, aber Atametoi sprang zur Seite. Der Reiter holte zum zweitenmal aus, aber Atametoi wich wieder geschickt dem Schlage aus. Da schrie der Mann auf dem Ochsen Atametoi zu: „Wirst du weggehen oder nicht! Was willst du von mir? Geh weiter, der Weg ist breit genug!"

„Ärgere dich nicht, Herr!" sprach Atametoi, „ich habe eine große Bitte an dich. Sei so gut und sag mir, warum alle diese Leute fortwährend weinen! Aus welchem Grund?"

„Wenn du den Grund dieses Weinens wissen willst, so laß uns zuerst in der Chanenmoschee[2] beten und dann in mein Haus gehen. Dort werde ich dir was erzählen."

Atametoi war freudigst mit dem Vorschlag des Mannes einverstanden. Nach Schluß des Gebetes in der Moschee, ging Atametoi in das Haus seines neuen Bekannten. Als sie sich dem Haus näherten, übergab der Mann seinen Ochsen einem Diener und führte den Gast in den Garten, wo auf einem erhöhten Rasenplatz im Schatten der Bäume Teppiche ausgebreitet waren. Der Hausherr hieß Atametoi Platz nehmen, unterhielt sich lange mit ihm, be-

[1] Der Freitag (Dschuma) entspricht bei den Mohamedanern unserem Sonntag. [2] Chan = Fürst, Herrscher.

Digitized by Google

wirtete ihn mit Palau und fragte dann nach den Wünschen seines Gastes. Atametoi bat nochmals, ihm zu sagen, warum die Einwohner der Stadt ständig so schrecklich weinen.

„Ich kenne den Grund des Weinens," sagte der Hausherr, „darf ihn dir aber jetzt nicht mitteilen. Leiste mir zuerst einen kleinen Dienst, dann werde ich dir meinerseits dies wichtige Geheimnis entdecken."

Da Atametoi dies versprach, setzte der Hausherr fort: „Dies ist meine Bitte. Vorher aber will ich dir sagen, daß du von keinem Menschen etwas erfahren wirst; es gibt bloß einen einzigen, einen Greis, einen unglücklichen Krüppel ohne Hände und ohne Füße. Er allein kann dir etwas sagen. Deshalb geh zu ihm und frage ihn, warum er gar so laut schluchzt. Denn er weint viel heftiger als alle anderen. Was er dir sagt, dies, bitte, teile mir dann mit!"

Atametoi ging, ohne eine Minute zu zögern, auf die Suche nach dem alten Krüppel. Er mußte lange herumgehen, bis er ihn fand. Der arme Krüppel lag auf dem heißen Sand unter offenem Himmel, war sehr erschöpft von den sengenden Sonnenstrahlen, stöhnte laut und schluchzte herzzerbrechend. Atametoi ging zu ihm und fragte: „Armer Mann, warum weinst du gar so sehr?"

„Warum ich weine," gab der Krüppel zur Antwort, „das kann ich dir nur dann sagen, wenn du etwas für mich sehr Wichtiges ausforschest. Es ist dies keine große Arbeit. Geh zum nächsten Berg! Dort wirst du eine Grube finden. In dieser Grube sitzt ein sehr schöner, junger Sarte. Er verbringt in dieser Grube schon einige Jahre und kann nicht heraus. Frage ihn, warum er sich in diese Grube gesetzt hat. Wenn du mir die Antwort des schönen Jünglings bringst, werde ich dir auch sagen, warum ich mehr als alle anderen weine."

Da wanderte Atametoi weiter und gelangte nach drei Tagen zu den ersten Bergen. Auf einem Berge fand er

Digitized by Google

auch die Grube und darin den schönen Sartenjüngling. Auf die Frage des Atametoi, warum er sich in diese Grube gesetzt habe, antwortete der junge Sarte, daß er ihm dies nur dann sagen könne, wenn er in das Reich des Königs Sanawar gehe und dort erkunde, wie das Verhältnis des Königs zu seiner Gattin, die Gül[1] heiße, sei.

Atametoi verpflichtete sich, auch diese Aufgabe zu übernehmen. Da aber das Königreich Sanawars in weiter Ferne war, kehrte er früher in die benachbarte Stadt zurück, kaufte Reisevorräte und machte sich dann erst auf den Weg. Lange, lange wanderte er auf wüsten, schlechten Bergpfaden. Endlich kam er zu einer gewaltigen, hundertjährigen Platane, die nah beim Wege stand. Atametoi war sehr müde von der mühseligen Wanderung in dieser Berglandschaft und froh, im Schatten dieser Platane rasten und seine Kräfte durch Essen und Schlafen im kühlen Schatten stärken zu können. Nachdem er gegessen, legte er sich auch hin, um zu ruhen, und schlief ein. Lange schlief er, wurde aber plötzlich geweckt durch das laute, ängstliche Geschrei irgendwelcher Nestvögel. Auf dem Gipfel dieser Platane befand sich nämlich das Nest des Vogels Samrak und in dem Neste waren einige schon große Junge, die von irgendeiner Gefahr bedroht das weithin schallende Geschrei erhoben. Wirklich bemerkte Atametoi einen Wolf, der sich dem Baum näherte. Atametoi nahm schnell den Krummsäbel, den er stets bei sich hatte, zur Hand und versteckte sich hinter der Platane, um den Wolf abzuwarten. Und als sich dieser auf die Hinterbeine erhob, um das Nest zu erreichen, sprang Atametoi hervor und zerschlug mit einem Hieb seines Säbels das Tier in zwei Teile. Eine Hälfte des toten Wolfes warf er zur Seite, die andere legte er den Jungen ins Nest. Als die Vögel sahen, daß sie von dem drohenden Tode errettet worden waren, sagten sie Atametoi: „Kriech zu uns herauf, wir werden dich was lehren!"

[1] Rose.

Digitized by Google

Atametoi kletterte auf den Baum und setzte sich in das Nest des Samrak. Und hier hörte er folgende Rede der Nestlinge. „Du weißt," sagten sie, „daß wir die Kinder des Vogels Samrak sind, welcher sehr blutdürstig ist und welcher nichts mehr liebt als Menschenfleisch. So könnte er auch dich fressen. Aber wir wollen dich beschützen, weil du uns vom Tod errettet hast. Jedes Jahr kam dieser Wolf hierher und fraß die Jungen des Samrak. Wir sind die ersten, welche heil blieben, weil du für uns so mannhaft eingetreten bist. Gleich wird Samrak selbst von den Bergen kommen. Kriech zu irgendeinem von uns unter die Flügel!"

So tat auch Atametoi. Bald kam der Vogel Samrak geflogen, ließ sich aber nicht gleich in sein Nest herab, wie gewöhnlich, sondern beschrieb große Kreise über dem Neste. Lange schwebte er in der Luft. Endlich fragten ihn die Jungen, warum er sich nicht ins Nest herablasse.

„Ich wittere den Geruch eines frischen Menschen," sagte Samrak, „und spähe nach ihm."

„Du wirst ihn nicht finden," schrieen die Jungen. „Komm herunter und wir werden ihn dir selbst zeigen."

Samrak ließ sich herab. Seine Jungen sprachen nun folgendermaßen. „Schau, bisher konntest du kein einziges Junge in die Höhe bringen, weil sie der grimmige Wolf jedesmal in deiner Abwesenheit gefressen hat. In diesem Jahre wirst du aber uns alle aufziehen können, weil der Wolf, der sich mit deinen Kindern mästete, nicht mehr lebt. Ein Mann hat ihn in zwei Stücke geschlagen, von welchen eins neben dir liegt. Und diesen Mann, unseren Retter, haben wir bei uns versteckt."

Der Vogel Samrak war hocherfreut, als er dies hörte. Dann hob das Junge, unter dessen Flügel Atametoi verborgen war, den Flügel und Atametoi zeigte sich den Augen des furchtbaren Vogels.

Dieser sprach: „Für den Dienst, den du mir und meinen

Digitized by Google

Kindern erwiesen hast, will ich dir einen Gegendienst erweisen. Verlange von mir, was immer du willst!"

„Kennst du den König Sanawar?" fragte Atametoi.

„Ja!" sagte Samrak.

„Führe mich in sein Reich!"

„Du wirst von dort nicht lebend zurückkommen."

„Das ist mir einerlei, ich muß unbedingt hin."

„Dann gehen wir," sagte Samrak zu Atametoi. „Aber merke dir, dieser König läßt alle Fremden, die in das Land kommen, hinrichten. Vielleicht gelingt es mir, dich diesem Schicksal zu entreißen. Wenn die Wache des Königs um dich kommt, so bitte ihn um die Erlaubnis, dich vor der Hinrichtung waschen und zu Gott beten zu dürfen. Er wird die Bitte bewilligen, du gehst dann etwas abseits. Ich aber werde zur selben Zeit um dich geflogen kommen. Setz' dich jetzt auf meinen Rücken!"

Atometoi setzte sich auf den Rücken des Samrak. Sie flogen lange und kamen endlich in die Hauptstadt des Königs Sanawar. Hier stieg Atametoi vom Samrak ab und ging zum König. Als er bei dem Haupttor des Schlosses eintrat, sah er, wie König Sanawar auf einer goldenen Bank saß und die Hände im Wasser, das aus einem goldenem Kruge gegossen wurde, wusch. Der König trocknete die Hände und man brachte ihm Palau auf einem goldenen Teller. Sanawar aß ein wenig und ließ die Reste seinem Hunde geben. Dieser konnte aber auch nicht alles auffressen und man gab die letzten Überbleibsel den Hennen.

Atametoi sah dies, ging zum König und sprach: „O König, warum gibst du Palau, die beste Speise, dem Hunde und den Hennen? Sieh, der Hund kann dir doch den goldenen Teller verunreinigen. Dann habe ich bemerkt, daß man erst nach dem Hunde den Hennen das Palau zu fressen gab. Sind denn die Hennen schlechter als die Hunde?"

„Diese Sache geht dich eigentlich gar nichts an," antwortete der König, „ich werde dir's aber erzählen, doch

Digitized by Google

mache ich dich gleich darauf aufmerksam, daß ich dich nach Beendigung meiner Erzählung aufhängen lassen werde."

„Ich habe nichts dagegen," meinte Atametoi leichthin, „erzähle nur!" Und der König begann:

„Früher hatte ich eine Frau. Sie hieß Gul. Und tatsächlich, wenn man auf die eine Schale der Wage die Unschuld meiner Frau und auf die andere eine weiße Rose[1] gelegt hätte, so hätte weder die eine noch die andere Schale überwogen. Aber einmal bemerkte ich, daß die Schale mit der Unschuld meiner angebeteten Frau nicht überwog. Ich nahm an, daß ihre Unschuld infolge irgendwelcher schlechten Handlungen gelitten habe und hielt es daher für notwendig, die Schritte meiner Frau zu beobachten. Ich muß dir auch sagen, daß ich Pferde sehr liebe. Ich hatte zwei Lieblingspferde. Diese übergab ich den Stallknechten auf vierzig Tage zur Pflege, weil ich mich entschlossen hatte, nicht auf diesen Pferden zu reiten, damit sie gut herausgefüttert werden könnten. Aber es verging eine Woche um die andere, die Pferde besserten sich nicht. Da ließ ich den Stallknecht rufen und fragte, aus welchem Grunde sich die Pferde so schlecht entwickelten. Der Knecht wollte lange nicht mit der Sprache heraus, wollte mir nicht den Grund angeben, aber schließlich gestand er alles. Es zeigte sich, daß meine Frau jede Nacht in den Stall kam, das eine oder andere Pferd zu satteln befahl und irgendwohin vom Hofe wegritt und die ganze Nacht ausblieb, während ich zur selben Zeit ruhig schlief. Ich wollte nun wissen, wohin mein Weib ritt. Deshalb befahl ich, am nächsten Tag gegen Abend die zwei schnellsten Pferde zu satteln, und sie im Stall zu lassen. Ich selbst legte mich unweit des Stalleinganges auf eine Bank und stellte mich schlafend. Plötzlich kam eine Katze gelaufen, blickte ringsum, sah in den Pferdestall und lief schnell davon. Nach einer halben Stunde erschien, von derselben Katze begleitet, meine Frau, band ein Pferd

[1] Gul bedeutet Rose.

Digitized by Google

los, setzte sich drauf und ritt fort. Aber vor dem Pferde lief die Katze und zeigte meinem Weib den Weg. Das Pferd, auf welchem mein Weib ritt, vermochte in der Stunde gegen fünfhundert Kilometer zurückzulegen.

Kaum war mein Weib zum Tor hinaus, so schnallte ich einen überaus scharfen Säbel an die Seite, setzte mich auf das andere Pferd und jagte hinterdrein. Mein Pferd war nicht schlechter als das andere, doch konnte ich nur mit Mühe meiner Frau auf der Spur bleiben. Nach zweistündigem, scharfem Ritt hielt sie bei einem Pförtchen an und ging hinein. Ich stieg ebenfalls vom Pferde und folgte dem Weibe. Ich sah, wie ein Div mein Weib empfing und es durch neununddreißig Gemächer in ein vierzigstes führte. Dort saßen vierzig Dive und einer von ihnen, welcher als der oberste angesehen wurde, war siebenköpfig. Ich war ebenfalls durch alle Gemächer gegangen und im neununddreißigsten geblieben. Von hier hörte ich deutlich, mit welchen unverblümten Liebesworten sich der siebenköpfige Div an meine Frau wandte. Lange liebkosten sie, schließlich schlug ihr der Div vor, etwas zu essen und sandte einen Div um eine süße Zuckermelone und eine gute Wassermelone. Dieser erhob sich von seinem Platze, ich aber lief sofort durch alle neununddreißig Zimmer hinaus in den Hof, verbarg mich bei der Eingangstür und hielt meinen Säbel bereit. Als sich der Div unter der Tür zeigte, erschlug ich ihn. Der siebenköpfige Div wartete lange auf den Abgesandten, ward zornig und schickte einen anderen Div um die Melonen. Aber diesem machte ich gerade so schnell den Garaus wie dem ersten. Auf diese Weise tötete ich alle vierzig Dive. Es blieb im vierzigsten Gemach der siebenköpfige Div mit meiner Frau allein übrig. Ich beschloß, ganz offen hineinzugehen und trat in das Zimmer.

Der Div sprang sofort von seinem Platze auf und warf sich mit furchtbarer Kraft auf mich. Es entspann sich ein Kampf auf Leben und Tod. Lange rangen wir verzweifelt.

Digitized by Google

Schließlich fühlte ich als erster Schwäche, weil der Div stark war, ich aber schon vor Beginn dieses Kampfes müde und erschöpft gewesen war von dem langedauernden und schnellen Ritt und infolge der Aufregung und Anstrengung, als ich die vierzig Dive tötete. Ich rief nun meinem Weibe zu: „Hilf mir, Gul!“ Aber die Treulose saß auf ihrem Platze, als ob sie meine Worte nicht höre und nicht verstehe. Ich wiederholte meine Bitte noch zweimal, aber das schamlose Weib achtete nicht auf meine Worte, als ob ein wildfremder Mensch gebeten hätte. Noch lange dauerte der Kampf mit dem Div. In dem Augenblick, als ich fühlte, daß mich meine Kräfte vollständig verließen, und ich schon vor dem Falle stand, rannte mein Hund in das Gemach, packte den Div beim Bein und durchbiß ihm die Wade bis an die Knochen. Im Kampf war auch der Div schon müde geworden, nun schwächte ihn der Schmerz und Blutverlust in der Wade noch mehr. Da sammelte ich meine letzten Kräfte, warf den Div nieder, daß der Boden dröhnte, schlug ihm mit meinem Säbel alle sieben Köpfe ab und warf sie zum Fenster hinaus. Hernach setzte ich meine Frau auf ein Pferd, sprang auf das andere und wir ritten nach Hause. Ich beschloß das Weib für seine frechen Taten zu bestrafen. Auf dem Wege zog ich aus der Reisetasche ein Zauberbuch, las drei Stellen aus diesem Buche und verwandelte das Weib, das neben mir ritt, in eine Henne. Jetzt weißt du,“ schloß König Sanawar seine Erzählung, „warum ich dem Hunde aus meinem goldenen Geschirr zu essen gebe und warum erst das, was der Hund übrig läßt, die Hennen erhalten. Das Geschick meiner Familie hat gezeigt, daß die Hennen schlechter sind als die Hunde. Und so weißt du nun alles. Aber damit du im Volke nichts erzählst von der schweren Beleidigung, die mir meine Frau angetan hat, und davon, wie ich sie bestraft habe, werde ich dich hinrichten lassen. Einstweilen geh schlafen, aber am Morgen bereite dich zum Tode vor.“

Atametoi hörte das Urteil ruhig an und machte keine

Digitized by Google

Einwendungen. Im Vertrauen auf den Beistand des Vogels Samrak schlief er sehr ruhig die ganze Nacht. Am Morgen kam die Wache und führte ihn zum König. Dieser befahl, Atametoi in seinem Beisein hinzurichten. Da erinnerte sich Atametoi an den Rat des Vogels und bat den König, etwas abseits gehen zu dürfen, um zu Gott zu beten und sich zu waschen. Sanawar gestattete es. Atametoi begab sich zu einer Quelle und begann sich zu waschen, als plötzlich der Vogel Samrak geflogen kam und ihn hieß, sich schnell auf seinen Rücken zu setzen, was auch Atametoi sofort tat. Doch als sich Samrak erhob, sah ihn der König Sanawar, ergriff schnell einen Bogen und verwundete ihn mit einem Pfeile am linken Flügel. Aber der Vogel war so stark, daß er trotz der Verwundung Atametoi ziemlich schnell zu seinem Baume brachte.

Atametoi dankte dem Vogel für diesen so wertvollen Dienst und ging zu dem schönen Sartenjüngling, der in der Grube saß. Er erzählte ihm alles, was er von König Sanawar und dessen Frau Gul erfahren hatte. Hierauf fragte er den Sarten: „Wer aber hat dich in diese Grube gesetzt und warum ist es geschehen?" Der Sarte antwortete: „Mich hat meine Frau in diese Grube gesetzt. Sie selbst lebt noch viel tiefer als ich unter der Erde und hat dort ein schönes Haus. Aber ich darf sie nur einmal in der Woche besuchen. In diese Grube hat sie mich gesetzt, weil ich schön bin."

Atametoi nahm Abschied von diesem schönen Jüngling und ging weiter zu dem laut schluchzenden Krüppel. Diesem erzählte er, was ihm der junge Sarte in der Grube mitgeteilt hatte, und fragte dann, warum gerade er mehr als alle anderen weine.

Da sprach der Krüppel: „Ich wurde ebenfalls von meinem Weibe für ein einziges, unschönes Vergehen so hart bestraft. Und so muß ich erstens gerade so weinen wie die übrigen Bewohner der Stadt, aber meine Qualen übersteigen meine Geduld und meine Kräfte und zwingen mich,

Digitized by Google

obendrein noch mehr als die andern zu schluchzen und zu schreien. Du siehst, ich bin ohne Hände und Füße und liege auf glühendheißem Sande."

Hierauf begab sich Atametoi zu dem Mann, der auf dem Ochsen geritten war. Dieser hörte die Erzählung Atametois aufmerksam an und berichtete dann seinerseits folgendes: „Ich bin ein Königssohn. Mein Vater, der vor zwanzig Jahren gestorben ist, war König in dieser Stadt. Er hatte vierzig Weiber, aber zum Unglück gebar ihm keine ein Kind und er wollte gar so gern wenigstens einen Sohn haben. Deshalb nahm er sich noch eine Frau. Und von dieser wurde ich geboren. Der Vater war vor Freuden außer sich. Er behielt mich bis zu meinem siebenten Jahre bei sich und schlug mir keine Bitte ab. Als ich sieben Jahre alt geworden war, wollte er für mich einen Lehrer nehmen. Vorher ließ er tief unten in der Erde zwei Gemächer erbauen, in welchen ich mit dem Lehrer wohnen sollte. Die Gemächer waren bald fertig, und man brachte mich und meinen Lehrer dorthin, damit wir keine Beziehungen zur Außenwelt hätten und uns deshalb ungestört und ohne jede Ablenkung ganz dem Studium widmen könnten. Nur meine Mutter und ein treuer Diener hatten zu uns Zutritt. In dieser unterirdischen Behausung verbrachte ich einige Jahre. Als der Unterricht beendet war, wurde die Tür geöffnet und ich konnte hinausgehen. Da kam ich in einen herrlichen, gut gepflegten Garten. Dort sah ich viele prächtige Blumen, welche mich durch ihre Schönheit lockten. Eine Blume war schöner als alle anderen und ich pflückte sie. Ich blickte hierauf zur Seite und sah eine noch schönere Blume. Ich pflückte diese, bemerkte aber, daß unweit von ihr eine noch schönere wachse als die ersten zwei. Ich pflückte auch diese, blickte dann auf die andere Seite und sah eine Menge so wunderbarer und seltener Blumen, von welchen ich gar keine Ahnung hatte. Ich wandte mich dorthin, um auch diese Blumen zu pflücken, hörte aber plötzlich über mir ein

Digitized by Google

lautes Mädchenlachen. Ich hob den Kopf und sah eine Pari. Diese war so bezaubernd schön und strahlte so ungemeinen Reiz aus, daß ich mein Bewußtsein verlor und wie eine abgemähte Ähre mitten unter die bunten Blumen hinfiel...

Lange suchte mich der Lehrer, fand mich endlich, konnte mich aber nicht zum Bewußtsein bringen. Mein Vater wurde benachrichtigt. Er berief die besten Ärzte, aber auch sie konnten mich nicht erwecken. Da war auch ein alter Mann in den Garten gekommen, der sagte meinem Vater, daß fern im Süden ein Inder lebe, der mich bestimmt gesund machen könne, da noch kein einziger Kranker, mag es welche Krankheit immer gewesen sein, ungeheilt von ihm weggegangen sei. Da sandte mich mein Vater zu diesem berühmten Arzt.

Dort angekommen, fanden meine Begleiter eine Menge Kranke vor, die der Inder alle gesund machte. Bei mir erklärte er, die zu meiner Heilung notwendigen Arzneien nicht fertig zu haben, und ersuchte meine Begleiter, mich bei ihm zu lassen, selbst aber nicht zu warten, sondern heimzukehren. Kaum waren sie abgereist, so nahm der Arzt ein kleines Fläschchen mit einer stark riechenden Flüssigkeit und hielt es an meine Nase. Ich erwachte sofort. Meine ersten Worte waren: „Wo bin ich?" Der Arzt sagte, daß ich weit von der Heimat bei einem Inder sei. Dann nahm er mich bei der Hand und führte mich in sein Zimmer. Hier waren an allen Wänden von unten bis oben Bretter, auf welchen Bücher lagen. Der Arzt fragte mich, ob ich nicht bei ihm die Heilkunde lernen und ihm helfen wolle. Ich gab meine Zustimmung. Dann lasen wir zusammen die gelehrten Bücher und heilten die Kranken, wobei ich alles, was mein Lehrer tat und verwendete, mit Eifer und Aufmerksamkeit beobachtete.

Bei dieser Beschäftigung war bereits die Frist verstrichen, welche mein Vater für meine Heilung bestimmt hatte. Sie war vergangen, ohne daß ich es bemerkt hätte. Während dieser Zeit hatte ich alle Bücher meines Lehrers

Digitized by Google

durchgelesen bis auf zwei, welche mit Ketten an eisernen Säulen befestigt waren. Diese Bücher hatten ein riesiges Format, waren gut eingebunden und auf dem Deckel des einen stand mit großen Buchstaben „Div" und auf dem zweiten mit denselben Buchstaben „Pari". Obgleich ich noch freie Zeit hatte, da die Abgesandten meines Vaters noch nicht um mich gekommen waren, gestattete mir der Arzt aus irgendeinem Grunde doch nicht, diese Bücher zu lesen, was meine Neugierde und Wißbegierde auf das höchste erregte.

In dieser Zeit brachte man einmal den Sohn eines sehr reichen Kaufmanns zu dem Inder. Es war ein Jüngling von achtzehn Jahren und seine Krankheit bestand darin, daß ihm Würmer das Ohr fraßen und nach und nach im Innern der Ohrmuschel und des Gehörganges vorgedrungen und schon bis zum Hirn gekommen waren. Der unglückliche Jüngling litt fürchterlich. Der Inder untersuchte mit mir den Kranken und ging in sein Gemach, um eine Arznei zu bereiten, ich aber wollte nicht auf den Arzt warten, sondern es reizte mich, den Kranken selbst auf eine einfachere Weise zu heilen, und ich sann nach, wie ich dies tun könnte. Dazu nahm ich von einem Baum einen feuchten Zweig, bähte ihn am Feuer und vernichtete damit augenblicklich die Würmer, bestrich hierauf dem Kranken das Ohr mit einer ganz gewöhnlichen Salbe, die stets fertig war, und der Kranke war alsogleich gesund. Nach einer halben Stunde kam der Inder mit seinen Arzneien, fand aber die Krankheit schon geheilt. Er sah böse auf mich, warf die eben zubereiteten Arzneien auf die Erde, ging voll Zorn zu einem großen Baum und erhängte sich aus Scham darüber, daß sein Schüler ein einfacheres Heilverfahren erraten und angewendet hatte.

Darnach blieb ich allein, aber nicht lange. Schon am nächsten Tag kamen frühmorgens hundert von meinem Vater gesandte Leute und brachten für mich ein prächtiges Pferd. Ich wollte nun die zwei Bücher „Div" und „Pari",

Digitized by Google

welche ich nicht hatte lesen können, mitnehmen. Sie waren aber viel zu schwer, um auf Reitpferden mitgeführt werden zu können. Deshalb ließ ich eine Arba kaufen. Meine Diener richteten den Wagen flink her, legten die Bücher darauf und fuhren fort. Auf den guten Pferden kamen wir schnell in meine Heimatstadt.

Nach der Ankunft war mein Erstes, die mitgebrachten Bücher zu lesen. Ich las zuerst das Buch Div, fand aber nichts Gutes darin, aber als ich das zweite Buch las, erriet ich, daß darin jene Pari geschildert war, deretwegen ich das Bewußtsein verloren hatte. Ich erkannte sie an der genauen Beschreibung, welche in dem Buche gegeben war. Sie war die Tochter des Beherrschers von Persien und glänzte durch ihre Schönheit über die ganze Welt, ihre Schönheit war so hellstrahlend, daß sogar im Schatten ihres Körpers alles Licht war. Jetzt wußte ich, daß ich als Besitzer dieser zwei Bücher auch die Macht besaß, über alle bösen und guten Geister zu verfügen. Ich befahl daher dieser wunderschönen Pari, vor mir zu erscheinen, und vermählte mich mit ihr am folgenden Tag. Meine Frau gebot mir dringend, die Bücher stets unter meinem Kopfkissen verborgen zu halten. „Sonst," sagte sie, „fliegt einmal ein Div herbei, schleppt sie fort und ich muß, ob ich will oder nicht, dem bösen Geiste folgen."

Nicht lange erfreute ich mich an dem Glück meines Ehelebens. Einmal sah ich in der Nacht im Traum meine Frau, als ob sie mich bitten möchte, ihr die Bücher zum Lesen zu geben. Ich reichte ihr die Bücher, aber da verwandelte sich meine vermeintliche Frau in einen schrecklichen Div, welcher mit hämischen Hohnworten verschwand. Die Furcht vor einem ähnlichen Raube ließ mich erwachen. Aber wie groß war mein Entsetzen und meine Wut, als ich bemerkte, daß mir die Bücher tatsächlich geraubt worden waren. Ich weckte meine Frau und sie begriff sofort, welche Gefahr uns drohe. Sie nahm Erde aus einem Topf, in welchem eine seltsame Blume wuchs,

Digitized by Google

und warf sie auf den Div, konnte ihm aber nicht mehr schaden, weil er schon weit weg war. Aber der Div hatte gesehen, was meine Frau tat, und drohte ihr von weitem mit einer schrecklichen Rache. Und diese Strafe folgte auch in kurzer Zeit. Meine Frau erkrankte an einem entsetzlichen Leiden, am Aussatz. Sie begann zu faulen und verbreitete schon von weitem einen so widrigen, ekelhaften Gestank, daß es ganz unmöglich war, näher zu ihr zu kommen. Als mein Volk von dieser Krankheit der einst so sonnenschönen Pari erfuhr, begann es laut zu weinen, von dem Wunsche beseelt, damit zu helfen. Aber hier konnte niemand mehr helfen. Vor meinen und des Volkes Augen verfaulte mein Weib bei lebendigem Leibe, fiel allmählich in Stücke und starb endlich beweint von allen. Und bis heute weint noch immer mein Volk, weil dieses liebe, lichte Märchenwesen einen so entsetzlichen Tod sterben mußte ...

Tief ergriffen dankte Atametoi dem Erzähler, nahm Abschied und verließ die weinende Stadt.

Er kam zur jungen, schönen Königstochter zurück und berichtete von allen seinen Erlebnissen. Als sie alles gehört hatte, sprach sie: „Höre, Atametoi! Du hast gesehen, daß überall, wo immer du warst und wen immer du sahst, die Ursache des Unheils ein Weib gewesen ist. Und trotzdem willst du mich noch freien? Du kannst nur Unglück im Leben vom Weibe erwarten, ähnlich wie jene Männer, die du auf deiner Reise kennen gelernt hast. Denke daher gut nach, wenn du dein Leben wert hältst."

Aber Atametoi gab nichts auf die Ermahnungen der Prinzessin. Er liebte sie so unendlich, daß er an keinerlei Gefahr oder Unglück dachte, wenn er sie nur besitzen würde. Deshalb begann er wieder dringend zu bitten, sie möchte sein Weib werden. Die Prinzessin sann lange nach, aber den so überzeugenden und aus tiefstem Herzen kommenden Bitten konnte sie sich auf die Dauer nicht widersetzen und willigte ein. Nach drei Tagen wurde die Vermäh-

Digitized by Google

lung feierlich vollzogen und Atametoi lebte glücklich mit seiner schönen Frau. Aber über seine weiteren Lebensschicksale ist einstweilen nichts bekannt.

12. Freigebig bis zum Tod

Zur Zeit der Regierung des Königs Jamasch lebte ein Mann namens Atümtai-Dschomart, dessen Freigebigkeit grenzenlos war. Wenn zu ihm Gäste kamen, so fanden sie stets weiteste Gastfreundschaft, und wenn sich jemand mit einer Bitte an ihn wandte, so gab er das Letzte, um nur dem Bittenden zu helfen.

Von dieser Freigebigkeit und Wohltätigkeit des Atümtai ging das Gerücht bis zum König Jamasch, der voll Neid sagte: „Gar niemand spricht von meiner Freigebigkeit, obwohl ich König und auch freigebig bin." Hernach sandte er eigene Gesandte zu Atümtai, die um sein ausgezeichnetes Rennpferd, das so schnell wie der Wind war, bitten sollten. Diese kamen zu Atümtai im Winter während eines heftigen Schneegestöbers und Atümtai konnte nichts bekommen zur Bewirtung der königlichen Gesandten[1]. Da ging er in den Hof, schlachtete jenes ausgezeichnete Rennpferd, das allein im Stalle stand und bewirtete damit die Gäste. Am nächsten Morgen fragte er die Gesandten nach dem Grunde ihres Kommens. Sie antworteten, daß sie vom König Jamasch kämen mit der Bitte, Atümtai möge ihm das edle Rennpferd abtreten. Da weinte Atümtai und senkte die Augen zu Boden. Die Gesandten fragten: „Warum bist du so traurig?" Er erwiderte: „Ich bin nicht traurig, weil es mir leid tut, dem König mein Pferd zu geben, sondern weil ich seinen Wunsch nicht mehr erfüllen kann. Ich wußte gestern nichts von der Bitte des Königs

[1] Die Viehherden sind oft hunderte von Kilometern weit weg vom Hause.

Digitized by Google

und weil ich kein anderes Fleisch im Hause hatte, schlachtete ich abends das Rennpferd, um euch zu bewirten." Die Gesandten kehrten nach Hause zurück und berichteten dem König. Dieser war noch mehr erbittert, da er einsah, daß die Freigebigkeit und der Edelsinn Atümtais grenzenlos seien. Der Neid des Königs verstärkte sich von Tag zu Tag, und endlich befahl er, einen Menschen ausfindig zu machen, der sich bereit erkläre, Atümtai zu töten und sein Haupt dem König zu bringen.

Ein einziger Mensch fand sich im Reiche des Königs Jamasch, der nach Empfang einer hohen Belohnung fortzog, um Atümtai zu suchen und zu ermorden. Er forschte lange nach dem Aufenthaltsort Atümtais und konnte ihn nicht finden. Einmal war er sehr müde und suchte bei einem Kirgisen Unterkunft und Rast. Der Hauswirt nahm den Reisenden sehr freundlich auf, gab ihm Speise und Trank und bereitete ihm ein gutes Lager. Am Morgen erzählte der Fremde dem gastlichen Hausherrn, daß er von König Jamasch ausgesandt worden sei, um Atümtai zu töten und seinen Kopf zu bringen. Zugleich bat er um einen Rat, wie er Atümtai am schnellsten finden und töten könne. Da ging der Hauswirt hinaus, brachte einen scharfen Säbel, reichte ihn dem Gast und sagte, daß er selbst Atümtai sei. Wenn der Gast seinen Kopf haben wolle, so solle er ihn abschlagen. Nach diesen Worten neigte Atümtai sein Haupt und wartete auf den Todesstreich. Der Gast war in äußerster Verwirrung und weigerte sich, seinen Wirt zu töten, überzeugt von dessen grenzenloser Freigebigkeit.

So kehrte der gedungene Mörder unverrichteter Sache zu König Jamasch zurück und berichtete, was geschehen war. Da bereute der König seinen Neid und sprach: „Ich bin ein König und auch sehr freigebig, aber meinen Kopf würde ich niemals einem andern geben. Deshalb anerkenne ich, daß Atümtai der freigebigste Mensch auf der Welt ist."

Digitized by Google

13. Die armen Stiefkinder und die bösen Haremsweiber

In einer kleinen Stadt lebte einst ein altes Ehepaar. Es hatte fünf Töchter und einen Sohn. Die älteste Tochter war eine Schönheit, wie es wenige auf der Welt gibt. Vater und Mutter liebten die Kinder. Aber da erkrankte eines Tages die Mutter und starb. Lange beweinte der Alte den Tod der Frau und entschloß sich erst nach langem Überlegen, der Kinder wegen nochmals zu heiraten. Jedoch er irrte sich in seiner Rechnung und war unglücklich in seiner Wahl. Das zweite Weib war ein sehr böses Frauenzimmer, welches die Stieftöchter und den kleinen Stiefsohn nicht liebte, sondern schlug und ihnen nur die Hälfte von dem Essen gab, welches der Vater selbst für sie bestimmt hatte und einen bedeutenden Teil des Essens für sich zurückhielt. Der gutmütige Mann wußte dies nicht und erriet es nicht, die Kinder aber fürchteten sich, über die Stiefmutter zu klagen.

Einmal brachte die Stiefmutter die Kinder früher zu Bett, holte den Honig und bewirtete den Mann. Sie sprach dabei: „Die Kinder haben schon gegessen und wollen nichts mehr." Der Alte glaubte dem Weibe, aß sich selbst satt an dem Honig und ging schlafen. Dann versteckte die Stiefmutter die Reste des Honigs im Kessel und dachte, sie bei Tagesanbruch selbst aufzuessen. Aber diesmal konnte die älteste Stieftochter lange nicht einschlafen und hatte gesehen, wie die Stiefmutter den Vater mit Honig bewirtet und die Reste im Kessel aufgehoben hatte. Das Mädchen nahm sich vor, die Schwestern und den Bruder von diesem Honig kosten zu lassen. Es stand auf, überzeugte sich, daß der Vater und die Stiefmutter fest schliefen, weckte dann die Geschwister und zeigte ihnen die leckere Speise. Alle aßen den Rest des Honigs auf und deckten

Digitized by Google

dann den Kessel wieder zu. Am Morgen stand die Stiefmutter auf, öffnete den Kessel und sah, daß er leer war. Da niemand anderer als die Kinder den Honig gegessen haben konnten, wurde sie wütend auf sie und begann von dieser Zeit an, sie noch mehr als früher bei dem Vater zu verleumden und ihn gegen sie aufzuhetzen.

Lange glaubte der Mann dem Weibe nicht, aber endlich hatte es ihn doch auf seine Seite gebracht und sie beschlossen, die Kinder auf freiem Felde auszusetzen. Es war Sommer geworden und die Maulbeeren reiften. Und so spannte der Alte eines Tages das Roß an die Arba, nahm den Holzhammer, mit welchem die Wächter in der Nacht durch die Straßen gehen, und sagte den Kindern: „Fahrt mit ins Feld, Maulbeeren zu sammeln!" Darüber freuten sich die Kinder und fuhren mit dem Vater um Maulbeeren. Gar weit führte der Vater seine Kinder hinaus. Es kam die Nacht. Der Mann hielt auf einem Felde, wo er die Kinder zu verlassen beabsichtigte, und übernachtete mit ihnen. Am frühen Morgen führte er sie zu einem alten, hohen Maulbeerbaum, der mitten auf dem Felde stand und sagte den Kindern: „Paßt jetzt auf! Ich werde auf den Baum klettern und mit dem Holzhammer auf die Äste schlagen; ihr sammelt die herabfallenden Beeren, aber blickt beileibe nicht auf den Baum hinauf, weil auf den, der hinaufschaut, ein dicker Ast herunterfällt und ihn sofort maustot macht." Die Kinder riefen: „Ja, Väterchen, wir werden dir folgen und nicht in die Höhe schauen; klettere schnell hinauf!" Der Vater stieg auf den Baum und schlug mit dem Hammer auf den Stamm. Die Kinder bückten sich und sammelten die herabfallenden Beeren. Währenddem band der Alte den Hammer an einen Ast, brachte ihn in Schwung, kroch selbst vom Baum herab, lief zur Arba und fuhr schnell davon.

Der Hammer schaukelte weiter und schlug an die Zweige des Baumes, die Beeren fielen zur Erde und die Kinder hoben sie auf und kosteten davon. Endlich hielt es das

Digitized by Google

jüngste Mädchen nicht mehr aus, hob den Kopf, blickte auf den Baum und sagte: „Schwester! Schwester! Der Vater ist nicht auf dem Baum."

Darauf erwiderte die älteste Schwester: „Schweig und schau nicht, du dummes Ding, sonst erschlägt dich ein Ast." Das wollte das kleine Mädchen doch nicht und sammelte daher weiter schweigend die Beeren. Doch auf die Dauer hielt es das Kind nicht aus, blickte nochmals auf den Baum und rief wieder: „Schwester, aber Schwester! Auf dem Baum ist kein Vater." Aber die älteste Schwester ermahnte sie wieder: „Schweig und schau nicht hinauf, sonst erschlägt dich ein Ast."

Aber nach einer Weile blickte das jüngste Schwesterlein zum drittenmal auf den Baum und da es den Vater wieder nicht sah, erhob es sich und schrie laut und beunruhigt: „Schwester, aber Schwester! Auf dem Baum ist wirklich kein Vater mehr." Da wurde doch die älteste Schwester nachdenklich. Sie erhob den Kopf und blickte auf den Baum — der Vater war in der Tat verschwunden. Alle Kinder machten sich da Sorgen und blickten ringsum, aber sie sahen weder den Vater noch die Arba mit dem Pferde. Lange warteten sie und hofften, daß der Vater wiederkommen werde. Endlich beschlossen sie, auf gut Glück den Heimweg selbst zu suchen. Aber der Ort, wohin sie der Vater geführt hatte, war so öde und abgelegen, daß es ihnen unmöglich war, auf die Straße zurückzufinden. Die verlassenen Kinder zerbrachen sich die Köpfe, glühten vor Aufregung und weinten dann bitterlich. Endlich gingen sie aufs Geratewohl fort dem Aufgang der Sonne zu.

Lange wanderten die unglücklichen Kinder, wurden müde und durstig und hätten gern getrunken. Da sah das kleinste Mädchen in einem Grübchen unter einem Baum etwas Wasser und rief:

„Ach Schwester, liebste Schwester mein!
Ich trink' von diesem Wässerlein."

Digitized by Google

Die älteste Schwester ermahnte es:

„Trink' nicht, trink' nicht, Schwesterlein!
Das Wasser ist trüb und nicht rein,
Es könnte dein Unglück sein."

Aber die Kleine gehorchte nicht, trank das Wasser und verwandelte sich sogleich in einen Affen. Dieser sprang auf den Baum und blieb dort sitzen. Die Kinder beweinten das unglückliche Schwesterchen und wanderten weiter. Aber bald wurden sie wieder müde und durstig und wollten trinken. Da sah die jüngste von den übriggebliebenen Schwestern in einem Grübchen etwas Wasser und rief:

„Ach Schwester, liebste Schwester mein!
Ich trink' von diesem Wässerlein."

Die älteste Schwester ermahnte sie:

„Trink' nicht, trink' nicht, Schwesterlein!
Das Wasser ist trüb und nicht rein,
Es könnte dein Unglück sein."

Doch die Kleine gehorchte nicht und trank von dem Wasser. Sogleich verwandelte sie sich in einen Wolf und lief fort ins weite Feld. Die Kinder beweinten auch diese Schwester und zogen weiter. Nach langem Wandern fanden sie wieder ein Grübchen mit Wasser, aus welchem trotz des Abratens der ältesten Schwester die dritte Schwester trank und sich in einen Fuchs verwandelte. Hierauf trank die vierte Schwester ein Wasser und verwandelte sich in einen Tiger. Weinend über das Unglück der Schwestern wanderte die älteste Schwester mit dem kleinen Bruder weiter. Endlich fanden sie wieder in einem Grübchen etwas Wasser. Da rief der Knabe:

„Ach Schwester, liebste Schwester mein!
Ich trink' von diesem Wässerlein."

Aber sie widerriet und bat ihn, es zu unterlassen:

„Trink' nicht, trink' nicht, Brüderlein!
Du wirst ein Tier wie die armen Schwesterlein."

Digitized by Google

Doch der Knabe klagte: „Ach Schwester, ich bin so müde und so durstig. Ich muß trinken. Aber wenn ich zu einem Tier werde, so verlasse ich dich nicht, sondern gehe mit dir weiter."

Vor Schmerz und Kummer antwortete ihm die Schwester nicht. Der Knabe trank und verwandelte sich in eine wilde Ziege. Da weinte die schöne Schwester gar sehr. Aber als sie sah, daß die Tränen nichts besser machten, wanderte sie weiter. Hinter ihr lief traurig die wilde Ziege. Die schöne Jungfrau sah auf dem Wege viele Grübchen mit Wasser, aber wie sehr sie auch dürstete; so trank sie doch nicht. Aber einmal gegen Abend sah sie vor sich einen großen Fluß. Sie lief hin, trank und blieb am Ufer, um mit der wilden Ziege, dem Bruder, zu übernachten. Ermüdet und erschöpft schlief sie bald ein.

Unweit von diesem Fluß war eine große Stadt. Der König des Landes ritt am frühen Morgen mit seinem Gefolge auf die Falkenjagd und ließ, als er beim Fluß eine Schar Gänse sah, den Falken los. Wie ein Pfeil flog der Falke auf die Gänse zu. Aber plötzlich begann er in der Luft Kreise zu beschreiben und ließ sich dann an jener Stelle nieder, wo das schöne Mädchen mit der Ziege schlief. Das Mädchen erwachte von dem Flügelschlag des Falken und verscheuchte ihn. Der Falke erhob sich, kreiste über dem Fluß und ließ sich nochmals vor dem Mädchen nieder. Der König wunderte sich über das Verhalten seines Lieblingsfalken und befahl sofort den Dienern nachzuforschen, was an jener Stelle los sei. Diese entdeckten am Ufer des Flusses das schöne Mädchen und meldeten dies eiligst dem König. Der aber wünschte selbst die fremde Schönheit zu sehen, gab seinem Pferd einen Schlag und ritt zu dem bezeichneten Platze. Die Jungfrau wunderte sich, als der königliche Reiter vor ihr hielt. Er fragte sie freundlich, wer sie sei, woher sie komme und warum sie hier weile. Da erzählte die Jungfrau ihre traurigen Erlebnisse. Das Unglück des Mädchens ging dem König zu Herzen. Er be-

Digitized by Google

fahl, das Mädchen und die wilde Ziege in die Hauptstadt zu führen und ihnen im Schlosse eine Wohnung anzuweisen.

Es war noch kein Monat vergangen, als sich der König entschloß, das liebe, schöne Mädchen zur Frau zu nehmen. In seinem Harem hatte er schon neununddreißig Weiber. Das Mädchen machte er zur Hauptfrau und ordnete an, daß sie das Essen, die Kleider, den Schmuck und andere Sachen an die übrigen Weiber ausgebe. Einen Monat nach der Hochzeit fühlte sich die junge Frau in der Hoffnung und des Königs Freude darüber war unbeschreiblich, denn er war kinderlos und wünschte einen Sohn und Nachfolger.

Inzwischen begannen die anderen Weiber des Königs ihre Nebenbuhlerin, welche eine so bevorzugte Stellung einnahm, mit Neid und Haß zu betrachten. Und so versammelten sie sich einmal, um zu beraten, wie sie diese königliche Frau und bewunderte Schönheit beseitigen könnten.

„Warum soll gerade sie besser sein als wir?" rief ein Weib voll Zorn. „Warum hat der König sie, die noch so jung ist, zu unserer Vorgesetzten gemacht? Wir müssen sie loswerden."

„Sie gibt uns Essen, Kleidung, Schmuck und anderes aus, behält aber sicher das Beste für sich," sagte eine andere Haremsfrau.

„Und wie sie einen Sohn gebiert, wird sie der König noch höher über uns stellen und wir werden gar nichts mehr zu sagen haben," sprach eine Dritte.

Lange berieten die neununddreißig Haremsweiber und endlich machte eines von ihnen, das schlaueste Weib, folgenden Vorschlag:

„Mir kam eben in den Sinn, daß wir zunächst ein zweites Weib finden müssen, dessen Angesicht dem unserer Schönheit gleicht. Diese aber stoßen wir ins Wasser und ertränken sie. Das neue Weib des Königs wird uns fürchten und wir werden im Schlosse machen, was wir wollen, ohne jemand zu fragen."

Digitized by Google

Dieser Rat gefiel den Haremsweibern und sie begannen im stillen ein Weib zu suchen, das der Hauptfrau des Königs ähnlich war. Und nach einigen Wochen war ein solches Weib gefunden.

Bald darnach beabsichtigte der König, auf eine Falkenjagd weit wegzureiten und einen ganzen Monat lang von der Hauptstadt fern zu bleiben. Diese Zeit beschlossen die ruchlosen Haremsweiber auszunützen, um die verhaßte Nebenbuhlerin zu beseitigen.

Kaum war der König auf die Jagd weggefahren, so trat die listigste der Frauen in das Gemach der schönen Lieblingsfrau und lud sie ein baden zu gehen. Diese war einverstanden, nahm einige Gefährtinnen mit und sie begaben sich zum Teiche. Die heimtückische Freundin wählte die tiefste Stelle des Teiches aus, wo das Ufer steil war, und sagte der schönen Nebenbuhlerin, daß sie sich hier am besten den Kopf waschen könne. Diese ging an die bezeichnete Stelle, rieb zuerst den Kopf mit saurer Milch ein und bückte sich dann über das Wasser, um die Milch abzuwaschen[1]. In diesem Augenblick stieß das hinterlistige Haremsweib die Königin in den Teich. Die Arme fiel und verschwand im Wasser. Aber durch Gottes Allmacht erstand am Boden des Teiches sofort ein silbernes Häuschen. In dieses trugen einige Pari die Königin, brachten sie wieder zum Bewußtsein und bedienten sie. Die wilde Ziege hatte aber gesehen, wie man ihre Schwester ermordet hatte. Sie lief traurig um den Teich herum und schrie jämmerlich.

Nach mehr als zwei Monaten kehrte der König erst von der Jagd zurück und bemerkte, als ihn die herausgeputzte Schönheit, die falsche Frau begrüßte, nicht den Betrug der Weiber. Und wenn ihm etwas auffiel, so schrieb er es dem Zustand der Schwangerschaft zu. So vergingen einige Monate. Der König lebte mit der Betrügerin und

[1] Zum Kopfwaschen verwenden alle sartischen Frauen saure Milch, oft werden auch Eier hineingeschlagen.

Digitized by Google

merkte die Täuschung nicht, aber die übrigen Haremsweiber machten, was sie wollten.

Einmal sah der König zufällig die wilde Ziege um den Teich herumlaufen und hörte ihr klägliches Geschrei. Er fragte sein vermeintliches Weib, was ihrem Bruder fehle. Die von den Haremsweibern gut belehrte Betrügerin antwortete dem König, daß die Ziege fett geworden sei und um den Teich herumlaufe, um nicht am übermäßigen Fett zu sterben. Aber schon nach einigen Tagen begann die gelehrige Betrügerin den König zu bitten, er möge die wilde Ziege schlachten und ihr aus dem Fleische einen Braten machen lassen. Der König dachte daran, daß seine Frau hochschwanger sei und nahm an, daß ihr seltsamer, krankhafter Wunsch eine Begleiterscheinung der Schwangerschaft sei. Er befahl die Ziege zu schlachten. Es kam der Fleischer mit einem Strick, um die Füße der Ziege zusammenzubinden, und setzte sich am Ufer des Teiches nieder, um sein langes Messer zu schleifen. Die wilde Ziege sah, daß ihr der Tod bevorstehe. Sie lief zum Teiche, blickte auf dessen Grund und schrie kläglich mit menschlicher Stimme:

„Ach Schwester, liebste Schwester mein!
Der König läßt schlachten dein Brüderlein.
Die Königsweiber sind falsch und schlecht;
Es hält schon den Strick der Schlächtersknecht,
Es schleift schon sein Messer der Schlächtersmann.
Sag mir, wie ich dem Tod entrinnen kann!"

Aber zur selben Zeit hatte die Frau des Königs in dem silbernen Häuschen am Grunde des Teiches zwei Söhne geboren, die sie Hassan und Hussain genannt hatte. Die Pari brachten zwei goldene Wiegen und legten die Knaben hinein. Als die Schöne das verzweifelte Jammern des Bruders hörte, antwortete sie:

„Ach Bruder, liebster Bruder mein!
Wie soll ich helfen? Es kann ja nicht sein.
Ich kann nicht helfen, ich kann nicht hinaus,

Digitized by Google

Ich sitze dahier im silbernen Haus.
Ich schaukle dahier zwei Wiegen von Gold,
Drin schlummern zwei Knaben friedlich und hold,
Zur Linken liegt Hussain und Hassan rechts ruht.
Ich kann sie nicht lassen aus meiner Hut,
Ich kann sie nicht lassen aus meinem Arm —
Ach Bruder, ach Bruder, daß 's Gott erbarm!"

Bis zum König drangen diese traurigen Laute. Er trat aus dem Schloß heraus und horchte. Aber die wilde Ziege schrie wiederum:

„Ach Schwester, liebste Schwester mein!
Der König läßt schlachten dein Brüderlein.
Die Königsweiber sind falsch und schlecht;
Es hält schon den Strick der Schlächterknecht,
Es schleift schon sein Messer der Schlächtersmann.
Sag mir, wie ich dem Tod entrinnen kann!"

Aber die Schwester antwortete wieder aus dem Teiche:

Ach Bruder, liebster Bruder mein!
Wie soll ich helfen? Es kann ja nicht sein.
Ich kann nicht helfen, ich kann nicht hinaus,
Ich sitze dahier im silbernen Haus.
Ich schaukle dahier zwei Wiegen von Gold,
Drin schlummern zwei Knaben friedlich und hold,
Zur Linken liegt Hussain und Hassan rechts ruht.
Ich kann sie nicht lassen aus meiner Hut,
Ich kann sie nicht lassen aus meinem Arm —
Ach Bruder, ach Bruder, daß 's Gott erbarm!"

Da ahnte der König das Fürchterliche. Er rief sofort zehntausend Arbeiter her und ließ sie den Teich ausschöpfen. Und als am Grunde des Teiches das silberne Häuschen zum Vorschein kam, stürzte der König zur Tür, öffnete sie und sah seine geliebte Frau, wie sie in zwei goldenen Wiegen seine Söhne Hassan und Hussain schaukelte. Bald hatte er die ganze Wahrheit erfahren. Wutentbrannt be-

Digitized by Google

fahl er, vierzig wilde, noch nicht zugerittene Pferde zu bringen, ließ an den Schwanz eines jeden Pferdes je eins der Haremsweiber anbinden und die Pferde in die Steppe hinausjagen, wo das harte Stachelgras wächst. Die Pferde stürmten hinaus und zerrissen die bösen Weiber in lauter Fetzen. Aber mit der schönen, jungen Frau und Mutter seiner zwei Söhne lebte der König fortan glücklich.

14. Die geheilte Ehefeindin

Es lebte einst ein König, der eine einzige Tochter besaß. Einmal schlief sie und sah im Traume, wie sie in einem riesengroßen, prächtigen Garten lustwandelte, in welchem auch zwei Hirsche herumsprangen, ein Bock und eine Hirschkuh. In diesem Garten waren aber Fallen aufgestellt und der Bock geriet in eine. Als ihn die Hirschkuh in seiner Not sah, begann sie sofort mit den Hufen auf die Falle zu schlagen, schlug und schlug, zertrümmerte endlich die Falle und rettete so den Bock. Die Königstochter ging im Garten weiter und sah später, daß die Hirschkuh in eine Falle geriet. Die Kuh quälte sich und machte alle Anstrengungen, um loszukommen, aber der Bock stand in der Nähe und tat gar nichts, um die Unglückliche zu befreien, ja er blickte gar nicht auf die Kuh hin, sondern ging ruhig weiter, als ob ihn die Kuh nichts anginge und er selbst nie in einer solchen gefährlichen Lage gewesen wäre ... Der Königstochter tat die so schmählich im Stich gelassene Hirschkuh so leid, daß sie zu weinen begann und erwachte. Sie erzählte dem Vater und allen ihren Verwandten diesen Traum und bat den Vater, sie niemals einem Mann zur Ehe zu geben.

Von alldem erfuhr ein schöner und kluger Königssohn in einem anderen fernen Reiche. Und er wünschte, diese Königstochter zur Frau zu gewinnen. Daher machte er

Digitized by Google

sich mit Gold, Silber, allerlei kostbarem Schmuck und verschiedenen anderen Geschenken auf den Weg. Er zog lange durch fremde Länder und über verschiedene Meere, bis er in das Reich der ehefeindlichen Königstochter kam. Dort nahm er bei einer alten, armen Frau Wohnung. Diese Greisin war am Hofe und bediente die Königstochter. Der Königssohn beschenkte sie mit Gold, Silber, Geld und allerlei anderen Kostbarkeiten, und begann ihr dann zuzureden, sie möge ihm eine Gelegenheit, die Königstochter zu sehen, verschaffen. Lange redete und bat er. Endlich willigte die Alte ein, seine Bitte zu erfüllen. Er mußte sich krank stellen und so brachte sie ihn in den königlichen Garten um die Zeit, in welcher die Königstochter darin zu lustwandeln pflegte. Die Alte verbarg sich und der kranke Jüngling begann zu ächzen und zu stöhnen. Dies hörte die Königstochter und sandte ihre Gespielin aus, um Näheres über diesen kranken Menschen festzustellen. Die Gespielin betrachtete den Jüngling, lief zurück und erzählte voll Staunen der Königstochter, daß dieser Kranke ein sehr junger Mann — der Königssohn war siebzehn Jahre alt — und der schönste aller Männer sei, nur im Himmel könnten noch so schöne Jünglinge sein. Da wurde die Königstochter neugierig und ging selbst hin, um diesen wunderschönen Jüngling zu betrachten. Sie war sehr überrascht von seiner unsagbaren Schönheit und ergötzte sich lange an seinem Anblick. Und gern hätte sie noch länger den Anblick genossen, wenn ihr nicht plötzlich eingefallen wäre, daß man sie vor dem Jüngling antreffen und fragen könnte, warum sie so lange verweile. Und so entfloh sie schnell nach Hause. Der scheinbare Kranke hatte aber in derselben Zeit die schöne Jungfrau betrachten können.

Aber dieser eine Anblick war dem Königssohn zu wenig. Wieder begann er die Alte zu bitten, ihm ein neues Wiedersehen mit der Königstochter zu ermöglichen. Und auch diesmal willigte die alte Frau ein, sein Verlangen zu

Digitized by Google

erfüllen, wußte sie doch, daß alle ihre Einwände erfolglos sein würden. Sie zog ihm prächtige Weiberkleider an und führte ihn zur Königstochter mit anderen Jungfrauen und Frauen, welche tanzen und die traurig gestimmte Schöne mit Liedern aufheitern sollten. Von allem gefiel der Königstochter am besten der Tanz und die Schönheit des verkleideten Königssohnes. Und sie zeichnete ihn dadurch aus, daß sie ihm mit eigener Hand eine Schale Tee reichte.

Darnach war der Königssohn wieder eine Zeitlang allein und einsam. Aber die Sehnsucht nach der schönen Königstochter quälte ihn noch mehr als früher und er begann von neuem auf eine Gelegenheit zu sinnen, wie er die Geliebte sehen könnte. Und so fragte er die alte Frau, wohin die Königstochter am liebsten gehe. Die Alte erbarmte sich auch diesmal des armen Königssohnes und sagte ihm, daß die Königstochter am häufigsten das Bad besuche. Da ließ er ohne langes Besinnen unweit vom Hofe ein neues Bad errichten und mit den verschiedensten Gemälden schmücken. Und das schönste Bild an den Wänden des Bades stellte dar, wie eine junge Hirschkuh in eine Falle geraten war und wie ein Hirschbock die Falle zerschlägt und so die Kuh rettet.

Die Königstochter hörte von dem neuen Bade und sandte Diener hin, um alles zum Baden Nötige vorzubereiten. Nachdem dies geschehen war, kam sie selbst und sah mit Verwunderung die herrliche Ausschmückung. Plötzlich erblickte sie auch das Gemälde, auf welchem der Hirschbock die Kuh aus der Falle befreit. Sie sann nach, erinnerte sich ihres Traumes und sagte der Alten, daß dieses Bild fast ganz ihrem damaligen Traumbild entspreche, nur habe in ihrem Traume die Kuh den Bock befreit und nicht umgekehrt. Da deutete die alte Frau den Traum neu aus und wies darauf hin, daß in den Träumen der Weiber stets alles umgekehrt sei. Da ließ die Königstochter den Besitzer des Bades rufen. Der schöne Jüngling, geschmückt

Digitized by Google

mit allen seinen königlichen Kleidern, war schon lange bei der Tür gestanden hatte ungeduldig gewartet, bis er gerufen werde. Man stellte ihn vor und sein Antlitz wurde noch schöner. Aber auch die Königstochter konnte kein Auge von ihm wenden und fragte ihn, woher er komme und wessen Sohn er sei. Da offenbarte er, daß er auch von königlichem Stamme sei. Und er begann sie zu bitten und anzuflehen, sein Weib zu werden. Durch seine Schönheit, das königliche Auftreten und Gepränge und sein verständiges Gespräch hatte er bereits die Königstochter gefangen. Sie ging selbst zu ihrem Vater und sagte, daß sie diesen und sonst keinen anderen zum Manne haben wolle. Der König gab gleich seine Einwilligung und bald waren sie vermählt. Das Hochzeitsmahl war ein Wunder für alle Welt. Hernach fuhren sie unter großen Ehren in das Reich des Königssohnes.

15. Der lüsterne Greis und die schöne Kaufmannstochter

Einmal lebte ein Kaufmann mit Namen Kubla-Baschi. Er hatte einen Sohn und eine Tochter. Ihre Mutter war nicht mehr am Leben. Einst kamen zu Kubla-Baschi Kaufleute und sprachen: „Komm mit uns! Wir wollen in die Stadt Kala ziehen, um dort zu handeln!“ Kubla-Baschi wunderte sich über dieses Unternehmen, entschloß sich aber doch, die weite Reise mitzumachen, nahm den Sohn mit und vertraute die Tochter einem befreundeten, alten Manne an. Als die Handelsleute weggefahren waren, lebte und diente die schöne Tochter Kubla-Baschis bei dem Greise.

Einmal kam diesem in den Sinn: „Mit wem sollte ich denn spielen und scherzen, wenn nicht mit diesem hübschen Mädchen?“ Und als das Mädchen zu ihm kam und ihm

Digitized by Google

Wasser auf die Hände goß, packte er es an der Hand. Aber das Mädchen sprach: „Ihr seid doch unser alter Freund! Wie könnt ihr denn da eine solche Tat begehen?“ Der Greis aber erwiderte: „Liebes Kind, ich will mit dir bloß spielen und scherzen.“ Und er packte sie in schamloser Weise fest an. Da schlug ihm das erzürnte Mädchen den Wasserkrug an den Kopf, so daß der Krug in Scherben ging. Der Alte verlor davon das Bewußtsein und fiel um, das Mädchen aber entfloh. Doch der lüsterne Greis kam bald wieder zur Besinnung, stand auf und ging seinen Geschäften nach. Er schwor sich an dem Mädchen bitter zu rächen.

Nach langer Abwesenheit kamen die Kaufleute, welche nach Kala gezogen waren, zurück und hielten in der Stadt Kokand[1] längere Rast. Kubla-Baschi schrieb von dort dem Alten einen Brief und fragte, ob er selbst und die ihm anvertraute Tochter sich wohl und gesund befänden. Der Alte las das Schreiben und teilte Kubla-Baschi in seiner Antwort mit, daß die Tochter leider eine sittenlose Buhlerin geworden sei. Dies erregte und bekümmerte Kubla-Baschi auf das höchste. Er fragte traurig: „Wie kann ich in diese Stadt hinfahren?“ Dann befahl er seinem Sohn: „Geh du in die Stadt, suche meine Tochter, deine Schwester, auf und bringe sie um! Nimm von ihr einen Löffel Blut und bring es mir! Ich werde es trinken, mein Herz beruhigen und dann in meine Stadt ziehen.“

Der Sohn Kubla-Baschis begab sich in die Stadt, suchte seine Schwester auf und führte sie unter einem Vorwand vor die Stadt hinaus. Als er sie töten wollte, kam ein fremder Bettler zu ihm und sprach: „Warum willst du die Schwester umbringen? Töte sie nicht, sondern kauf ein Zicklein, schlachte dieses, nimm davon einen Löffel Blut und bring es deinem Vater!“ Der Sohn folgte dem guten Rate und brachte dem Vater das Blut von dem Zicklein. Der Vater trank es und sein Herz beruhigte

[1] Alte Stadt im Südosten Turkestans.

Digitized by Google

sich. Dann begab er sich sofort nach Hause. In der Stadt angekommen, suchte er den Greis auf und beide tauschten die üblichen Fragen aus über Gesundheit und Verwandtschaft, ohne nur ein Wort von der Tochter zu erwähnen.

Diese war in die Wüste hinausgewandert und hatte dort einen schönen Ruheplatz gefunden, eine hohe Platane, unter deren Wurzeln ein Quell herausrann. Das Mädchen trank von dem Wasser und kletterte dann auf den Gipfel der Platane. In dieser Zeit war der König des Nachbarlandes mit vierzig wackeren Burschen in der Steppe jagen gewesen. Nach Beendigung der Jagd ritten sie zurück, kamen zu dem Quell und rasteten. Dabei fielen die Blicke des Königs auf den Wipfel der Platane und er sah das Mädchen. Er rief hinauf: „Wer bist du?" Das Mädchen antwortete: „Ich bin die Tochter Kubla-Baschis, des Kaufmannes jener Stadt." Da sagte der König: „Ich werde dich mit mir nehmen." Und so tat er auch. Zuhause veranstaltete er eine Hochzeitsfeier und nahm die Gefundene zur Frau.

Es vergingen einige Jahre. Gott schenkte der Königin einen Sohn und eine Tochter. Einmal, als der Knabe und das Mädchen schon herangewachsen waren, ging der König auf die Straße und setzte sich dort nieder. Da zogen gerade lärmend Kaufleute vorbei. Die Königin hörte den Lärm, kam zum Tor und sah die Schar vorbeireiten. Da kam ihr der Vater in den Sinn und sie vergoß Tränen. Dies sah der König und er sprach zur Frau: „Warum weinst du?" Sie leugnete: „Ich weine nicht." Er aber fragte weiter: „Warum sind dann auf deinen Augen Tränen merkbar?" Sie entgegnete: „Als ich auf das Haus hinaufblickte, fiel mir Staub ins Auge; ich rieb die Augen und es flossen daraus Tränen." Doch der König sprach: „Nein, du lügst." Da sagte die Frau: „Wenn ich also die Wahrheit sprechen muß ... mein Vater war der erste Kaufmann unserer Stadt. Und als ich jetzt diese Kauf-

Digitized by Google

leute vorbeiziehen sah, erinnerte ich mich an meinen alten Vater und mußte weinen." Da fragte der König: „Würdest du gern in deine Vaterstadt fahren?" Sie aber sprach: „Gerne möchte ich zu meinem Vater fahren, wenn du es gestattest."

Der König hatte einen jüngeren Bruder. Diesem gab er den Auftrag, die Pferde an die Kutsche zu spannen und das Weib und die Kinder in die Stadt zu fahren. Als sie auf dem Wege waren, erlag der Bruder des Königs den Versuchungen des Satans und begann in seinem Herzen Verbrecherisches zu sinnen. Der Teufel redete dem Bruder des Königs in folgender Weise zu: „Wenn in der Kutsche ein so hübsches Ding fährt, mit der du scherzen und spielen kannst, warum sollst du da nicht spielen und scherzen?" Den Einblasungen des Teufels folgend sprang der Jüngling in die Kutsche und packte die Königin, die Frau des Bruders, an der Hand. „Was tust du?" schrie die Königin. Er sprach: „Ich will mit dir spielen und scherzen." Da sagte die Königin, die sich zu beherrschen verstand: „Wenn du dies mit mir tun willst, so werde ich absteigen und mich vorher reinigen." Der Bruder des Königs sprach: „Gut, tu dies!" und ließ sie auf den Boden herab. Die Königin ging zu einem großen Arük, traf dort einen Fußweg und wanderte darauf in der Richtung auf die Vaterstadt fort. Der Jüngling schrie ihr nach: „Was machst du? Kehr zurück! Willst du dich nicht in die Kutsche setzen?" Doch sie rief: „Nein, ich werde zu Fuß gehen." Denn außerhalb des gedeckten Wagens war sie sicher vor den Nachstellungen des Mannes. Aber der Jüngling schrie voll Wut: „Wenn du nicht kommst, so werde ich deine zwei Kinder töten." Die Königin entgegnete: „Wenn du sie tötest, ist es deine Sache. Wenn mein Kopf ganz bleibt, so kann ich mir neue Kinder gebären, so viel als ich will."

Da trennte sich der Jüngling von dem Weibe, tötete die zwei Kinder, kehrte mit der Kutsche um und kam zu seinem älteren Bruder heim. Der König fragte: „Hast du

Digitized by Google

sie zu ihrem Vater geführt?" Der Bruder aber antwortete: „Dein Weib erwies sich als eine Buhlerin. Am Wege fingen mich ihre Liebhaber und nahmen mir das Weib weg." Als dies der König hörte, senkte er traurig die Hände. Dann sprach er: „Ich will mich selbst auf den Weg machen und ihrer Spur folgen." Und er zog hinter ihr her und kam in das Haus ihres Vaters. Diesen fragte er: „Ist deine Tochter hierhergekommen?" Der Vater sprach: „Ich habe keine Tochter. Die ich hatte, ließ ich töten und hab ihr Blut getrunken." Darüber verwunderte sich der König und wußte nicht, was er weiter tun sollte.

Der Vater Kubla-Baschi verheiratete eben seinen Sohn und machte Vorbereitungen zur Hochzeitsfeier. Um dieses Fest mitzumachen, blieb der König noch in der Stadt. Auch seine Frau war in der Stadt angelangt und hatte von den Leuten erfahren, daß ihr Bruder verheiratet werde und eben die Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen würden. Als sie dies vernahm, ließ sie vor Kummer die Hände sinken. Dann sprach sie entschlossen: „Ich werde auf die Hochzeit gehen." Als sie auf der Straße weiterwanderte, trieb ein Hirt eine Schafherde an ihr vorbei. Die Königin sprach: „Ei Hirt, willst du nicht mit mir Kleid und Haube tauschen?" Der Hirt war mit dem Tausch einverstanden. Die Königin sah nun wie ein junger Hirte aus. Sie nahm den Stock in die Hand und ging zu dem Koch ihres Vaters, der das Hochzeitsmahl zubereitete.

Bei diesem Koch verdingte sie sich als Lehrling und konnte dann nach Belieben im Hause ein- und ausgehen. Sie ging hinein und sah den Vater und den Alten, der mit ihr spielen und scherzen wollte, sitzen, auch ihren Mann, den König, und das junge Ehepaar. Sie ging dann wieder heraus zu ihrem Lehrer, dem Koch, der sie aufforderte, zu warten. Er werde sich vorerst nach den Wünschen der Hochzeitsgäste erkundigen. Als er hinkam, sprach der Hausherr Kubla-Baschi: „Geh und mache uns Mokma[1]!"

[1] Besondere Festspeise.

Digitized by Google

Der Koch ging gleich in die Küche und sagte zu dem Lehrling: „Zünde Feuer an! Wir sollen ihnen Mokma kochen.“ Aber der Schüler sagte: „Lehrer, dies Essen werde ich selbst zubereiten.“ Dies wollte der Koch nicht. „Du wirst,“ meinte er, „das Essen nicht recht machen, du wirst es nur verderben.“ Doch der Schüler sprach: „Ich werde das Essen so bereiten, wie es sein muß, daß alle zufrieden sind.“ „Gut, dann mach es!“ sagte der Koch. So kochte der Schüler und brachte das Essen zu den Leuten. Es schmeckte ihnen allen ausgezeichnet. Nach der Mahlzeit sprach der König zum Koch: „Erzähle uns jetzt irgendeine Geschichte!“ Da flüsterte der Küchenjunge dem Koch zu, er werde die Geschichte erzählen. Der Vater meinte wohl: „Wie kommst du, Hirte, dazu, uns eine Geschichte zu erzählen?“ Aber der König sprach: „Wem kommt es mehr zu, Geschichten zu erzählen als einem Hirten.“ Der Vater sprach: „Nun dann leg los!“ Und der Hirt erzählte.

„Es lebte einst ein Kaufmann mit Namen Kubla-Baschi. Er hatte einen Sohn und eine Tochter. Ihm war sehr befreundet ein Greis. Einmal versammelten sich die Kaufleute bei Kubla-Baschi und sprachen: ‚Laßt uns in die Stadt Kala ziehen!‘ ‚Gut,‘ sprach Kubla-Baschi, ‚meinen Sohn nehme ich mit, aber wem lasse ich meine Tochter?‘ So sprach er im Zweifel. Dann nahm er die Tochter bei der Hand und übergab sie dem Greise zur Obhut. Er selbst zog mit den Kaufleuten nach Kala. Seine Tochter lebte bei dem Greise und diente ihm. Einmal sprach der Greis: ‚Ich will mit dir spielen und scherzen‘ und faßte sie an der Hand. Da sprach die Tochter: ‚Laßt mich!‘ und redete lange freundlich dem Greise zu. Aber er ließ sie nicht, sondern faßte sie und hielt sie fest. Da schlug das Mädchen vor Zorn dem Alten einen Waschkrug an den Kopf, daß der Krug in Scherben ging, und eilte davon. Hernach kehrten die Kaufleute mit ihrem Vater aus Kala heim und machten in der Stadt Kokand Halt. Der Vater schrieb von dort dem Alten einen Brief. Daraus ersah der Greis, daß

Digitized by Google

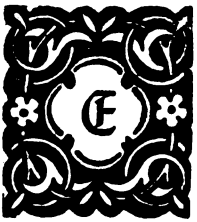
der Kaufmann gesund und ohne Schaden sei. Und so sandte er ihm einen Brief nach Kokand mit der erlogenen Mitteilung, daß die Tochter eine Buhlerin geworden sei. Als dies Kubla-Baschi gelesen hatte, sprach er zu seinem Sohn: ‚Geh in die Stadt, suche deine Schwester, töte sie und bring mir einen Löffel voll ihres Blutes!‘ Der Sohn kam in die Stadt und fragte den Greis: ‚Wo ist meine Schwester?‘ Der Greis sagte: ‚Deine Schwester buhlt herum. Als ich sie suchte und nach Hause bringen wollte, erschienen hinter ihr die Liebhaber, schlugen mich, zerschlugen mir den Kopf und führten deine Schwester weg.‘ Hierauf suchte der Bruder die Schwester und fand sie. Er führte sie vor die Stadt hinaus in der Absicht, sie umzubringen. Da kam ein fremder Bettler zu ihm und sprach: ‚Töte sie nicht! Kauf ein Zicklein, schlachte es und bring einen Löffel voll Blut deinem Vater!“ Da kaufte er ein Zicklein, schlachtete es und brachte das Blut dem Vater. Dieser trank den Löffel voll, beruhigte das Herz und zog heimwärts. Er begrüßte den Greis, lebte wieder daheim und dachte, daß seine Tochter tot sei. Diese war in die Steppe entlaufen, hatte dort eine Platane gefunden und darunter eine Quelle entdeckt. Sie kletterte auf den Gipfel der Platane. An diesen Platz kam ein König, sah das Mädchen und fragte: ‚Wer bist du? Bist du eine Pari oder stammst du von einer Pari? Was bist du, die du da sitzest, für ein Wesen?‘ Das Mädchen gab zur Antwort: ‚Ich bin ein menschliches Wesen und sitze nach Gottes Willen hier.‘ Da sprach der König: ‚In diesem Falle hat Gott der Allerhöchste dich für mich bestimmt und mich für dich‘ ...

Und so erzählte der Hirt die Geschichte bis zum Ende. Dann nahm er die Haube ab, zeigte, daß er ein Weib sei, und verließ das Gemach. Kubla-Baschi erkannte, daß dies Weib seine Tochter sei. Er sprang ergrimmt auf und schlug dem lüsternen Greis den Kopf ab. Dann veranstaltete er eine neue Festfeier und gab nochmals seine Tochter dem

Digitized by Google

König zur Frau. Diese kehrten endlich heim. Der König ließ seinen verbrecherischen Bruder hinrichten und beide lebten dann glücklich bis an ihr Ende.

16. Die Turteltaube auf dem Maulbeerbaum



Einmal lebte ein Sarte. Sein Weib war gestorben und hatte ihm einen Knaben und ein Mädchen hinterlassen. Der Sarte heiratete wieder. Nach einiger Zeit ward dieses Weib schwanger und fing an launisch zu sein. Eines Tages sagte es zum Manne: „Schlachte deinen Sohn! Ich werde ihn aufessen." Dem Sarten war es leid um das Söhnlein, aber er wollte auch dem Weibe zu Gefallen sein. Deshalb sagte er dem Sohne, er solle mit ihm in den Garten gehen, um Reisig zu Brennholz zu sammeln. Nach einiger Zeit kam der Mann allein zurück und sprach traurig zum Weibe: „Geh unter das Vordach hinaus! Dort wirst du unter dem Reisigbündel das finden, worum du gebeten hast." Die Frau ging hinaus, fand unter dem Vordach den Leichnam des Stiefsohnes, kochte ihn und aß von dem Fleische. Aber die Knochen warf sie auf den Hof.

Am andern Tag sah die Stieftochter diese Knochen, erkannte sie als die ihres Bruders und vergoß Tränen. Sie weinte bitterlich, sammelte alle Knöchlein zusammen, legte sie in ein Säckchen und band dies an einen Maulbeerbaum. Da verwandelten sich die Knochen in eine Turteltaube.

Da kam ein Händler an dem Baum vorbei. Er rief: „Turteltäubchen, sing mir ein Lied!" „Gib mir eine Nadel, dann singe ich!" sagte die Turteltaube. Der Händler gab ihr eine Nadel und sie sang. Der Gesang gefiel dem Händler so gut, daß er bat: „Sing noch einmal, Turteltäubchen!" „Gib mir noch eine Nadel, dann singe ich!" war die Antwort. Da gab ihr der Händler noch eine Nadel und die Turteltaube sang noch einmal.

Digitized by Google

Darnach ging der Vater in die Moschee und sah, daß auf dem Maulbeerbaume eine Turteltaube sitze und nicht singe. Er rief: „Turteltäubchen, sing mir ein Lied!“ „Schließ die Augen und öffne den Mund, dann werde ich singen!“ erwiderte die Turteltaube. Kaum hatte der Vater die Augen geschlossen und den Mund geöffnet, so ließ die Turteltaube eine Nadel herabfallen, die gerade in seinen Mund fiel und von da in die Eingeweide gelangte. Und der Vater starb auf der Stelle.

Nach einer Weile kam die Stiefmutter auf den Hof hinaus, um Brot zu backen, und sah von weitem die Turteltaube auf dem Maulbeerbaum. „Turteltäubchen,“ sagte sie, „sing mir ein Lied!“ Die Turteltaube entgegnete wieder: „Schließe die Augen und öffne den Mund, dann werde ich singen.“ Kaum hatte die Alte die Augen geschlossen und den Mund geöffnet, so ließ die Turteltaube auf sie die zweite Nadel fallen. Und die böse Stiefmutter starb auf der Stelle unter gräßlichen Schmerzen.

Dann ließ sich die Turteltaube auf die Erde herab, überschlug sich und wurde ein schöner Knabe.

17. Vom Propheten Noah und der Sintflut

Der Prophet Nuch (Noah) war der beste Muselmann. Sein richtiger Name war Schagir. Aber weil er sich immer grämte und weinte wegen der Sünden der anderen, nannte man ihn Nuch, was der Weinende, Leidende bedeutet.

Man erzählt, daß einmal der Teufel zum Propheten kam und ihn so rühmte, daß Nuch verwundert fragte: „Aus welchem Grunde segnet mich der Verfluchte?“ Der Teufel gab zur Antwort: „Wie soll ich dich nicht segnen, da durch dein Gebet hunderttausend Leute zugrundegehen. Und alle kommen zu mir in die hölliſche Wohnung. Wenn sie am Leben blieben, so würde doch einer

Digitized by Google

oder der andere ein Prophet oder Heiliger werden. Aber du bringst sie darum und deshalb rühme ich dich." Und in wahnsinniger Freude lachte und weinte der Teufel.

Da schluchzte Schagir laut auf und weinte dann zehn Jahre lang. Deshalb nannte man ihn Nuch. Zu seiner Zeit war die ganze Erde von Ost bis West dicht bevölkert. Die Bevölkerung hatte sich so vermehrt, daß es an Land fehlte. Sogar auf den Bergspitzen, auf Steinen siedelte man sich an, indem man in den hohlen Händen dorthin Erde trug. Und wenn ein Stock vom Himmel auf die Erde geworfen worden wäre, so wäre er bestimmt einem Menschen auf den Kopf gefallen. Denn unzählbar war das Volk. Und man begann nach und nach den wahren Namen Gottes zu vergessen. In einzelnen Orten machte man Götzenbilder und begann sie statt des einzigen Gottes anzubeten. Und gleich war auch der Teufel auf dem Plan. Er sah, daß die Leute kamen, um das Grab des heiligen Adam anzubeten. Er erschien ihnen daher in der Gestalt eines würdigen Greises und sprach: „Was betet ihr zu einem kahlen Grabhügel? Ich werde euch ein Abbild Adams aus Holz machen und dies betet an. Da werdet ihr euch jedesmal an euren Stammvater erinnern." Und so verfertigte er das erste Götzenbild. Und von da an verbreitete sich der Götzendienst auf der ganzen Erde und es gab keinen rechtschaffenen Menschen mehr außer Nuch und seiner Familie.

Da rief Gott den Propheten Nuch zu sich und gebot ihm Predigten zu halten. „Rufe das Volk zur Reue auf, bevor ich es wegen der Götzendienerei vernichte!" Da ging Nuch auf alle Stadtplätze, alle Bazare und in die Dörfer und forderte das Volk zur Umkehr und Reue auf. „Laßt fahren die Götzenbilder, denn Gott ist allein im Himmel, und sagt: Es gibt keinen Gott außer Gott und sein Prophet ist Nuch." Aber die Leute lachten über die Worte des Nuch, verjagten ihn aus den Städten und nur wenige verschonten ihn. Schwer litt darunter Nuch und vergoß Tränen über

Digitized by Google

die Sünden der Menschen. Und nur achtzig Menschen nahmen an das Wort des Propheten und bekehrten sich zum Islam.

Einmal ging Nuch durch eine Stadt. Da sah ihn von weitem ein alter Mann. Dieser sprach zu seinem sechsjährigen Enkel: „Schau, dort geht unser Feind, der uns stets mit dem Zorn seines Gottes droht. Wenn ich sterbe, so höre nicht auf seine Worte, sondern trachte ihm möglichst viel Böses zuzufügen." „Das kann ich besser sofort tun," rief der Knabe und warf einen Stein auf den Propheten. Der Stein traf Nuch auf den Kopf und verwundete ihn. Da flehte der Prophet: „O Gott, auch sechsjährige Kinder sind unter meinen Peinigern."

Da befahl Gott dem Propheten eine Pappel zu setzen. Nach vierzig Jahren war die Pappel ein riesengroßer Baum. „Fälle die Pappel, schneide Bretter, mach daraus ein Schiff und geh mit deiner ganzen Familie hinein, denn ich will eine Überschwemmung über die ganze Erde senden!" sagte dann Gott zu Nuch. Dieser erbaute eine drei Stockwerke hohe Arche. Zur Fertigstellung fehlten ihm schließlich noch vier Bretter. „Zu diesen Brettern soll dir Ewadsch die Platane bringen, welche am Ufer des Nil wächst," sprach Gott. „Wie aber soll ich zu Ewadsch gehen, da ich ihn fürchte?" fragte Nuch. Dieser Ewadsch war so ungeheuer groß, daß seine Beine, wenn er im Nil badete, über den ganzen Fluß reichten. Als Nahrung dienten ihm die Walfische des Meeres. „Sage, daß ich dich ernähre, und Ewadsch wird dir die Platane bringen," antwortete Gott auf die Frage. Ewadsch brachte auch die Platane und sprach zu Nuch: „Jetzt aber gib mir zu essen!" Da gab ihm der Prophet ein Stück Brot und sprach: „Im Namen Gottes!" Aber Ewadsch lachte und sagte: „Millionen solcher Brote benötige ich, um satt zu werden." Doch als er davon aß, konnte er nur die Hälfte verzehren, so satt wurde er nach dem Willen des Allmächtigen. Man erzählt, daß dieser Ewadsch auch während

Digitized by Google

der Sintflut am Leben blieb, denn das Wasser reichte nur bis zu seinem Fußgelenk.

Mit diesen Platanenbrettern war das Schiff Nuchs vollständig fertig. Gott befahl ihm je ein Paar von allen Erdentieren, Vögeln, Kriechtieren und von allen Gewächsen Samen mitzunehmen. Nuch brachte auch seine Familie auf das Schiff, sowie die achtzig Menschen, welche sich zum Islam bekehrt hatten, und schloß dann die Fenster und Türen fest zu. Von allen Lebewesen wollte Nuch bloß die Skorpione und Schlangen nicht mitnehmen. „Wozu seid ihr dem Menschen, wenn ihr nur Schaden bringt?" meinte er. Aber sie flehten den Propheten an: „Wir werden keinen aus deinem Stamme stechen oder beißen, nur rette uns!" Und so nahm sie der Prophet mit. Tatsächlich beißen und stechen die Skorpione und Schlangen seit jener Zeit niemanden mehr, wenn man spricht: „Gedenke des Versprechens, das du Nuch gegeben!" Als die Tiere in das Schiff gingen, packte der Teufel den Esel und zog ihn am Schwanze. Der Esel brüllte auf, wurde störrisch und weigerte sich zu gehen. „Geh, geh, Verfluchter!" schrie ihm der Prophet zu. Da ließ der Teufel den Schwanz des Esels fahren und ging auf das Schiff. „Wer hat dich gerufen? fragte ihn Nuch. „Du hast doch soeben gesagt, ‚Geh, geh Verfluchter!' antwortete der Teufel, „einer von meinen Namen ist ‚der von Gott Verfluchte.'" So mußte Nuch den Teufel auf dem Schiff lassen und so entkam dieser der Sintflut.

Dann sandte Gott Regen auf die Erde. Es regnete ununterbrochen sechs Monate lang. Das Wasser stieg und überschwemmte die ganze Erde so, daß es vierzig Ellen hoch über den höchsten Bergen stand. Und alle Menschen, Tiere und alles Lebende kam im Wasser um. Nur die Arche Nuchs schwamm allein über der Welt. Aber wenn sie stehen blieb, so trieb sie Ewadsch weiter, der von der Sintflut verschont wurde. In der Arche war es finster wie im Ofen eines Köhlers. Aber der Prophet betete

Digitized by Google

und die Sonne beleuchtete dann das Schiff bis zu der Zeit, als es Ruch verließ. Infolge der Unreinlichkeit der Tiere war das Schiff schrecklich beschmutzt und es gab keine Möglichkeit den entsetzlichen Gestank wegzubringen. Da betete Ruch wieder zu Gott. Dieser sprach: „Streichle den Elefanten!“ Da schüttelte der Elefant seinen Schwanz und es flog der Mistkäfer heraus, welcher allen Kot und Unrat beseitigte. Dann streichelte der Teufel das Schwein. Aus diesem sprang die Maus heraus und fing an das Schiff zu benagen. Sie machte ein großes Loch in die Wand und es rann das Wasser ins Schiff herein. Alle waren erschreckt und ratlos, was man tun solle. Da betete Ruch zu Gott. Dieser sprach: „Streichle den Tiger!“ Ruch streichelte den Tiger und sogleich kam aus ihm die Katze heraus, fing die Maus und fraß sie. Diese drei Tiere, Mistkäfer, Katze und Maus, hatte Ruch vergessen auf das Schiff zu nehmen. Aber das Loch in der Schiffswand war geblieben und man wußte nicht, wie man es stopfen sollte. Da machte die Schlange dem Ruch folgenden Vorschlag: „Ich werde das Loch mit meinem Leib verdecken, aber du mußt dafür versprechen, mir das Fleisch jenes Tieres zur Nahrung zu geben, welches am süßesten ist.“ Notgedrungen mußte Ruch seine Zustimmung geben. Die Schlange kroch in das Loch und verstopfte es so mit ihrem Körper. Und es floß auch kein Wasser mehr in das Schiff.

Als man die Arche verließ, erinnerte die Schlange Ruch an sein Versprechen. Der Prophet befahl dem Schwan: „Geh und koste, wessen Fleisch am süßesten ist!“ Der Schwan kostete das Fleisch aller Lebewesen und fand nichts süßer als das Menschenfleisch. Dies ahnte die Schwalbe. Sie sprach daher: „Ei Schwan, laß mich kosten, ob das Menschenfleisch süß ist.“ Aber als der Schwan die Zunge ausstreckte, klebte sie ihm die Schwalbe zur Hälfte an. Und der Schwan konnte nicht mehr reden. Dann flog die Schwalbe zu Ruch und der Schlange und sprach: „Von

Digitized by Google

dem vielen Kosten frischen Blutes wurde die Zunge des Schwanes verletzt und der Schwan kann jetzt nichts reden. Aber er hat als das schmackhafteste Fleisch das des Frosches erkannt. Ich weiß dies, weil ich mit ihm war." Von dieser Zeit an sind die Frösche die ständige Nahrung der Schlangen. Für ihre Ergebenheit gegenüber den Menschen segnete Nuch die Schwalbe. Sie wurde die Freundin des Menschen und lebt seit der Zeit in seinem Hause. Die Schlange aber wurde die schlimmste Feindin der Schwalbe und trachtet deren Junge zu fressen.

Sechs Monate lang schwamm die Arche auf dem Wasser der Welt und blieb endlich auf einem der niedrigsten Berge des Gebirges Dschaddi stehen. Dann gebot Gott: „Erde, verschlinge das Wasser!" Und auf einmal verschwand das ganze Wasser in dem Schoße der Erde, es wurde trocken und grünes Gras wuchs empor. Um zu erfahren, wie es auf der Erde aussehe, beabsichtigte der Prophet irgend jemanden aus der Arche zu entsenden. „Ich werde fliegen und Nachricht bringen," rief die Krähe. Der Prophet entließ sie aus dem Schiff und bestimmte zum Zeugen ihres Fluges den Hahn. Die Krähe sah die auf der Erde liegenden Leichen der ertrunkenen Ungläubigen, flog hin, setzte sich darauf und fraß von dem Aase. Wie sehr auch der Hahn schrie und mit den Flügeln schlug, die Krähe kehrte nicht mehr in das Schiff zurück. Dafür bestrafte Nuch den Hahn, da er Bürge für die Krähe gewesen war. Seit der Zeit kann er nicht fliegen. Aber die Krähe verfluchte der Prophet. Und deshalb ist sie so furchtsam und lebt nur vom Aas.

Hernach sandte Nuch die Taube auf die Erde. Die Taube flog zur Erde, sah die trockenen Plätze mit dem grünen Gras und setzte sich nieder, um dort zu rasten. Dann brach sie einen Grashalm ab und brachte ihn im Schnabel. Darüber freute sich der Prophet Nuch und sprach: „Für diese Freudenbotschaft sollen dich die Menschen lieben."

Digitized by Google

Und so wurde die Taube eine Freundin des Menschen und lebt unter dem Dach seines Hauses.

Dann verließ Nuch das Schiff und dankte zunächst Gott für die wunderbare Rettung. Hierauf ließ er alle Lebewesen frei. Die Leute erbauten eine Stadt und lebten darin. Schließlich starben die achtzig Muselmanen und es blieben nur Nuch, seine drei Söhne und deren Weiber übrig, also im ganzen sieben Menschen. Diese Söhne hießen Sam, Ham und Jaft. Nuch liebte es, aus den Weintrauben den Saft herauszupressen und zu trinken. Es wird erzählt, daß Nuch die Samen aller Gewächse gesammelt hatte mit Ausnahme des Weinstockes. Diesen Samen hatte der Teufel versteckt. Er sagte zu Nuch: „Wenn du mir gestattest, den Weinstock, sobald er wächst, dreimal zu begießen, so gebe ich dir diesen Samen." Der Prophet war einverstanden. Und als der Weinstock in die Höhe wuchs, begoß ihn der Teufel mit dem Blute des Fuchses, Tigers und Schweines. So wurde der Weinsaft in ein Wasser der Sünde verwandelt. Wer Wein trinkt, wird zuerst liebenswürdig und listig wie der Fuchs, dann schrecklich wütend wie ein Tiger und zum Schlusse schmutzig und sündig wie ein Schwein. Einmal hatte Nuch Weinsaft getrunken und lag unter dem Schatten eines Baumes. Der Wind hob sein Kleid und deckte seine Blöße auf. Dies sah Ham und lachte über den Vater. Aber Sam kam und deckte das Kleid des Vaters zu. Als Nuch davon erfuhr, verfluchte er Ham und sprach: „Deine Nachkommen werden die Sklaven deiner Brüder sein bis zum Jüngsten Gericht."

Dem Sam gab er die Hälfte der Welt, den ganzen Amu-Darja, Balch, Irach, Scham (Syrien), Chorasan, Isfahan, Rum (Rom), Bagdad, Mekka, Medina, Misr (Ägypten), Adan (Sudan), Anatolien, Konstantania und Rußland. Die andere Hälfte erhielt Jaft: Buchara, Samarkand, Urgentsch, Andischan, das Land der Kirgisen, Kalmüken und Kosaken und Jarkand. Aber das Land der Neger,

Digitized by Google

China, Balti, Hinduſtan und Kaſchmir übergab er Ham. Und alle gingen und ſiedelten ſich in den zugewieſenen Gebieten an. Und von ihnen ſtammen die heutigen Menſchen ab.

Es wird erzählt, daß der Prophet Nuch im Alter von 950 Jahren geſtorben ſei, nach einer anderen Überlieferung war er 1242 Jahre alt. Als er ſtarb, fragte ihn Dſchabrail (Gabriel): „Lange haſt du auf dieſer Welt gelebt. Sage mir, wie beſchaffen iſt die Welt?“ Da antwortete der Prophet: „Die Welt iſt wie ein großes Gemach mit zwei Türen. Zur einen ging ich hinein und zur andern heraus.“

18. Der Dulder Job und die Seidenraupe

In Chazret-Ajub bei Andiſchan ſind heilſame, warme Quellen. Ebendort befindet ſich auch das Hauptheiligtum der Sarten, das Grab des Job. Es iſt umgeben von einer klafterhohen Lehmmauer und bis oben angefüllt mit verfaulten Zweigen, Blättern und anderem Zeug, da es niemals gereinigt wird. Denn nach dem Volksglauben muß jeder, der in das Innere blickt, ſofort ſterben. Daneben iſt das Grab der Frau Jobs, bei welchem ein mehr als ein Meter langer Stein die Aufmerkſamkeit auf ſich lenkt. Dies iſt gemäß der Sage die verſteinerte Wiege der Kinder Jobs. Hierher pilgern die ſartiſchen Weiber, um Heilung von der Unfruchtbarkeit zu finden. Zu dieſem Zwecke ſetzen ſie ſich rittlings auf den länglichen Stein und rutſchen hin und her, weshalb der Stein auch ganz glatt und abgewetzt iſt.

Über die Entſtehung dieſer Heilquellen erzählt die Sage: An dieſem Platze lebte und litt der bibliſche Vieldulder Job, von Gott für ſeinen Hochmut beſtraft. Aber hier fand er auch ſeine Heilung. Denn da er ſeine Leiden ge-

Digitized by Google

duldig trug und bereute, sandte Gott den Erzengel Gabriel, der dem Job befahl, mit dem rechten Fuß auf den Boden zu schlagen. An dieser Stelle entstand sofort eine heiße Quelle, in welcher Job badete und gesund ward. Alle Würmer, die seinen Körper bedeckten, verschwanden mit Ausnahme eines einzigen, der sich in den Seidenwurm verwandelte und auf einem Maulbeerbaum ansiedelte. Dann befahl der Erzengel dem Job, mit dem linken Fuß auf die Erde zu stoßen. Da erschien eine Quelle mit kaltem Wasser. Job trank davon und wurde ganz gesund. Job lebte noch lange an diesem Platze und führte ein heiliges Leben bis zu seinem Tode. Dies war vor fünf- bis sechstausend Jahren. Aber erst vor etwa hundert Jahren ließ der Chan Madali auf dem Grabe Jobs ein Mazar[1] erbauen.

19. König Alexander mit dem Horn

König Alexander wurde mit einem Horn am Kopfe geboren und es war ihm vorausgesagt worden, daß er seine Kraft verlieren werde und keinen Feind mehr besiegen könne, wenn er das Horn verliere. Deshalb trug Alexander stets einen hohen Helm auf dem Kopfe und nahm ihn niemals ab. Er fürchtete, daß irgend jemand das Horn erblicken und weghauen könnte. Nur dann zeigte Alexander sein Horn, wenn er sich die Haare am Kopfe scheren ließ. Doch tötete er jedesmal mit eigener Hand den Haarschneider, damit er nichts von dem Horn am Kopfe des Königs weitererzählen könne. Und so geschah es gar vielemal.

Einmal nun berief der König wieder einen Barbier zu sich und befahl, ihm die Haare abzuschneiden. Als der Barbier seine Arbeit beendet hatte, fragte ihn Alexander:

[1] Grabmal, Grabkapelle.

Digitized by Google

„Hast du ein Horn auf meinem Kopfe gesehen?" „Nein, ich habe nichts gesehen, König," antwortete der Barbier. „Ich frage dich nochmals," wiederholte Alexander, „hast du ein Horn auf meinem Kopf gesehen?" „Nein, König, ich habe nichts gesehen," erwiderte wieder der Gefragte. Der Barbier hatte nämlich schon früher gehört, daß noch kein Haarschneider lebend vom König zurückgekehrt sei, und gleich geahnt, daß dies mit dem Horn am Kopfe zusammenhänge. Deshalb versicherte er dem König, daß er kein Horn gesehen habe. Alexander fragte noch einmal: „Hast du wirklich kein Horn auf meinem Kopf gesehen?" „Nein, König, ich habe bei dir kein Horn gesehen," gab der Barbier wieder zur Antwort. Da sprach König Alexander: „Nun, so geh mit Frieden, aber wisse, wenn du bei mir ein Horn siehst, so ist dir und deinem ganzen Geschlechte der Tod bestimmt." Der Barbier ging hinweg und bewahrte lange das Geheimnis des Königs bei sich, vielleicht einige Dutzend Jahre. Aber endlich wurde es ihm unerträglich.

Er ging in die menschenleere Steppe hinaus, fand dort einen tiefen Brunnen und um diesen herum dichtes und hohes Schilfrohr. Er ging zu dem Brunnen, neigte sich mit dem Antlitz zu ihm und schrie: „Der König Alexander hat ein Horn am Kopf und wer ihm das Horn abhaut, macht ihn kraftlos bei den Feinden." Diese Worte sprangen aber wieder aus dem Brunnen heraus und gelangten zum Schilf. Dieses hinwiederum, von einem leichten Wind hin und herbewegt, trug sie in die Steppe und in der Steppe hörten sie Leute. Dann stahl sich einer der Feinde Alexanders heimlich von hinten zu ihm heran und hieb ihm das Horn ab. Und da wurde der König Alexander schwach wie ein kleines Kind. Der Barbier aber entging seiner Strafe von Seiten des Königs nicht. Er wurde mit seinem Geschlecht in der grausamsten Weise hingerichtet. In der Folgezeit konnte König Alexander von Mazedonien selbst nicht mehr in den Krieg ziehen,

Digitized by Google

sondern mußte sich überall von den Feldherren führen lassen.

Aber auch da traf ihn Unglück. Einmal unternahm er einen Feldzug in ferne Berge, hinter welchen das Ende der Welt beginnt. In diesen Bergen floß ein Bach mit Lebenswasser und wer dies Wasser trank, der lebte ewig auf Erden. Alexander sammelte von diesem Wasser zwei Schläuche voll und kehrte in sein Königreich zurück. Auf dem Wege erkrankte er schwer und in dieser Zeit überfiel ein Schwarm Krähen sein Heer. Die Krähen pickten die Schläuche auf, das Lebenswasser floß aus und der König starb bald darauf, da ihm keine Arznei mehr helfen konnte. Und wenn er nur ein Tröpflein jenes Wassers verschluckt hätte, so wäre er am Leben geblieben. Denn hätte er von dem Wasser jeden Tag nur ein Tröpflein getrunken, so hätte er eine Million Jahre leben können, weil auf jeden Wassertropfen ein Lebensjahr kam.

20. Etwas vom Eulenspiegel Nasrüddin

Einmal bat Nasrüddin seinen Nachbar, ihm einen Kessel zu borgen, damit er seinen Gästen Pilaf kochen könne. Diesen Kessel stellte er am nächsten Tag wieder zurück und brachte obendrein dem Nachbarn noch ein kleines Kesselchen.

„Was soll es mit diesem Kesselchen?" fragte der Nachbar.

„Ei, du Dummkopf," antwortete Nasrüddin, „dein Kessel ist doch ein Weibchen und sieh, es hat bei mir entbunden und dieses kleine Kesselchen zur Welt gebracht."

Das gefiel dem Nachbar nicht übel und er trug mit Vergnügen beide Kessel nach Hause.

Nach einiger Zeit bat Nasrüddin seinen Nachbar wieder, ihm den Kessel zu borgen. Der Nachbar brachte den Kessel und sprach: „Es kommt mir so vor, als ob der Kessel

Digitized by Google

wieder schwanger wäre und wie es scheint, mit Zwillingen. Wenn daher Nachwuchs bei der Kesselfamilie erscheint, so liefere mir alles ab."

Es verging ein Monat, aber Nasrüddin stellte den Kessel nicht zurück. Da kam der Nachbar und fragte, warum er den Kessel nicht zurückbekomme.

„Ach dein Kessel ist unter fürchterlichen Schmerzen gestorben und es ist zu keiner Entbindung von Zwillingen gekommen," antwortete Nasrüddin.

„Kann denn ein Kessel sterben?" schrie entrüstet der Nachbar. „Es ist besser, wenn du mir ihn gutwillig zurückgibst."

„O du Dummkopf," erwiderte Nasrüddin, „wenn du geglaubt hast, daß dein Kessel Kinder gebären konnte, so mußt du auch glauben, daß er sterben kann. Geh und sei in Zukunft klüger!"

Digitized by Google

Digitized by Google

Märchen aus Tibet

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort

Ursprünglich sollte der vorliegende Band nur Märchen aus Turkestan bringen. Da aber hier gleiche und ähnliche Motive häufig wiederkehren, so hat der Herausgeber auf Anregung von Prof. F. von der Leyen eine Reihe von Märchen gestrichen und an deren Stelle solche aus dem benachbarten Tibet gesetzt, damit auch dieses von Sven Hedin, dem treuen und ehrlichen Freunde des deutschen Volkes, erforschte Land in den „Märchen der Weltliteratur" vertreten ist.

Zu allem Anfang muß jedoch betont werden, daß diese Erzählungen aus Tibet nicht Volksgut des Landes sind, sondern zur großen indischen Literatur gehören. Sie sind dem tibetanischen Sammelwerke Kandschur entnommen, welches bloß eine Übersetzung der heiligen Schriften der Buddhisten ist, die in der Zeit vom 9. bis 13. Jahrhundert zugleich mit der buddhistischen Kultur nach Tibet kamen. Diese Übersetzungen haben hohen wissenschaftlichen Wert und die Forschung ist auf sie allein angewiesen, weil die indischen Vorlagen nicht erhalten geblieben sind. Echt indisch ist daher auch der Stoff der ausgewählten Erzählungen mit ihrer Vorliebe für Scharfsinns- und Klugheitsproben, für die Arzneikunde, für die Tierwelt, mit welcher die Menschenwelt in einem durch die Lehre von der Seelenwanderung begründeten, engen Zusammenhang steht, und endlich auch mit dem Hervorheben jener uralten Lebensweisheit, daß nur der durch viel Leid und harte Prüfungen geläuterte Mensch zur Gnade der Gottheit gelangt. Die unter dem Namen „Karma-Çataka" [1] überlieferte Übersetzung indischer Legenden ins Tibetanische wurde absichtlich nicht herangezogen, da sie sowohl dem Inhalt als auch insbesondere der Form nach — Gegenwartszeit gegenübergestellt der Erzählung

[1] M. L. Feer, Le Karma-Çataka. (Journal asiatique. 9. Reihe, 17. Band, Paris 1901.)

Digitized by Google

aus der Vergangenheit — dem Leser der „Buddhistischen Märchen" nichts Neues bieten.

Ein Teil des westlichen Tibet gehört zum britisch-englischen Vasallenstaat Kaschmir. Der Herausgeber glaubt keinen Fehlgriff getan zu haben, wenn er als Übergang von den Märchen aus Turkestan zu denen aus Tibet eine kleine Auswahl von seinerzeit aus dem Volksmunde aufgesammelten Märchen aus Kaschmir aufnahm, die dem Werke „Folk-Tales of Kashmir" von J. H. Knowles (2. Auflage, London 1893) entnommen sind. Einerseits zeigt besonders das Märchen „Der gute König Hatam" die nahe Verwandtschaft mit dem turkestanischen Märchen „Der reiche Atametoi" und andrerseits führen sie uns, wie alle Erzählungen aus Tibet und auch einzelne aus Turkestan, zur uralten Märchenmutter Indien zurück.

Digitized by Google

21. Der gute König Hatam

Es lebte einmal ein armer Mann, der sich durch das Fällen und Verkaufen von Holz sein kärgliches Brot verdiente und nur unter den größten Entbehrungen sein Weib und seine sieben Töchter durch das Leben bringen konnte. Nie hatte ein Bissen Fleisch seine Lippen berührt, nie ein Schuh seine Füße umhüllt und nur Lumpen deckten seine Blößen.

Eines Tages fühlte er sich unwohl und legte sich unter einem Baume nieder um zu ruhen. Zufällig flog um diese Zeit der Glücksvogel Huma über den Platz und bemerkte die Armut und Kränklichkeit des Mannes. Voll Mitleid flog er zu dem Schläfer herab und legte ein goldenes Ei neben das Holzbündel. Beim Erwachen sah der Holzhauer das Ei, hob es auf und steckte es ein. Dann nahm er seine Last und ging zu dem Krämer, dem er das Holz zu liefern pflegte. Dem verkaufte er auch das Ei um eine Kleinigkeit. Denn er hatte keine Ahnung von dem wahren Werte dieses Wundereies; aber der Krämer kannte den Wert und forderte den Holzhauer auf, ihm den Vogel selbst zu holen, von dem das Ei stammte. Er werde hiefür gerne eine Rupie bezahlen. Der Mann versprach, dies zu tun. Am nächsten Tag ging er in den Dschungel, um die gewohnte Last Holz zu sammeln. Auf dem Rückwege setzte er sich wieder unter den Baum, wo er das Ei gefunden hatte, und tat so, als ob er schliefe. Der Vogel Huma kam auch wiederum, bemerkte, daß der Mann noch immer so arm war und so schlecht aussah wie früher, und nahm an, daß er das Ei nicht gesehen habe. Daher ließ er sich nieder und legte ein anderes Ei neben den Holzhauer hin, und zwar so nahe, daß es der Mann unbedingt sehen mußte. Der aber packte in diesem Augenblicke den Vogel und hielt ihn fest. „Oh, was willst du

Digitized by Google

mit mir tun?" schrie der Vogel. „Töte mich nicht und sperre mich auch nicht ein, sondern laß mich wieder frei! Du wirst dafür reichen Lohn erhalten. Reiß' eine meiner Federn aus und brenne sie an, so wirst du sofort im Lande Koh-i-Kaf[1] sein, wo dich meine Eltern belohnen werden. Sie werden dir ein Perlenhalsband von so ungeheurem Werte geben, daß es kein König der Erde bezahlen kann."

Aber der arme, dumme Holzhauer achtete nicht auf diese Reden des Vogels. Sein Sinn war zu sehr beschäftigt mit der einen Rupie, die er ganz bestimmt in Aussicht hatte. Deshalb wickelte er den Vogel in seinen Mantel ein und eilte, so schnell es ihm seine Last erlaubte, zu dem Krämer. Aber auf dem Wege erstickte der Vogel. „Was soll ich jetzt tun?" dachte der Holzhauer. „Für einen toten Vogel wird mir der Krämer keine Rupie geben. Ich werde daher eine der Federn anbrennen. Vielleicht macht es nichts, wenn auch der Vogel tot ist." Demgemäß tat er auch. Kaum hatte er eine Feder angebrannt, so befand er sich auf dem Koh-i-Kaf. Dort suchte er die Eltern des Vogels auf und berichtete ihnen alles, was geschehen war. Ach, wie weinten da die armen Eltern und alle anderen Vögel, als sie den toten Leib ihres geliebten Anverwandten sahen!

Dieses jammervolle Geschrei lockte einen fremden Vogel zur Stelle, der im Schnabel einen Grashalm trug, mit dem er Tote wieder zum Leben erwecken konnte.

„Warum weint ihr so?" fragte er die trauernde Menge.

„Weil unser Verwandter tot ist und wir mit ihm nie wieder reden können," war die Antwort.

„Weint nicht!" sagte der fremde Vogel. „Euer Verwandter wird wieder leben." Hierauf legte er den Grashalm auf den Mund des Toten und dieser ward lebendig.

Als der so zum Leben erweckte Vogel Huma den Holzhauer sah, machte er ihm bittere Vorwürfe wegen seiner Nachlässigkeit und Treulosigkeit und sagte: „Ich hätte

[1] Kaukasus.

Digitized by Google

dich groß und glücklich gemacht, aber du bist selbst durch eigene Schuld um alles gekommen. Kehre wieder zurück zu deinem Holzbund und in dein niedriges Heim!" Und im selben Augenblick befand sich der arme Mann wieder in dem Dschungel bei der Holzlast, die er vorbereitet hatte, bevor er auf den Koh-i-Kaf versetzt worden war. Er verkaufte das Holz und ging dann in seiner sehr jämmerlichen Gemütsverfassung heim zu seinem Weib und den Töchtern. Den Vogel Huma aber sah er niemals wieder.

— — — — — — — — — — — — —

Mit der Zeit waren die sieben Töchter des Holzhauers herangewachsen und groß und heiratsfähig geworden. Aber wie hätte der Mann sie verheiraten können! Das Geld, welches er verdiente, reichte ja gerade nur zur Bestreitung des dürftigsten Lebensunterhaltes hin. Es hatte auch niemand das Verlangen, mit einem so armseligen Haushalt wie dem seinen in ein näheres Verhältnis zu treten. In dieser schwierigen Lage empfahl ihm ein Freund, zu dem edelgesinnten, freigebigen König Hatam zu gehen und ihn um Hilfe zu bitten.

Gerade in dieser Zeit war Hatam selbst sehr arm geworden und gezwungen, durch Reisstampfen sein Leben zu fristen. Aber trotzdem er in eine solche Lage geraten war, daß es schwerlich einen ärmeren Mann als ihn in dem ganzen Lande gab, so hatte er doch das edelmütigste Herz und half noch immer, wo er helfen konnte. Dies zeigte sich auch beim Zusammentreffen mit dem Holzhauer, der ihm zufällig zuerst begegnete, ihm seine ganze traurige Geschichte erzählte und ihn bat, daß er ihn zu dem berühmten König Hatam führe. Da riet ihm der arme Hatam, die Nacht in seinem Hause zu verbringen und erst am Morgen die Wanderung fortzusetzen. Gern folgte der Holzhauer dieser Einladung. Um seinem Gaste etwas vorsetzen zu können, mußte Hatam an diesem Abend selbst auf jedes Essen verzichten. Am Morgen enthüllte er seinem Gaste die Wahrheit. „O Freund!" sagte er, „ich

Digitized by Google

bin der, den du suchst. Aber schau, ich bin gerade so arm wie du und kann dir leider nicht helfen. Ich kann dir nicht einmal eine zweite Mahlzeit geben. Aber wenn du meine einzige Tochter als Geschenk annehmen willst, so sei willkommen. Du kannst sie verkaufen und dir so etwas Geld verschaffen, um deine eigenen Töchter zu verheiraten. Nimm sie und Gott sei mit euch!"

„O König!" antwortete tief gerührt der Holzhauer. „Dein Edelmut bewegt mein Herz aufs höchste. Ich weiß nicht, wie ich dir für deine Güte danken soll. Möge Gott dich belohnen!"

Hierauf wanderten der Holzhauer und die Prinzessin fort. Auf dem Wege kamen sie auch durch eine wilde Gegend, in welcher sie einen Prinzen trafen, der dort jagte. Dieser sah zufällig das Antlitz der Jungfrau, wurde sofort von Liebe zu ihr erfaßt und bat den Holzhauer, ihn als Schwiegersohn anzunehmen. Natürlich war der Mann gleich einverstanden und die Hochzeit wurde gefeiert. Von nun an floß Geld ohne Maß in die Hände des Holzhauers, er konnte auf seinen harten Beruf verzichten, sich ein schönes Haus bauen und seine sieben Töchter in gute und angesehene Familien verheiraten.

Mittlerweile lebte der Prinz sehr glücklich mit seiner schönen Frau, die er für des Holzhauers Tochter hielt. Eines Tages jedoch kam er auf den wahren Sachverhalt. Er hatte einem armen Mann in Gegenwart seiner Frau ein Almosen gegeben. Da bemerkte sie so nebenbei, daß er ein Hatami gegeben hätte, womit sie eine freigebige, Hatam ähnliche Handlung meinte. Der Prinz fragte deshalb, wieso sie etwas von Hatam wisse. „Das ist ja mein Vater!" rief sie und erzählte die ganze Geschichte. Da sandte der Prinz um den Holzhauer. Dieser erzählte genau dasselbe, außerdem aber noch sein Erlebnis mit dem Vogel Huma im Dschungel und auf dem Koh-i-Kaf. Der Prinz war ungemein überrascht, als er alle diese Dinge hörte. Unverzüglich ließ er durch Gesandte den König

Digitized by Google

Hatam bitten, zu ihm zu kommen und an seiner Stelle das Land zu regieren, weil er selbst noch zu jung und unerfahren sei. Der ehemalige Holzhauer erhielt ein reichliches Jahrgeld, aber der schlaue Krämer mußte das goldene Ei dem König abliefern.

22. König und Fakir

Einem König, der im Dschungel jagte, kam ein Fakir in den Weg.

„Salam," sagte er, „kann ich etwas für dich tun?"

„Nein, ich danke dir," erwiderte der Fakir. „Kann ich etwas für dich tun?"

„Ja," sprach der König. „Ich möchte eine Frau, die in ihrem Aussehen und ihrer Größe ein vollkommenes Ebenbild zu mir ist."

„Ach, du hast Schweres verlangt!" rief der Fakir. „Trotzdem will ich es für dich tun. Aber laß dich warnen, die Frau wird sich als treulos erweisen."

„Das macht nichts," meinte der König. „Wenn du es vermagst, so erfülle meine Bitte."

Da stand der Fakir auf, schwang ein Beil und spaltete das Haupt des Königs mitten entzwei. Den Leichnam begrub er dann.

Hierauf erhob er seine Hände und rief: „O Gott, erhöre mein Gebet und bewirke, daß der König wieder aufersteht und mit ihm ein Weib, das ihm in Aussehen und Größe gleicht!"

Das Gebet wurde erhört. Auf einmal stand der König wieder lebendig da und neben ihm ein wunderschönes Weib, das ihm vollkommen glich.

Für seine neue Frau erbaute der König einen besonderen Palast im Dschungel und besuchte sie so oft, als er nur konnte. Aber leider zeigte sich die Frau treulos, wie es der Fakir vorhergesagt. Als eines Tages der König

Digitized by Google

nicht bei ihr war, sah sie einen Wesir vorbeigehen. Dieser war ein junger und hübscher Mann und erregte gleich das Wohlgefallen der Frau. Sie winkte ihm zu kommen und er folgte. Auf diese Weise trafen sie sich oft und ihre leidenschaftliche Neigung zueinander wurde von Tag zu Tag heftiger. Eines Morgens wären sie beinahe entdeckt worden, weil der König, den sie ferne glaubten, unvermutet im Palast erschien. Deshalb beschlossen sie, es so einzurichten, daß jede Möglichkeit einer Entdeckung ausgeschlossen war. Sie trafen mit einem Töpfer namens Kital ein Abkommen und er grub einen unterirdischen Gang von der Stadt zu dem Palast, durch welchen der Wesir kommen und gehen konnte, wie es ihm beliebte. Dies wurde ganz im Geheimen gemacht und eine Zeitlang ging alles gut. Auf die Länge ließ sich aber dies sträfliche Verhältnis doch nicht verheimlichen.

Einmal veranstaltete der Wesir ein großes Fest und bat den König, die Gesellschaft durch seine Anwesenheit zu beehren. Der König nahm die Einladung an und ging hin. Auch die Frau war in einer Verkleidung anwesend. Trotzdem erkannte sie der König.

„Ist es ein Traum?" dachte er. „Nein, sie ist es. Ich werde ein kleines Zeichen an ihrem Gewande machen, durch das ich bei meiner Rückkehr feststellen kann, ob ich mich getäuscht habe oder nicht."

Daher bestrich er heimlich den Zipfel ihres Mantels mit einem Stückchen Gelbwurz und ging dann weg, als ob nichts geschehen wäre. Als er nachts in seinen Palast kam, wartete dort die Frau schon auf ihn. Auf ihrem Mantel war der Fleck deutlich zu sehen. „Ehebrecherin!" schrie er und zog sein Schwert. Und mit einem Streich schlug er ihr das Haupt ab.

Am nächsten Morgen verzichtete er auf seine Königswürde und wurde ein Fakir.

Digitized by Google

23. Der kluge Papagei

Ein Fakir besaß einen klugen und gesprächigen Papagei, den er sehr liebte und hochschätzte.

Als er sich eines Tages nicht besonders wohl fühlte, sagte er zu dem Vogel: „Kannst du mir keine Neuigkeiten mitteilen? Du erzählst mir ja nie etwas.“ Der Papagei antwortete: „Bisher habe ich mich davor gefürchtet, weil du Dinge vernehmen könntest, die du vielleicht nicht gerne hören magst. Von nun an will ich dir aber alles, was ich weiß und erfahre, erzählen.“

„Laß die Bedenken und sag' mir nur stets alles!“ sprach der Fakir.

Am nächsten Morgen mußte der Fakir in ein entferntes Dorf. Er befahl seinem Weibe ein Huhn zu kochen, die Hälfte selbst zu essen und den Rest für ihn warm zu halten. Aber die Frau aß das ganze Huhn. Sie war so hungrig und das Essen schmeckte so vorzüglich, daß sie nicht widerstehen konnte. Als der Fakir am Abend zurückkehrte und sein Stück Huhn verlangte, erzählte sie ihm, daß es die Katze gefressen hätte.

„Nun ja, da kann man nichts mehr machen,“ meinte er ärgerlich. „Gib mir etwas anderes, ich bin sehr hungrig, denn ich habe, seit ich morgens das Haus verließ, nichts gegessen.“

Während das Weib ein Essen zubereitete, wandte sich der Fakir zum Papagei und fragte: „Nun, mein liebes Vöglein, was gibt es heute Neues?“

„Deine Frau hat dir eine Lüge erzählt,“ rief der Vogel. „Sie hat das ganze Huhn verzehrt, ich habe es gesehen.“

Natürlich leugnete die Frau und behauptete, daß der Papagei ein Lügner sei. Um Frieden zu haben, tat der Fakir so, als ob er ihr glaube. Seit der Zeit aber fühlte sich die Frau nicht mehr wohl mit solch einem gefährlichen

Digitized by Google

Vogel im Hause. Sie war keine Freundin von Liebeleien, keine Ehebrecherin oder Diebin, aber konnte diese ständige Beobachtung durch den Vogel nicht ertragen, der alles, was ihm auffiel, pflichtschuldigst dem Fakir zu berichten pflegte. Daher ging sie endlich zu ihrem Gatten und sagte: „Es wird besser sein, wenn wir uns trennen. Dir ist jetzt der Papagei alles. Du glaubst seinen Worten mehr als den meinen. Du unterhältst dich mit ihm mehr als mit mir. Das halte ich nicht länger mehr aus. Entweder schick' mich weg oder den Papagei, alle drei können wir nicht friedlich unter einem Dach leben!"

Der Fakir liebte aber seine Frau sehr. Als er diese Worte hörte, wurde er recht traurig und er versprach den Papagei zu verkaufen.

Wie er am nächsten Morgen mit dem Papageienkäfig in der Hand die Straße entlang ritt, sprach der Vogel: „Hör auf mich, Meister, und verkaufe mich keinem Menschen, der nicht die Summe bezahlt, welche ich angebe!"

„Das will ich gerne tun," erwiderte der Fakir.

Er ritt bis an die Meeresküste, die von seinem Hause sehr weit entfernt war, und beschloß, dort die Nacht zu verbringen.

Er konnte aber keinen Schlaf finden. So um Mitternacht sprach er zum Papagei: „Ich bin sehr müde, aber ich kann nicht schlafen. Ich fürchte, daß du und die Stute die Gelegenheit benützen und durchgehen werdet."

„Niemals!" entgegnete der Papagei. „Hältst du uns für so gesinnungslos? Vertrau' uns doch! Laß die Stute nach Belieben herumstreifen und öffne den Käfig und setz' mich in Freiheit! Ich werde dich nicht verlassen, sondern zu jenem Baum fliegen und über die Stute und dich während der Nacht wachen."

Auf die Aufrichtigkeit des Vogels vertrauend, willigte der Fakir in diese Bitte ein und konnte dann ruhig einschlafen. Der Papagei hielt sorgsam Wacht. Dabei sah er etwas recht Sonderbares. Aus dem Meere kam ein

Digitized by Google

pferdeähnliches Tier[1]. Es sprang auf die Stute und kehrte dann wieder in das Wasser zurück.

Sehr zeitig erwachte der Fakir. Er rief den Vogel und steckte ihn wieder in den Käfig. Der Papagei erzählte seinem Herrn nichts von dem seltsamen Vorfall, dessen Augenzeuge er in der Nacht gewesen war. Dann ritt der Fakir längs der Meeresküste weiter, bis er in eine große und reiche Stadt gelangte. Hier begegnete er dem Kotwal[2].

„Salam," sprach der Kotwal. „Willst du deinen Vogel verkaufen?"

„Ja," erwiderte der Fakir.

„Aber du kannst mich nicht kaufen," rief der Papagei.

„Welch ein wunderbarer Vogel!" schrie der Kotwal. „Da muß ich gleich zum Wesir gehen und ihm von deiner Ankunft berichten. Er wünscht schon lange einen solchen Vogel. Komm' rasch mit mir, damit wir den Wesir noch antreffen, bevor er sich zu Hofe begibt!"

So gingen sie zusammen und erreichten bald das Haus des Wesirs.

„Ich danke dir vielmals!" sagte der Wesir, als er hörte, wie sich der Kotwal seinetwegen bemüht hatte. „Aber ich kann nicht daran denken, den Vogel für mich selbst zu kaufen, bevor ich nicht weiß, ob ihn der König selbst wünscht oder nicht. Ich hörte gestern, daß er einen solchen Vogel sucht."

Daher begaben sich alle drei zu dem König.

„Wieviel kostet der Vogel?" fragte dieser.

„Zehntausend Rupien," antwortete der Papagei.

Über diese klare und schnelle Antwort des Vogels hatte der König eine solche Freude, daß er sofort das Geld bezahlte. Als der Fakir diese große Summe erhielt, war er voll Freude. Bevor er ging, veranlaßte der Papagei, dem dies für die Zukunft wichtig schien, daß der Fakir versprechen mußte, das nächste Füllen seiner Stute dem Könige zu schenken.

[1] Flußpferd. [2] Der höchste Polizeibeamte eines Bezirkes.

Digitized by Google

Von dieser Zeit an lebte der Papagei in der großartigsten Weise. Er wurde in einen prächtigen silbernen Käfig getan und auch die Gefäße für das Futter und Wasser waren aus Silber. Der Käfig wurde im Zanana[1] des Königs aufgehängt. Bald war der Vogel der allgemeine Liebling, er plauderte und spielte mit den Weibern des Königs, die ihn in jeder Weise verhätschelten. So verging die Zeit recht angenehm und nichts blieb zu wünschen übrig, bis eines Tages die Weiber des Königs zum Käfig kamen und den Papagei baten, ihnen seine Ansicht über ihr Aussehen zu sagen. Ohne Argwohn und in der Meinung, es geschehe nur zum Scherze, erwiderte der Vogel, daß sie alle sehr hübsch seien mit Ausnahme einer einzigen, wobei er den Namen einer Frau erwähnte, die der König besonders liebte. Ihr Gesicht, sagte er, sehe aus wie ein Saurüssel. Als dies die Frau hörte, fiel sie in Ohnmacht.

Sobald sie wieder ihrer Sinne mächtig war, schrie sie: „Sendet gleich um den König!"

Als dieser gekommen war, sprach das Weib zu ihm: „Ich bin sehr krank. Gib mir das Fleisch dieses Papageis oder ich muß sterben!"

Der König war sehr betrübt, als er dies hörte. Aber er liebte das Weib und befahl deshalb den Papagei zu töten.

„O König!" rief der arme Vogel. „Ich bitte dich, verschone mich nur sechs Tage lang! Für diese sechs Tage laß' mich ziehen, wohin ich will. Ich verspreche dir, daß ich dann bestimmt zurückkehren und mich allem fügen werde, was du mit mir zu tun für gut befindest."

„Diese Bitte sei gewährt," sprach der König, „aber kümmere dich, daß du nach sechs Tagen wieder hier bist."

So ließ man den Papagei frei und er flog sofort hinweg. Schon nach kurzem Fluge traf er zwölftausend Papageien, welche alle zusammen in einer Richtung flogen.

[1] Frauengemach, Harem.

Digitized by Google

„Halt! Halt!“ schrie des Königs Papagei. „Wohin zieht ihr?“

„O Freund!“ sprachen sie. „Wir fliegen auf eine Insel, auf der uns eine Prinzessin mit Perlen und Zucker füttert. Komm mit und nimm teil an unserem Vergnügen!“

Gleich schloß sich der Papagei der Gesellschaft an. Sie erreichten bald die Insel und wurden bewirtet, wie die Vögel gesagt hatten. Als das Fest vorüber war und die anderen Vögel wegzogen, stellte sich des Königs Papagei krank und legte sich der Länge nach auf den Boden hin.

„Was ist mit dir los, hübscher Papagei?“ fragte die Prinzessin und ging zu dem Vogel hin. „Was fehlt dir? Bist du krank? Komm mit mir! Ich werde mich deiner annehmen und du wirst bald wieder hergestellt sein.“ Sie trug ihn in den Palast, machte ihm ein kleines Nest und pflegte ihn. Sie gab ihm viele Perlen und viel Zucker, aber der Papagei tat so, als ob er diese Dinge gar nicht sähe.

„O Prinzessin!“ sagte er. „Du bist gütig und edel. Du gibst uns Perlen und Zucker. Aber mein Herr, der große König, dessen Reich sich nach allen Seiten hin ausdehnt von Norden nach Süden und von Ost nach West und dem auch, was du aber nicht weißt, diese Insel gehört, — dieser streut Perlen und Zucker vor die Hühner. O daß du ihn kennen lerntest! Wärst du doch mit diesem König verheiratet, denn er ist deiner wert und du bist seiner wert, o Prinzessin!“

Angeregt durch die Worte des Papageis ging die Prinzessin zu ihrem königlichen Vater und bat ihn um die Erlaubnis, jenen König besuchen und, wenn sich dies machen ließe, heiraten zu dürfen.

„Ich kann dir zu einem solchen Wagnis meine Einwilligung nicht geben,“ sagte der König, „aber ich will jenem König einen Brief schreiben und durch den Papagei übersenden. Darin werde ich ihn bitten, selbst an einem

Digitized by Google

bestimmten Tag der Heirat wegen zu kommen. Dies wird er sicher tun, wenn alles wahr ist, was der Vogel spricht. Sei ohne Sorgen, ich werde mich schon um deine Verehelichung kümmern!"

Damit war die Prinzessin zufrieden und der Vogel wurde unverzüglich mit der brieflichen Anfrage an seinen Herrn abgesandt.

Der fünfte Tag ging gerade zu Ende, als der Papagei zum König hineinflog.

„Du bist zur rechten Zeit gekommen," sagte dieser.

„O König!" rief der Vogel. „Ich bitte dich, erschlage mich nicht! Ich habe weder dich noch sonst jemand von dem königlichen Hause beleidigt. Die Weiber deines Zanana haben mich gefragt, was ich von ihnen denke, und ich habe ihnen meine Meinung gesagt. Dabei habe ich keine Unwahrheit gesprochen, o König. Du wirst mich sicher nicht töten, nur um einer deiner Frauen allein Genugtuung zu leisten. Sie wird nicht sterben, wenn ich auch am Leben bleibe, denn ihr Leben hängt nicht von meinem Tode ab. Aber wenn es so wäre, so kann ich dir, o König, an ihrer Stelle sogar ein anderes, bei weitem schöneres Weib verschaffen. Schau, hier ist ein Brief, den ich von dem Vater der allerliebsten Prinzessin der Welt gebracht habe, mit der Bitte, ob du seine Tochter zur Frau nehmen willst."

Da sagte der König: „Du sprichst aufrichtig und hast dich stets ehrenhaft betragen. Ich werde dich nicht erschlagen. Von Herzen gern nehme ich diese Bitte an und will die Prinzessin heiraten. Aber wie gelange ich auf die Insel, wo dieses Volk lebt?"

„Da sei unbesorgt, König!" entgegnete der Papagei. „Ich habe alles gut überlegt. Wenn du befiehlst, daß der Fakir das versprochene Füllen sendet, so kann die Reise ohne jede Schwierigkeit durchgeführt werden."

Sofort ordnete der König an, daß das Füllen gebracht werde.

Digitized by Google

Der Fakir, welcher keine Ahnung von der besonderen Art und dem Wert des Füllens hatte, sandte es ohne Zögern. Er war reich — und wozu brauchte er das Tier? Er dachte, dies sei nur eine geringfügige Rückzahlung an den König, der ihm gegenüber so freigebig gewesen war.

Der König bestieg das Füllen und machte sich in Begleitung des Papageis ungesäumt auf den Weg nach der Insel. Als er an der Meeresküste anlangte und auf das riesige Gewässer blickte, sank ihm aber der Mut und er wollte wieder umkehren.

„Wie können wir denn über das große Wasser kommen?" fragte er.

„Ganz einfach," erwiderte der Papagei. „Das Füllen, auf welchem du reitest, ist kein gewöhnliches Tier. Damit kannst du überallhin kommen. Sei ohne Furcht und lenke das Füllen ins Wasser! Es kann darin gerade so leicht wie am Lande gehen."

Beruhigt durch diese Antwort, ritt der König in das Meer hinein und erreichte bald die Insel.

Der König der Insel empfing ihn auf das herzlichste und die Prinzessin war über alle Beschreibung froh. Kaum erblickte sie der König, so ward er von Liebe ergriffen und bat, die Hochzeit so bald als möglich zu feiern. Dies geschah auch und nach Beendigung der Feierlichkeiten verließen der König und seine liebliche Braut die Insel.

Beide ritten auf dem Füllen und der Papagei flog vor ihnen als Führer. Er kehrte nicht auf demselben Wege, auf dem sie gekommen waren, zurück, sondern auf einem anderen, auf dem sie zu einer unbewohnten Insel gelangten.

„Hier will ich bleiben," sagte der König. „Ich bin sehr müde."

„Bitte, mach' das nicht!" bat der Vogel, „denn hier ist es gefährlich."

„Das ist mir einerlei," meinte der König. „Ich kann

Digitized by Google

nicht weiterziehen ohne Rast. Nach einem kleinen Schlaf will ich die Reise fortsetzen."

Der König und sein Weib gingen auf die Insel, legten sich dort nieder und schliefen; der Papagei aber setzte sich in ihrer Nähe auf einen Baumast und wachte. Etwa nach einer Stunde fuhr ein Schiff auf die Insel zu. Der Kapitän, der ein großer Kaufmann war, bemerkte die zwei schlafenden Leute und begab sich auf die Insel, um zu sehen, wer sie wären. Gepackt von der Schönheit der Königin, nahm er sie und trug sie auf das Schiff; auch das Füllen brachte er dorthin, nur den König ließ er ruhig schlafen. Der Papagei sah alles, aber er fürchtete sich, Lärm zu schlagen, weil der Kaufmann auf ihn hätte schießen und ihn töten können. Erst als das Schiff mit der Königin und dem Füllen weggefahren war, weckte der Papagei den König.

„O mein lieber Papagei," schrie dieser, „hätte ich doch auf deinen Rat gehört und hier nicht Halt gemacht! Was soll ich tun? Hier sind keinerlei Nahrungsmittel, hier ist auch kein Tier, das mich durch das Wasser tragen könnte. Was soll ich tun? Rat' und hilf mir, wenn du kannst!"

Der Vogel erwiderte: „O König, hier bleibt nur eins übrig. Schlag' diesen Baum um und wirf ihn ins Meer! Setz dich dann darauf und laß dich tragen, wohin Gott es will. Einen anderen Weg, um von hier zu entkommen, weiß ich nicht."

Der König fällte alsogleich den Baum und tat so, wie ihm der Vogel geraten hatte. Durch die Gnade Gottes geschah es, daß ein großer Adler, der zur selben Zeit über dem Wasser flog, den Baum bemerkte, auf ihn herabstieß und ihn samt dem König weit forttrug bis zu einem Dschungel, wo er beide fallen ließ. So war der König gerettet.

„Bleib' jetzt hier!" sagte der treue Papagei, welcher alles gesehen hatte und dem Adler nachgeflogen war,

Digitized by Google

„und verlaß diesen Platz nicht! Ich werde die Königin und das Füllen suchen und wieder zu dir zurückkommen."

Der König versprach es.

Nach vielem Herumwandern entdeckte der Papagei die Königin. Der Kaufmann hatte sie in sein Haus genommen und sie lebte mit ihm als sein Sais[1]. Wie sie den Papagei erblickte, schrie sie vor Freude: „Wo bist du gewesen? Wo ist mein Gatte? Lebt er noch? Berichte mir schnell!"

Da erzählte der Papagei alles.

„Geh wieder zurück!" sagte sie dann, „und teile dem König mit, wo und in welcher Lage ich mich befinde. Nimm diese Edelsteine und gib sie ihm. Er hat sie vielleicht nötig, um Lebensmittel zu kaufen. Sag' ihm, er soll rasch hierherkommen und trachten, daß ihn der Kaufmann ebenfalls als Sais anstellt. Dann können wir zusammen auf dem Füllen fliehen. Wenn wir einmal auf diesem Pferde sitzen, so kann uns niemand mehr weder zu Lande noch zu Wasser einholen."

Der Papagei flog in größter Eile zurück und berichtete dem König, der ohne Säumen aufbrach und das Haus des Kaufmanns auch in einigen Tagen erreichte.

Wie froh war das Wiedersehen zwischen ihm und seinem Weibe! Sie hatten schon daran verzweifelt, daß sie sich je wiedersehen würden, aber Gott hatte Erbarmen gehabt und sie wieder vereint.

Noch am selben Abend ritten der König und seine schöne Frau auf dem Wunderfüllen aus der Stadt hinaus und vor ihnen flog der Papagei und wies ihnen den Weg. Bald erreichten sie des Königs Land und wurden von der Bevölkerung mit Musik und Gesang empfangen.

Hernach lebte der König glücklich bis an das Ende seiner Tage. Der Papagei war zum Großwesir ernannt worden und half nicht wenig dazu, daß das Königreich noch mehr blühte und zu noch größerem Ansehen gelangte als früher.

[1] Reitknecht.

Digitized by Google

24. Die Totenwache

Einst hatte ein König vier Söhne, die alle leidenschaftliche Freunde von Rauschgiften waren und ihren schlechten Neigungen ohne alle Rücksichten frönten. Der eine liebte den Wein, der andere Charas[1], der dritte Opium und der vierte Bhang[2]. Schwerlich konnte man auf der weiten, weiten Welt ein zweites Quartett von Burschen finden, das ebenso liederlich wie dieses war.

Eines Tages benachrichtigte ein Wesir, der des Königs besonderer Freund und Ratgeber war, den König von diesem bösen Tun der Prinzen und bat ihn, in Rücksicht auf das Land, Volk und eigene Haus diesem schändlichen Treiben Einhalt zu tun. Als der König dies hörte, war er über die Maßen aufgebracht und er befahl, seine Söhne unverzüglich aus dem Lande zu verbannen. Lieber wollte er jemanden aus einer anderen Familie an Sohnes Statt annehmen als zugeben, daß so schlechte Gesellen nach ihm auf den Thron zu sitzen kämen.

Die vier Prinzen schworen dem Wesir Rache, packten einige notwendige Sachen ein und verließen das Land. In wenigen Wochen befanden sie sich in einem anderen Reiche, wo sie um eine Unterredung beim Könige ansuchten, um ihn um eine Anstellung zu bitten. Aber der König kannte ihre Laster zu gut und hütete sich daher, ihnen irgendein Amt anzuvertrauen. Ja, er entließ sie sogar mit dem Befehl, so bald als möglich sein Land zu verlassen.

Daher wanderten die Prinzen weiter und gelangten nach kurzer Zeit in ein anderes Reich. Die Nacht war hereingebrochen, als sie sich der Hauptstadt näherten. Sie schlugen ihr Quartier unter einem mächtigen Baume auf und legten sich zum Schlafe nieder.

[1] Aus einer Ausschwitzung der Hanfblumen, die mit dem Tau gesammelt werden, bereitetes Rauschgift. [2] Aus Hanf bereitetes, berauschendes Getränk.

Digitized by Google

Gerade in dieser Nacht war ein reicher Kaufmann in der Stadt gestorben. Dessen Freunde machten sich auf die Suche nach einer Person, welche bei der Leiche bis zur Zeit des Begräbnisses wachen sollte. Sonderbarerweise fanden sie niemand, der gewillt gewesen wäre, dies zu tun. Zuletzt fiel einem ein, daß man vielleicht außerhalb der Stadt einen Bettler oder Fremden finden könnte, welcher für einige Rupien gerne diesen Dienst übernehmen würde. Er ging daher über die Stadtgrenze hinaus und traf die vier am Boden schlafenden Prinzen.

„Ho, ho!" rief er und weckte sie. „Möchte einer von euch heute Nacht bei einer Leiche wachen? Ein reichliches Geschenk steht dafür in Aussicht."

„O ja, alle vier wollen wir wachen," sagten die Prinzen, „aber wir verlangen für diesen Dienst viertausend Rupien."

„Meinetwegen," sprach der Mann. „Kommt mit mir!"

Bei dem Hause des verstorbenen Kaufmanns angekommen, wurde ihnen der Raum gezeigt, in welchem die Leiche lag. Für die erste Nachtwache blieb einer der Prinzen auf, während die anderen schliefen. Als ungefähr eine Stunde dieser Wache verstrichen war, erhob sich plötzlich der Tote und begann zu sprechen.

„Willst du mit mir Schach[1] spielen?" fragte er.

„Warum denn nicht?" entgegnete der Prinz. „Aber was ist Einsatz?"

„Du zahlst mir zweitausend Rupien, wenn du verlierst!" sagte der Leichnam.

„Ja, aber was bekomme ich, wenn du verlierst?" fragte der Prinz.

„O, darum kannst du ohne Sorge sein," sprach der tote Kaufmann. „Hier im Hause ist eine Fülle von Schätzen an diesem und jenem Platz verborgen. Davon kannst du dir, wenn du willst, nehmen so viel als du zu tragen vermagst."

[1] Im Original „nard", was Schach, Damenspiel u. a. bedeutet.

Digitized by Google

„Gut," sagte der Prinz und das Spiel begann. Der Prinz schlug den toten Kaufmann zweimal und hätte noch ein anderes Spiel gewonnen, wenn nicht seine Wachzeit zu Ende gewesen wäre. Wie er aufstand, um einen der Brüder zu wecken, lehnte sich der Tote zurück und war wieder ruhig.

„Steh' auf!" sagte der Prinz zu seinem Bruder. „Du kommst jetzt an die Reihe zu wachen. Paß' aber gut auf, denn der Leichnam ist besessen!"

Der zweite Prinz hatte noch nicht lange gewacht, da wünschte er zu rauchen. Aber das Feuer war draußen und den Toten durfte er keinen Augenblick aus den Augen lassen, denn viertausend Rupien hingen von dem sorgsamen Wachen dieser Nacht ab.

„Ich weiß, was ich tun werde," sagte der Prinz zu sich selbst. „Ich werde mir die Leiche mit meinem Gürtel auf den Rücken binden."

Dies tat er auch und ging hinaus. Als er sich nun seinen Chillam[1] anzündete, sah er in nicht zu weiter Entfernung etwas, was er für ein Feuer hielt. Bei näherem Zusehen stellte sich aber heraus, daß es ein einäugiger Teufel war, der mit diesem einzigen Auge so auf ihn starrte, als ob er ihn erschlagen wollte.

„Wer bist du?" fragte der Prinz. „Was willst du hier? Geh weg oder ich töte dich und binde dich auf meinen Rücken wie ich es eben dem da getan habe!" Und er zeigte auf die Leiche am Rücken.

Durch diese Worte erschreckt, bat der einäugige Dschinn[2] den Prinzen um Gnade und versprach zu tun, was er nur wünsche.

„Ich verlange nichts," sprach der Prinz, „aber wenn du willst, kannst du den Lauf des Flusses so ablenken, daß er zu des Königs Palast führt."

„Gewiß will ich das tun," sagte der Dschinn und ging, um sofort den Auftrag auszuführen.

[1] Pfeife. [2] Siehe Anhang!

Digitized by Google

Die zweite Nachtwache war vorüber. Daher legte der Prinz den Toten wieder auf das Bett, weckte einen anderen Bruder, ermahnte ihn auf der Hut zu sein, weil der Leichnam besessen sei, und ging schlafen.

In ungefähr einer Stunde hörte der dritte Prinz die Stimme einer Hexe, einer Menschenfresserin. Es klang, wie wenn ein altes Weib weinen würde. Er befestigte den Toten auf seinem Rücken und ging hinaus, um zu sehen, was los sei. Vor dem Hause stand ein altes Weib. Da zog der Prinz sein Messer und hieb auf die Menschenfresserin los. Die drehte sich, um zu entschlüpfen, doch schnitt ihr der Hieb ein Bein ab. Dies blieb am Boden liegen, während die alte Hexe spurlos verschwand.

„Sehr sonderbar!" rief der Prinz, hob den Schuh des Weibes auf und steckte ihn ein. „Wie konnte sie nur mit einem einzigen Bein fortkommen?"

Dann begab er sich wieder hinein und wartete das Ende seiner Wache ab. Als er den vierten Bruder weckte, warnte er ihn vor dem besessenen Leichnam und riet ihm, recht gut achtzugeben.

Der vierte Prinz saß neben dem Toten. Da sah er plötzlich einen Dschinn vorbeilaufen, der die Lieblingstochter des Königs mit sich schleppte. Schnell befestigte der Prinz die Leiche auf seinem Rücken und folgte dem Dschinn. Dieser trug die Prinzessin etwa eine Meile weit auf einen Platz, setzte sie dort nieder und gebot ihr, sich nicht von der Stelle zu rühren. Dann ging er weg in den Wald, um Feuer zu holen und die Prinzessin zu kochen. Da rannte der Prinz schnell zu ihr hin und bat sie, mit ihm die Kleider zu tauschen und unverzüglich mit dem Leichnam des Kaufmanns in das Haus zu gehen und dort an seiner Stelle zu wachen. „Ich werde hier bleiben," sagte er. „Sei meinetwegen unbesorgt, ich werde alles in Ordnung bringen."

Bald darauf kam der Teufel mit etwas Feuer und einer riesigen Ölpfanne zurück. In kurzem war ein großes

Digitized by Google

Feuer angemacht und die Ölpfanne darüber gesetzt. Als das Öl zu sieden begann, sagte der Dschinn zu der vermeintlichen Prinzessin, sie möge rund um die Pfanne herumgehen. Aber der Prinz bat, ihm dies zu erlassen, da er es nicht verstehe. Der Dschinn erwiderte, dies sei gar nicht schwer, und ging einigemal rund herum, um zu zeigen, wie er es meine. Das Ungeheuer wollte sein Opfer bei diesem Herumgehen in die Ölpfanne stoßen, aber der Prinz erriet diese böse Absicht und gab dem Dschinn selbst einen Stoß. Ach, war das ein Klagegeheul, als der Kopf des Dschinn in dem siedenden Öl verschwand! Es schien, als ob die Erde selbst sich spalten wollte. Dann kehrte der Prinz in das Haus des verstorbenen Kaufmanns zurück, gab der Prinzessin die Kleider zurück und bat sie, in den Palast heimzugehen. Mit allen diesen Vorgängen war gerade die Wachtzeit des Prinzen zu Ende gegangen.

Es war jetzt Morgen und die Verwandten und Freunde des toten Kaufmanns kamen und wollten den Wächtern die versprochenen viertausend Rupien einhändigen. Aber die Prinzen weigerten sich, das Geld anzunehmen, verlangten vielmehr den doppelten Betrag und drohten mit einer Klage beim König, wenn sie das Geld nicht erhielten. Den Grund ihrer Forderung wollten sie jedoch nicht erklären. Natürlich waren die Angehörigen des Kaufmanns gegen diese Erhöhung der ausbedungenen Summe. Daher gingen die vier Prinzen zum König und erzählten ihm ihren Fall. „O König," sagten sie, „man hat uns unrecht getan. Diese Leute schulden uns achttausend Rupien und wollen uns nur die Hälfte bezahlen. Wir bitten dich um dein Urteil in dieser Sache!" Der König forderte nun alle Verwandten und Freunde des verstorbenen Kaufmanns auf, vor ihm zu erscheinen. Der Fall erregte großes Aufsehen in der Stadt und der Audienzsaal war bald von einer neugierigen Menge überfüllt.

„Was ist die Wahrheit bei dieser Sache?" fragte der König. „Diese Männer behaupten, daß ihr ihnen acht-

Digitized by Google

tausend Rupien schuldet und bloß viertausend bezahlen wollt."

„Diese Männer sprechen nicht die Wahrheit," erwiderten die Angehörigen des Kaufmanns. „Wir haben ihnen nur viertausend Rupien für die Totenwache bei unserem Verwandten versprochen. Über diese Abmachung haben wir viele Zeugen. Du kennst uns, o König. Wir sind nicht unehrlich, noch sind wir so arm, daß wir es nötig hätten, irgend jemand um sein Recht zu betrügen."

„Hört ihr, was sie sagen?" fragte der König die vier Prinzen.

„Ja, o König!" erwiderten diese, „aber jene Leute wissen nicht, was seit dieser Abmachung vorgegangen ist. Drum höre, o König, und richte dann! Während der Nacht spielte einer von uns mit dem toten Kaufmann Schach und gewann viertausend Rupien. Diese sollen, wie der Tote versprochen hat, aus den Schätzen bezahlt werden, die er auf dem und jenem Platz in seinem Hause verborgen hat."

„Ihr habt gehört," sprach der König zu den Angehörigen des Kaufmanns. „Ist dies wahr?"

„Nein, o König," entgegneten sie. „Wir wissen nichts von irgendwelchen verborgenen Schätzen."

Da sandte der König einige Soldaten aus, um das Haus zu durchsuchen, und einer der Prinzen — der, welcher die erste Wache gehalten hatte — mußte sie begleiten. In dem Hause des Kaufmanns wurde jeder Raum gründlich untersucht, bis man zuletzt einen ungeheuren Schatz entdeckte, der unter dem Fußboden eines Schlafzimmers versteckt war. Als der Prinz und die Soldaten zurückkamen und den Schatz dem Könige zeigten, war dieser sehr überrascht und befahl, daß die achttausend Rupien zu bezahlen seien.

Dann trat der Prinz, welcher die zweite Wache gehalten hatte, vor und warf sich zu Füßen des Königs nieder. Er berichtete, wie er den Dschinn erschreckt und veranlaßt

Digitized by Google

hatte, den Fluß in der Richtung auf den königlichen Palast zu abzulenken. Darüber war der König sehr froh und gebot, dem Prinzen eine angemessene Belohnung zu geben.

Hierauf bat der Prinz, welcher als dritter gewacht hatte, um die Erlaubnis zu sprechen, und erzählte, wie er mit der Menschenfresserin gefochten und ihr ein Bein abgeschlagen hatte. Er überreichte dem König den Schuh der Hexe, der darüber so erfreut war, daß er auch diesem Prinzen eine reichliche Belohnung geben ließ.

Zuletzt trat der vierte Prinz vor und enthüllte, wie er die Prinzessin aus den Krallen des schrecklichen Dschinn errettet und das Ungeheuer in der Ölpfanne, worin es sein Opfer hatte braten wollen, getötet hatte. Als der König dies hörte, war er über die Maßen erstaunt und sandte sogleich um die Tochter, damit sie angebe, ob dies wahr sei oder nicht. Und als festgestellt war, daß der Prinz die Wahrheit gesprochen hatte, stand der König auf und umarmte ihn. Dann übergab er ihm die Prinzessin und sprach: „Nimm sie, sie ist dein Weib! Schon viele haben um ihre Hand angehalten und ich habe sie zurückgewiesen. Aber jetzt gehört sie dir. Sicher würde ich nie einen anderen finden, der ihrer so wert ist wie du, der du sie von einem so schrecklichen Tode errettet hast."

Da jubelte und jauchzte das ganze Volk: „Heil dem König! Heil der Prinzessin! Heil ihrem Gemahl! Mögen sie lange und recht glücklich leben!"

An diesem Tage und noch viele Tage nachher herrschte eine solche Festesfreude in der Stadt, wie sie niemals früher gewesen und niemals später wieder war.

Die vier Prinzen blieben einige Jahre in dem Lande und wurden sehr begünstigt. Der Prinz, welcher die Prinzessin gerettet hatte, war der anerkannte Thronerbe, während seine drei Brüder die wichtigsten drei Ämter nach ihm bekleideten. Trotzdem waren sie nicht voll und ganz glücklich. Sie sehnten sich danach, das eigene Heimatland wiederzusehen. Der König kannte ihre Wünsche,

Digitized by Google

verweigerte aber deren Erfüllung, weil er fürchtete, daß sie abreisen und nie mehr wiederkehren würden. Zuletzt jedoch mußte er, bewegt durch ihr ernstes und beharrliches Flehen, ihnen die Abreise gestatten, und er gab ihnen Geld und Truppen auf die Reise mit.

Als die vier Prinzen in ihr Heimatland kamen, kämpften sie mit den Truppen des Vaters und besiegten sie. Wie nun der König vernahm, daß seine eigenen Söhne gegen ihn fochten, ging er ihnen entgegen, fiel vor ihnen zur Erde nieder und bat sie, vom Kampfe abzulassen. Er erzählte ihnen, daß er sie auf den Rat und das Drängen seines Lieblingsweſires hin verbannt hatte. Dann versöhnte sich der alte König mit seinen Söhnen und groß war darüber die Freude in der Stadt.

Am nächsten Tag wurde der Weſir hingerichtet.

Von der Zeit an ging alles glücklich. Zwei Prinzen kehrten in das andere Land zurück, um dort bei den Regierungsgeschäften mitzuhelfen, während die zwei anderen bei ihrem Vater blieben und ihn in allen Angelegenheiten tatkräftig unterstützten.

25. Der König der Ärzte

In dem reichen, weiten, glückseligen, fruchtbaren und volkreichen Lande Videha herrschte der König Virûdhaka, der fünfhundert Minister hatte. Der erste Minister Çakala führte die Regierungsgeschäfte so gerecht und dem Gesetze gemäß, daß alles Volk voll Verehrung auf ihn blickte. Dieser Çakala nahm sich aus gleichem Geschlecht eine Frau. Als er sich mit ihr vergnügt hatte, wurde ihm ein Sohn geboren, den man am 21. Tage nach der Geburt Gopâla nannte. Çakala vergnügte sich später nochmals mit seiner Frau und es wurde ihm ein zweiter Sohn geboren, den er Simha nannte. Wie der Vater durch

Digitized by Google

Tapferkeit und Überlegenheit in den fünf Künsten allen Ministern von Anfang an voranstand, so war es auch bei den Söhnen der Fall, die zu tüchtigen Männern heranwuchsen.

Dies aber konnten die Minister nicht ertragen. Sie berieten sich untereinander und begaben sich zum König. Als sich Gelegenheit bot, fragten sie den König, wer denn König sei. Der König antwortete: „Geehrte, was ist da zu fragen? König bin ich; wer anders sollte es sein?" Da erwiderten sie: „O König, Çakala ist König, nicht du bist es. Wenn er es einrichten könnte, würde er dich um die Herrschaft bringen, sich selbst das Diadem aufsetzen und selbst die Herrschaft an sich reißen." Der König merkte gar wohl, daß die Minister Çakala deshalb feindlich waren, weil er ihnen allen überlegen war. Aber die Könige befürchten gleich den Krähen den Tod und so dachte der König Virûdhaka, als ihn die Minister noch einmal vor Çakala warnten, daß sie ohne Zweifel die Wahrheit sprächen. Und er fing an, Çakala zu mißtrauen und ihn zu tadeln.

Da man in der Welt Freunde, Feinde und Gleichgültige hat, so begannen wieder andere, Çakala darauf aufmerksam zu machen, daß der König ihm etwas anhaben wolle und er demnach eine Vorkehrung treffen müsse. Çakala überlegte, wohin er sich wenden solle. Ginge er nach Çrâvastî, so sei daselbst, da es auch königliches Gebiet sei, dieselbe Gefahr; ebenso wenn er nach Vârânasî, nach Râdschagrha oder nach Tschampâ sich begeben wolle. Nur in Vaiçâlî herrsche das Volk; wenn dort zehn zufrieden wären, so wären zwanzig unzufrieden; er wolle also lieber dahin gehen. Daher sandte er einen Boten zu den Bewohnern von Vaiçâlî mit der Mitteilung, daß er im Schutze ihrer Macht verweilen möchte. Sie antworteten ihm voll Achtung, daß er nach Vaiçâlî kommen möge, er sei willkommen.

Darauf rief der erste Minister Çakala seine Verwandten

Digitized by Google

zusammen und sagte ihnen: „O Geehrte, da ich nach Vaiçâlî ziehe, so mögen diejenigen von euch, die hier zufrieden sind, hier bleiben, wer es aber nicht ist, bereite sich und ziehe mit.“ Auch den Rinder- und Büffelhirten befahl er, die Rinder und Büffel nach Vaiçâlî zu treiben, und hieß seine Dienstleute sich zur Reise dorthin bereit machen. Hierauf ging er zum König, berührte seine beiden Füße und sprach: „O König, da ich eine kleine Angelegenheit habe, so gestatte, daß ich nach dem Lusthain gehe.“ Der König gab seine Genehmigung. Nachdem Çakala den Lusthain hatte kehren lassen, füllte er die Wagen mit Schätzen, die er oben mit Speise und Trank bedecken ließ, und zog davon. Als die Minister gehört hatten, daß Çakala entwichen sei, kamen sie eiligst zum Könige und meldeten es. Der König befahl ihnen, den Entflohenen zurückzuholen. Sie rüsteten ein viergliedriges Heer aus, holten Çakala ein und forderten ihn auf, dem Befehl des Königs zu gehorchen und umzukehren. Er entgegnete: „Geehrte! Seit lange schon habet ihr daran gedacht, ob ich nicht sterben oder entweichen würde. Dies ist jetzt fast ohne alle Schwierigkeit geschehen. Gehet daher nachhause und saget, ich sei entkommen.“ Um der Meinung des Königs Genüge zu leisten, schossen die Minister Pfeile ab, kehrten aber um und meldeten dem Könige, daß Çakala entronnen sei. Der König war damit nicht zufrieden und schwieg, Çakala aber gelangte nach Vaiçâlî.

Zu jener Zeit waren in Vaiçâlî drei Regionen. In der ersten Region gab es 7000 Giebelhäuser mit goldenen Türmchen, in der mittleren 14000 Giebelhäuser mit silbernen Türmchen, in der letzten 21000 Giebelhäuser mit kupfernen Türmchen; in diesen drei Regionen wohnten die Vornehmen, die Mittleren und die Gemeinen der Ordnung nach. Das Volk aus Vaiçâlî hatte als Gesetz festgestellt, daß eine in der ersten Region geborene Tochter nur in der ersten Region, nicht aber in der mittleren oder letzten verheiratet werden dürfe, eine in der mittleren

Digitized by Google

Region geborene nur in der ersten und mittleren, eine in der letzten geborene aber in allen drei Regionen. Ferner war gesetzlich bestimmt, daß keine Verheiratung außerhalb Vaiçâlî stattfinden dürfe und daß das als Perle anerkannte Weib an keinen verheiratet werden, sondern dem Volk zum allgemeinen Genuß zustehen solle.

Da Çakala ein vornehmer Mann war, gab man ihm ein Haus in der ersten Region. Als er dort zu wohnen anfing, erschien er, obwohl dazu eingeladen, nicht in der Volksversammlung. Es fragten ihn deshalb die Bewohner, weshalb er nicht erscheine. Er antwortete: „Da mir gerade aus der Versammlung Unbill erwachsen könnte, begebe ich mich nicht hin." Da ermutigten ihn die Bewohner von Vaiçâlî zu kommen, es könne ihm kein Unrecht geschehen. Obwohl er nun in die Versammlung kam, gab er keine Meinung von sich. Sie aber forderten ihn auf, dies zu tun. Er jedoch meinte, er tue es deshalb nicht, weil ihm daraus Unrecht entstehen könnte. Da beruhigten sie ihn und sagten, es würde sich ihm daraus kein Verdruß ergeben. Als er darauf in der Volksversammlung erschien, gab er auch seine Meinung. Früher hatten die Einwohner von Vaiçâlî, an wen immer sie ein Sendschreiben richteten, es auf rauhe Weise getan. Seitdem aber Çakala seine Meinung abgab, fertigten sie Sendschreiben mit Freundlichkeit aus. Diejenigen, zu denen solche freundliche Sendschreiben gelangten, besprachen sich untereinander und suchten den Grund dieser Freundlichkeit zu ermitteln. Und sie erfuhren, daß dies geschehe, seitdem Çakala nach Vaiçâlî gekommen und an den Beratungen teilnehme.

Çakala verheiratete seine beiden Söhne Gopâla und Simha. Als sich Simha mit seiner Frau vergnügt hatte, wurde ihm eine Tochter geboren, welcher man an ihrem Geburtsfeste den Namen Vâsavî gab. Als die Zeichendeuter sie besehen hatten, erklärten sie, daß die Neugeborene einst einen Sohn gebären werde, welcher seinem

Digitized by Google

Vater das Leben nehmen, sich selbst das Diadem aufsetzen und die Herrschaft an sich reißen werde. Als sich Simha wiederum mit seiner Frau vergnügt hatte, wurde ihm eine zweite Tochter geboren, deren Geburt man auch feierlichst beging und der man den Namen Upavâsavî gab. Auch diese besahen die Zeichendeuter und erklärten, daß sie einen mit vortrefflichen Merkmalen versehenen Sohn zur Welt bringen werde.

Gopâla, der wild und von großer Kraft war, fügte den Einwohnern von Vaiçâlî großen Schaden zu, zerstörte ihre Lusthaine und verübte tausend Untaten. Daher ließ ihn Çakala kommen und befahl ihm, um das Volk nicht noch mehr aufzuregen, in eine ferne Gebirgsgegend zu ziehen und dort auf eigenen Feldern Ackerbau zu treiben. Gopâla befolgte den Befehl seines Vaters.

Einige Zeit danach starb der Führer Vaiçâlîs und das Volk wählte Çakala zum Führer. Nachdem er eine kurze Zeitlang dieses Amt inne gehabt hatte, starb auch er. Da kam das Volk von Vaiçâlî zusammen und beriet, wen man zum Führer einsetzen sollte. Einige sagten: „Da der vorzügliche Minister Çakala das Volk trefflich geschirmt hat, so setzen wir seinen Sohn ein.“ Andere sagten: „Sein Sohn Gopâla ist wild und von großer Kraft. Wenn wir diesen zum Führer wählen, wird ohne Zweifel das Volk in Zwietracht geraten. Dagegen ist sein jüngerer Sohn Simha brav, umgänglich und imstande, das Volk zufrieden zu stellen. Wenn es dem Volke gefällt, setzen wir diesen zum Führer ein.“ Als alle damit einverstanden waren, begab sich die Versammlung zu Simha und trug ihm das Führeramt an. Er entgegnete: „Da Gopâla mein älterer Bruder ist, so setzet ihn ein!“ Sie antworteten: „Ist etwa, o Simha, das Führeramt in deinem Geschlecht erblich? Nur derjenige wird zum Führer erwählt, an welchem das Volk Gefallen findet. Hast du keine Lust, so werden wir einen andern zum Führer einsetzen.“ Simha bedachte, daß es nicht gut wäre, wenn das Führeramt von seinem Hause

Digitized by Google

auf ein anderes überginge, und beschloß es lieber anzunehmen. Man setzte ihn darauf mit großen Ehren in das Amt ein. Wenn die Bewohner von Vaiçâlî früher ein Schreiben aussandten, dann schrieben sie: „Es sagt das Volk mit Çakala an der Spitze." Als nun um diese Zeit in dem Gebirgsorte, wo Gopâla auf seinen Feldern dem Ackerbau oblag, ein Schreiben angelangt war und Gopâla es geöffnet und gelesen hatte, fragte er, ob denn sein Vater gestorben sei. Früher hätten die Bewohner von Vaiçâlî geschrieben: „Es sagt das Volk mit Çakala an der Spitze", jetzt aber sei geschrieben: „Es sagt das Volk mit Simha an der Spitze." Da teilte man ihm mit, daß sein Vater gestorben und sein Bruder Nachfolger im Führeramt geworden sei. Gopâla ward unwillig, begab sich nach Vaiçâlî und fragte Simha, ob es in der Ordnung gewesen sei, den jüngeren Bruder zum Führer zu machen und ihn zu übergehen. Simha erzählte, wie die Sache geschehen war. Unmutig über diese Zurücksetzung beschloß Gopâla das Land zu verlassen und nach Râdschagrha zu ziehen. Er sandte einen Boten an den König Bimbisâra mit der Bitte, ihn in seine Dienste zu nehmen. Der König ließ ihm zurückmelden, daß er willkommen sei. So zog Gopâla in dieses Land und wurde vom König Bimbisâra zum ersten Minister ernannt.

Nach einiger Zeit starb des Königs Bimbisâra erste Gattin. Als der König, die Wange auf die Hand gestützt, betrübt dasaß, tröstete ihn Gopâla und sprach: „O König, sei nicht mißmutig! Mein jüngerer Bruder hat zwei Töchter von vollendeter Schönheit und Jugendfülle, welche gerade für dich passend wären. Von diesen wird nach den Vorausfagungen die eine einen Sohn gebären, welcher seinen Vater umbringen wird, die andere aber einen Sohn mit den vorzüglichsten Merkmalen zur Welt bringen. Es wird nun für dich, o König, diejenige herzuschaffen sein, von der vorausgesagt worden ist, daß sie einen Sohn mit den vorzüglichsten Merkmalen gebären werde." Damit

Digitized by Google

war der König einverstanden und Gopâla meldete seinem Bruder Simha, daß er seine Tochter Upavasâvî zu König Bimbisâra bringen solle, da sie des Königs erste Gattin werden würde. Simha schrieb ihm folgende Antwort: „Wohin es auch hinausläuft, werde ich nicht nur dich fragen, sondern du, welcher du das Maß der Dinge kennst, wirst wissen, was zu tun ist. Da es durch das Volk zum Gesetz erhoben ist, daß aus Vaiçâlî kein Mädchen nach außerhalb verheiratet werden darf, so mußt du selbst kommen und im Lusthain warten. Ich werde mich mit der Tochter in den Lusthain begeben und du wirst sie von dort entführen." Gopâla beurlaubte sich sofort beim König, bestieg den Wagen und fuhr nach Vaiçâlî. Dort angelangt, wartete er im Lusthain.

Zu dieser Zeit war einer der Torwarte von Vaiçâlî gestorben und unter den Dämonen wiedergeboren worden. Er gab den Bewohnern der Stadt folgende Weisung: „Da ich unter den Dämonen wiedergeboren bin, so gebet mir die Stellung eines Jakscha[1] und hänget mir eine Glocke um den Hals! Wenn irgendein Widersacher der Bewohner von Vaiçâlî erscheint, so werde ich so lange mit der Glocke läuten, bis er ergriffen ist oder davongeht." Da ließ das Volk eine Jakschastatue anfertigen und ihr eine Glocke um den Hals hängen. Dann stellte man sie unter Musik, Tanz und Gesang in der Torhalle auf und schmückte sie mit Blumen und Kränzen.

Simha, dem gemeldet worden war, daß Gopâla im Lusthaine warte, ging von dieser Feier gleich nach Hause und sagte zu Upavâsavî: „Da du dem König Bimbisâra zur Gattin gegeben wirst, so nimm deinen Schmuck und begib dich in den Lusthain!" Als sie ihren Schmuck zu nehmen begann, sah es Vâsavî und fragte, weshalb sie dies tue. „Ich werde verheiratet." — „An wen?" — „An den König Bimbisâra." Da meinte Vâsavî, das ginge nicht, da sie die ältere Schwester sei. „Ist es so, dann nimm

[1] Übermenschliche, dämonische Wesen.

Digitized by Google

du den Schmuck!" erwiderte Upavâsavî. Während sie noch sprachen, ertönte die Glocke. Die Bewohner von Vaiçâlî gerieten in Aufregung und glaubten, daß ein Feind in die Stadt gekommen sei. Voll Angst nahm Simha in der Meinung, es sei Upavâsavî, seine ältere Tochter Vâsavî mit und begab sich eiligst in den Lusthain. Dort nahm Gopâla, der ebenfalls ängstlich und verwirrt war, Vâsavî auf den Wagen und fuhr davon. Das Volk von Vaiçâlî aber setzte ihm nach. Als es ihn eingeholt hatte, begann man mit ihm zu kämpfen. Gopâla jedoch war in den fünf Kampfeskünsten tüchtig. Er traf fünfhundert Feinde ins Herz und rief dann: „O Geehrte! Da ich fünfhundert von euch ins Herz getroffen habe, die übrigen aber am Leben lassen will, so kehret um!" Sie antworteten: „Kein lebendes Wesen aus unserer Mitte ist umgekommen." Da forderte er sie auf, ihre Rüstungen abzulegen. Als sie dies getan hatten, sanken fünfhundert zu Boden und gaben ihr Leben auf. Da meinten die übrigen, dieser Mensch sei ein Râkschasa[1] und liefen voll Furcht davon. Nach Vaiçâlî zurückgekehrt, fingen sie an sich zu beraten und sprachen: „O Geehrte! An diesem unseren Feinde wollen wir des Königs Bimbisâra Söhne Rache nehmen lassen. Wir wollen dies auf eine Tafel schreiben und diese in eine versiegelte Kiste geben." Und so taten sie auch.

Mittlerweile war Gopâla in Râdschagrha[2] angekommen. Als er aus dem Wagen stieg, rief er: „Upavâsavî, komm!" Sie entgegnete: „O Oheim, ich bin nicht Upavâsavî, sondern Vâsavî." „Weshalb hast du es mir nicht gesagt?" fragte er. Sie aber antwortete nichts. Darauf ging er mißvergnügt und betrübt zum König. Dieser sprach: „O Gopâla, bist du gekommen? Sei willkommen!" — „Ich bin gekommen, o König." — „Hast du Upavâsavî mitgebracht?" — „O König, ich habe sie mitgebracht und nicht mitgebracht." — „Was soll das heißen?" — „Wäh-

[1] Menschenfressende Gespenster, die verschiedene Gestalten annehmen können. [2] Stadt im heutigen Behar.

Digitized by Google

rend ich der Meinung war, es sei Upavâsavî, habe ich Vâsavî mitgebracht." — „Schaffe sie her, daß ich sie sehe!" Als Vâsavî nun herbeigeführt ward und der König ihre vollendete Schönheit und Jugendfülle sah, so wurde er dermaßen von dem Weibe angezogen, daß er gleich nach dem ersten Anblick Liebe zu ihr faßte. Er sprach: „O Geehrte! Da ein Sohn, der seinen Vater tötet, dies nur der Herrschaft wegen tut, so werde ich, falls mir ein Sohn geboren werden sollte, ihm gleich nach der Geburt das Diadem aufsetzen." Darauf nahm er Vâsavî zur Gattin. Da sie aus Videha gekommen war, wurde sie Vaidehî genannt. Der König vergnügte sich mit ihr.

Einmal ging der König auf die Jagd und verfolgte eine Gazelle bis zur Einsiedelei eines mit den fünf Klarsichten begabten Rschi.[1] Das Wild floh in die Einsiedelei und wurde dort vom Pfeil des Königs getroffen. Da sagte der Rschi erzürnt: „Willst du, o Unheilskönig, während vor meiner Einsiedelei selbst reißende Tiere Scheu haben, die Gazelle töten, die sich in meinen Schutz begeben hat?" Als der Rschi den König durch solche Worte zur Rechenschaft zog, kam das Gefolge herbei und fragte, an wen diese Worte gerichtet seien. Der König sagte, daß sie auf ihn gingen, und fragte, welche Strafe einer solchen Zurechtweisung zukomme. Man antwortete, daß dafür Todesstrafe sei. „Ist es so," sprach der König, „so gebe ich den Rschi preis." Als man sich anschickte ihn zu töten, hegte der Rschi den Unheilswunsch, daß er, wo immer er wiedergeboren werden sollte, den König ums Leben bringe, der ihn ohne alle Schuld und ohne jeden Grund zum Tode führen lasse. Ferner bedachte der Rschi, daß solche Könige sehr verborgen lebten, sehr geschützt und bewacht würden und er, wenn er anderswo geboren werden sollte, wohl kaum eine Gelegenheit finden würde, sein Ziel zu erreichen. Deshalb müsse er unbedingt von der ersten Gattin dieses Königs zur Welt gebracht werden. Durch diesen

[1] Mit besonderem Wissen begabter Büßer.

Digitized by Google

Unheilswunsch wurde der Rschi von der Vâsavî geboren. An dem Tage, an welchem er empfangen wurde, fand ein Blutregen statt. Vâsavî empfand das Gelüste, aus dem Rücken des Königs Fleisch auszuschneiden und zu essen. Als sie dies dem Könige sagte, rief dieser die Zeichendeuter herbei und befragte sie. Sie gaben ihm den Bescheid, daß dies der Einfluß eines Wesens sei, welches den Leib seiner Gattin bezogen habe. Der König sann nun nach, wie er dies Gelüste befriedigen könnte. Einsichtsvolle Leute rieten ihm, ein baumwollenes Gewand mit Fleisch zu füttern, es anzulegen und der Gattin das Fleisch anzubieten. Dies tat er auch und bot der Vâsavî das Fleisch an. Sie glaubte, es sei das Fleisch des Königs, und verzehrte es. Dadurch ward sie von ihrem Gelüste befreit. Einige Zeit danach kam ihr das Gelüste, das Blut ihres Gatten zu trinken, und sie sagte es dem Könige. Dieser ließ sich an fünf Gliedern zur Ader, gab ihr das Blut zu trinken, und sie ward des Gelüstes ledig. Als neun Monate voll waren, wurde ein schöner, wohlaussehender Knabe geboren. An diesem Tage aber fand ein Blutregen statt. Der König rief die Zeichendeuter herbei und befragte sie. Sie antworteten: „O König! Soviel wir aus den Lehrsprüchen entnehmen können, wird dieser Sohn ohne Zweifel, nachdem er den Vater des Lebens beraubt haben wird, sich selbst das Diadem aufsetzen und die Herrschaft an sich reißen." Der König dachte: „Da er mich nur der Herrschaft wegen des Lebens berauben würde, wird er es wohl nicht tun, wenn ich ihm selbst die Herrschaft gebe."

Zu dieser Zeit lebte in Vaiçâlî ein Mann namens Mahânâman, in dessen Lustgarten ein Amrahain war. In diesem wuchs plötzlich ein Kadalîbaum empor und setzte sofort Blüten an, was der Hainwächter voller Staunen dem Mahânâman meldete. Dieser ließ die Zeichendeuter kommen und befragte sie. Sie gaben ihm den Bescheid, er solle den Baum bewachen lassen. Nach Ablauf

Digitized by Google

von sieben Tagen werde der Stamm bersten und aus seinem Innern ein Mädchen hervorkommen. Über diesen Bescheid wunderte sich Mahânâman sehr, stellte in dem Hain sorgsame Wächter auf und fing an die Tage zu zählen. Als sieben Tage verflossen waren, ließ er den Lusthain von Steinen, Kies und Geröll reinigen und mit Sandelwasser besprengen, auch sehr duftendes Räucherwerk bereiten, viele seidene Gehänge ausspannen und Blumen streuen. Dann zog er mit Gesang und vielerlei Musik, von Freunden und Bekannten umringt, mit großem Gepränge samt seiner Gattin in den Lusthain hinaus. Nachdem er dort gespielt, sich erfreut und vergnügt hatte, barst der Stamm des Kadalîbaumes und daraus kam ein schönes, lieblich anzuschauendes, mit allen Gliedern versehenes Mädchen zum Vorschein. Mahânâman übergab das Mädchen seiner Gattin. Doch diese sagte: „O Herr, geruhe ihr einen Namen zu geben." Mahânâman sprach: „Da dieses Mädchen aus dem Amrahain stammt, soll sein Name Amrapâli sein."

Mahânâman erzog das Mädchen in seinem Hause und es wuchs zu einer schönen Jungfrau heran. Da erschienen, um sie werbend, aus den verschiedensten Ländern viele Königssöhne, Ministersöhne, Kaufleute, Handelsherren und Karawanenführer. Mahânâman bedachte, daß die Zurückgewiesenen unwillig werden würden, und hielt es in diesem Falle am klügsten, das Volk zu befragen. Als sich das Volk von Vaiçâlî versammelt hatte, sagte er: „„Geehrte Brahmanen und Hausbesitzer, höret! Nachdem ich aus dem Lusthain ein Mädchen erhalten hatte, habe ich es auferzogen. Da ich jetzt an eine Verheiratung mit einem meinem Geschlechte entsprechenden Manne denke, so möge das Volk dies erwägen." Die Männer von Vaiçâlî sagten: „O Hausbesitzer! Das Volk hat früher die Bestimmung getroffen, daß eine Perle von Weib nicht verheiratet werden dürfe, sondern dem Volk zum Genuß zustehe. Deshalb mußt du das Mädchen herbeiholen, damit wir schauen,

Digitized by Google

welcher Art es sei." Als Mahânâman darauf mit Amrapâli in die Versammlung trat und man ihre vollendete Schönheit und Jugendfülle sah, sperrte das ganze Volk vor Verwunderung die Augen auf. Und da man sie gründlich zu betrachten begonnen hatte, sagten einige: „O Hausbesitzer! Dies ist eine Perle von Weib und stehet deshalb dem Volke zum Genuß zu, darf also an keinen verheiratet werden."

Mahânâman ging mißvergnügt nach Hause. Als er, die Wange auf den Arm gestützt, in Gedanken versunken dasaß, sah ihn Amrapâli und fragte, weshalb er so verstimmt sei: „O Tochter! Du bist als Perle von Weib anerkannt worden und wirst deshalb dem Volke zum Genuß zustehen, so daß meine Wünsche nicht erfüllt werden." — „O Vater! Bist du von einem anderen abhängig?" fragte sie. — „O Tochter! Da früher das Volk das Gesetz aufgestellt hat, daß diejenige, die als Perle von Weib gilt, dem Volke zum Genuß zustehe, du aber als Perle von Weib anerkannt bist, so habe ich keine Macht." Sie sagte: „Wenn mir das Volk fünf meiner Wünsche gewährt, will ich ihm zum Genuß zustehen. Man soll mir ein Haus in der ersten Region geben; wenn ein Mann bei mir eingetreten ist, soll kein anderer Zutritt haben; derjenige, der eingetreten ist, soll fünfhundert Kârschâpanas[1] mitbringen; zu der Zeit, da man die Häuser untersucht, soll man mein Haus erst nach Ablauf von sieben Tagen untersuchen; die aus dem Hause Herauskommenden und in das Haus Eintretenden soll man nicht betrachten." Mahânâman legte dem Volke diese Wünsche der Amrapâli vor und das Volk war damit einverstanden. „Wenn sie ein Haus in der ersten Region verlangt, so kommt einer Perle von Weib ein Haus in der ersten Region zu. Verlangt sie, daß kein anderer Zutritt habe, wenn einer bei ihr eingetreten ist, so ist das auch richtig; denn da kein Groll so schlimm ist als der Groll wegen eines Weibes, so

[1] Kupfermünze.

Digitized by Google

könnte, wenn einer eingetreten ist und ein anderer hinzukäme, ohne Zweifel einer den anderen töten. Wenn sie die Bedingung stellt, daß derjenige, der eintritt, fünfhundert Kârschâpanas mitbringe, so hat dies ebenfalls seine Richtigkeit; ohne Zweifel braucht sie das Geld zu Kleidern und Schmuck. Verlangt sie, daß man ihr Haus erst nach Ablauf von sieben Tagen untersuche, so ist das auch richtig; was liegt für eine Gefahr darin, ob die Untersuchung früher oder später stattfindet? Wünscht sie, daß man die aus dem Hause kommenden und in das Haus eintretenden Männer nicht betrachte, so ist auch dies richtig. Da sie eine Hetäre[1] ist, würde niemand in ihr Haus eintreten, wenn er wüßte, daß die herauskommenden und eintretenden Menschen betrachtet werden." So wurden Amrapâli die fünf Wünsche gewährt und ihr Genuß stand dem Volke zu.

Als nun die Bewohner von Vaiçâlî des Liebesgenusses wegen ihr Haus zu besuchen anfingen, verloren einige, welche zu stark in der Macht der Gewohnheit waren, schon beim bloßen Anblick Amrapâlis ihre Lust, anderen geschah dies, sobald sie sie berührt hatten, so daß einige ihre Mannestat nicht ausübten und Amrapâli unbefriedigt blieb. Da meinte sie, daß sie unbedingt eine Vorkehrung treffen müsse, weil jene keine Männer wären. Sie beschied die in verschiedenen Gegenden wohnenden Maler zu sich und befahl ihnen, an den Wänden die Bildnisse von Königen, Ministern, Kapitalisten, Handelsherren, Kaufleuten und Karawanenführern, die sie gesehen hätten, zu malen. Als die Maler die Bildnisse angefertigt hatten, legte Amrapâli verschiedenen Schmuck an und, während sie die Gemälde einzeln betrachtete, fragte sie: „O Gelehrte, wer ist dies?" — „Dies ist König Pradjota." — „Wer ist dies?" — „Prasenadschit, König von Koçala." — „Wer dies?" — Der Vatsa-König Udajana." — „Wer dies?" — „Der Magadha-König Çreni Bimbisâra." — So

[1] Freudenmädchen.

Digitized by Google

fragte sie und die Maler nannten ihr alle. Als sie nun die Bilder betrachtet hatte, blieb ihr Auge an Bimbisâra haften, und sie hatte den Wunsch, daß doch ein Mann von solchem Wuchs und Umfange sich mit ihr der Liebe hingeben möge.

Um diese Zeit war der Magadha-König Bimbisâra eines Tages auf das Dach seines Palastes gestiegen und führte dort, von der Schar seiner Minister umringt, ungebührliche Gespräche. Er fragte, was für Hetären sie gesehen hätten. Da sagte Gopâla: „O König! Es gibt wohl auch andere, aber in Vaiçâlî ist eine Hetäre von überaus großer Schönheit und Jugendfülle, Amrapâli mit Namen; sie ist in den 64 Liebeskünsten erfahren und verdient es, von dir, o König, genossen zu werden." Der König erwiderte: „Ist es so, Gopâla, so werde ich nach Vaiçâlî gehen und mich mit ihr vergnügen." Gopâla machte ihn darauf aufmerksam, daß ihm von den Bewohnern der Stadt, die ihm seit lange feindlich gesinnt seien, Gefahr drohen könne. Der König aber meinte, daß Männer, die ein Mannesherz hätten, immerhin gehen könnten. Gopâla sagte: „O König, legt man nichtigen Dingen Wichtigkeit bei, so soll man gehen."

Der König bestieg den Wagen und begab sich mit Gopâla nach Vaiçâlî. Als sie dort angelangt waren, blieb Gopâla im Lusthain, der König aber ging in das Haus der Amrapâli. Da läutete die Glocke. Die Bewohner von Vaiçâlî gerieten in Aufregung und meinten, es sei ein Feind in die Stadt eingedrungen. Da nun ein großes Geschrei entstand, fragte König Bimbisâra, was dies bedeute. „O König, man untersucht die Häuser," antwortete Amrapâli. — „Warum?" — „Deinetwegen, o König." — „Was ist da zu machen? Soll ich fliehen?" — „O König, sei unbesorgt! Da man mein Haus erst nach Ablauf von sieben Tagen untersuchen wird, kannst du dich noch sieben Tage lang vergnügen. Vergnüge dich also! Sind sieben Tage um, so wirst du die Zeit kennen." — Als sich nun

Digitized by Google

Bimbisâra mit Amrapâli vergnügt hatte und sie durch ihn schwanger geworden war, sagte sie es ihm. Er aber gab ihr ein feines Zeug und einen Ring und sprach: „Wird es eine Tochter, so bleibe sie bei dir; wird es aber ein Sohn, so bekleide ihn mit diesem Zeuge, drücke das Siegel dieses Ringes auf seinen Hals und schicke ihn zu mir!"

Wie er nun das Haus verlassen und den Wagen bestiegen hatte und mit Gopâla wegfuhr, ertönte die Glocke. Die Bewohner von Vaiçâlî meinten, daß ein Feind erschienen sei, und sandten gegen ihn 500 mit Pfeil und Speer bewaffnete Mann aus. Als Gopâla diese erblickte, fragte er den König, ob er sich mit ihnen in einen Kampf einlassen oder den Wagen lenken solle. Der König antwortete: „Ich bin müde und werde den Wagen lenken, du aber kämpfe mit ihnen!" Als Gopâla sich nun in den Kampf einließ, erkannten ihn die Einwohner von Vaiçâlî und sagten: „O Geehrte! Dies ist ein Râkschasa von Mensch, lasset uns umkehren!" Sie kehrten nach Vaiçâlî zurück und stellten als Gesetz auf, daß sie an diesem ihrem Feinde die Kinder von Bimbisâra Rache nehmen lassen wollten.

Wie nun neun Monate verflossen waren, gebar Amrapâli einen schönen, wohlaussehenden Knaben. Dieser wuchs heran. Eines Tages spielte er mit anderen Knaben von Vaiçâlî. Diese sagten in beleidigenden Worten zu ihm: „Sohn einer Sklavin! Da du unter den vielen Hunderttausenden geboren bist, wer ist dein Vater?" Der Knabe lief weinend zur Mutter und erzählte alles. Sie aber sagte: „Wenn man dich wiederum fragt, so sage ihnen: „Keiner von euch hat einen solchen Vater wie ich! Wenn sie fragen, wer es sei, so sage ihnen, daß es der König Bimbisâra ist." Wie nun die Kinder wieder einmal spielten und die anderen ihn so fragten, antwortete er, daß keiner von ihnen einen solchen Vater wie er hätte. „Wer ist es?" fragten sie. Als er den König Bimbisâra nannte, so schlugen sie ihn um so mehr, da er ihren Feind zum

Digitized by Google

Vater habe. Weinend erzählte er alles der Mutter. Diese bedachte, daß die Bewohner von Vaiçâlî sehr wild und kräftig seien und sie gelegentlich ihren Sohn auch töten könnten. Und als sie nun sah, daß sehr viele Kaufleute mit Waren nach Râdschagrha zogen, sprach sie zu ihnen: „Versiegelt eure Gefäße mit dem Siegel dieses Ringes und ihr werdet ohne Abgaben durchkommen! Diesen Knaben führet in den Palast des Königs, nachdem ihr das Siegel dieses Ringes an seinem Halse abgedrückt habt!" Die Kaufleute versprachen dies zu tun. Hierauf gab Amrapâli dem Knaben eine Perlenschnur und sprach: „O Sohn! Wenn du zum König kommst, lege ihm die Perlenschnur auf die Füße und klettere an seine Brust! Sollte jemand sagen: ‚Dies ist ein Knabe, der keine Furcht kennt', so frage, ob ein Sohn etwas vom Vater zu fürchten habe." Als nun der Knabe mit den Kaufleuten nach Râdschagrha gelangt war, badeten sie ihn, drückten ihm das Siegel auf und führten ihn an das Tor des Palastes. Er ging hinein, legte dem König die Perlenschnur auf die Füße und kletterte an seine Brust. Da sagte der König: „Dieser Knabe scheint keine Furcht zu haben." Er aber antwortete: „Hat etwa ein Sohn etwas von seinem Vater zu fürchten?" Da der König so das Wort „furchtlos" ausgesprochen hatte, wurde der Knabe Prinz Abhaja genannt.

König Bimbisâra, der nach anderen Weibern stetes Verlangen trug, bestieg eines Tages seinen Elefanten und durchwandelte die Straßen der Stadt, seine Augen hin und her richtend. Zu dieser Zeit lebte in Râdschagrha ein überaus reicher Handelsherr, der gerade mit Waren in die Fremde gezogen war. Während seiner Abwesenheit wurde seine Frau bei süßer Speise und schöner Kleidung durch Begehrlichkeit gequält. Als nun der König Bimbisâra auf dem Elefanten in die Nähe des Hauses gelangt war, saß sie am Fenster und warf ihm einen Blumenkranz zu. Der König forderte sie auf herabzukommen. Sie aber sagte: „O König! Ich scheue mich, tritt du vielmehr bei

Digitized by Google

mir ein!“ Dies tat auch der König. Er vergnügte sich mit ihr, und da sie gerade zu der Zeit ihre Regeln gehabt hatte, wurde sie schwanger. Als sie davon dem König Mitteilung machte, gab er ihr einen Siegelring und buntes Zeug und sagte: „Wird dir ein Sohn geboren, so kleide ihn in dieses Zeug, befestige ihm das Siegel dieses Ringes am Halse und schicke ihn zu mir! Wird dir aber ein Mädchen geboren, so soll es bei dir bleiben.“ Der Handelsherr kehrte nach beendigten Geschäften zurück. In die Nähe von Rádschagrha gelangt, sandte er seiner Frau die Nachricht: „O Gute, freue dich! Ich bin nach vollendeten Geschäften glücklich angelangt und werde an dem und dem Tage kommen.“ Da bedachte sie, daß sie sich ein solches Vergehen hatte zu Schulden kommen lassen und wußte nicht, was sie anfangen sollte, wenn der Mann käme. In ihrer Bedrängnis gab sie dem Könige davon Nachricht und dieser ließ ihr zurückmelden, sie solle getrost sein, er werde es so einrichten, daß der Mann nicht so bald zurückkehren werde. Zugleich sandte er einen Boten zum Karawanenführer mit dem Bedeuten, daß bestimmte Edelsteine nötig seien und daß er nur zurückkehren dürfe, wenn er sie mitbringe. So mußte der Handelsherr der Edelsteine wegen einen weiten Weg machen.

Als neun Monate verflossen waren, wurde der Frau des Handelsherrn ein schöner, wohlaussehender Knabe geboren. Da die Weiber, auch ohne geschult zu sein, kenntnisreich sind, fütterte sie ihn mit Butter und Honig, befestigte das Siegel des Ringes an seinem Halse, hüllte ihn in das Zeug, tat ihn in eine Kiste und befahl ihrer Dienerin, die Kiste an das Tor des königlichen Palastes zu stellen, ringsum Lampen brennen zu lassen und so lange zu weilen, bis jemand das Kind aufgenommen haben würde. So geschah es auch. Der König stand gerade mit dem Prinzen Abhaja auf dem Dach seines Palastes. Da erblickte er die Lampen vor dem Tore und befahl den Dienern nachzusehen, was dies bedeute. Die Diener mel-

Digitized by Google

deten, daß sich dort eine Kiste befinde. Der König befahl sie herbeizuholen; Prinz Abhaja aber bat den König, daß er ihm das geben möchte, was sich in der Kiste befinde. Seine Bitte wurde gewährt. Wie man nun die Kiste öffnete, kam ein Knabe zum Vorschein. Der König fragte, ob er lebe oder tot sei; man antwortete, daß er lebe. Als der König hierauf das Siegel und das Zeug erkannt hatte, übergab er den Knaben dem Abhaja. Dieser zog ihn auf. Da der König gefragt hatte, ob er lebe, und der Prinz Abhaja ihn ernährt hatte, erhielt der Knabe den Namen Dschîvaka Kumârabhanda.[1]

Als Dschîvaka herangewachsen war und mit Abhaja in leerem Gespräche dasaß, meinte Abhaja, daß sie eine Kunst lernen müßten, um später ihr Brot zu finden, weil bereits vor der Geburt des Adschâtaçatru diesem Sohne des Königs die Herrschaft vorher verkündet worden sei. Wie sich beide so berieten, kam ein weißgekleideter Wagenbauer, von weißgekleideten Männern umringt, in den Palast des Königs. Prinz Abhaja fragte Leute des Königs, wer dies sei. Sie antworteten ihm, daß es ein Wagenbauer sei. — „Was erlangt er?“ — „Seinen Unterhalt.“ Da dachte Abhaja, daß auch er nach eingeholter Erlaubnis des Königs den Wagenbau erlernen könnte. Er begab sich zum König und teilte ihm seine Absicht mit. Der König fragte, ob er sich dadurch sein Brot verdienen wolle. — „O Vater!“ erwiderte er, „des Königs Söhne pflegen alle Künste zu lernen.“ — „Ist es so, o Sohn, so lerne den Wagenbau!“ Und Abhaja begann den Wagenbau zu erlernen.

Auch Dschîvaka sah einen weißgekleideten Arzt, von weißgekleideten Männern umringt, in den Palast des Königs treten und fragte, wer dies sei. Man antwortete: „Es ist ein Arzt.“ — „Was tut er?“ — „Er heilt.“ — „Was erlangt er?“ — „Wenn ein Kranker hergestellt wird, erhält er seinen Lohn; stirbt aber der Kranke, so erhält er

[1] Beide Namen sind Personifikationen der Heilkunde.

Digitized by Google

keinen, wenn er nicht ausnahmsweise gegeben wird." Da meinte Dschîvaka, daß er die Heilkunde erlernen müsse. Er begab sich zu seinem Vater und teilte ihm diese Absicht mit. Der König fragte: „Was willst du mit der Heilkunde machen, da du doch ein Königssohn bist!" „O Vater!" erwiderte er, „des Königs Söhne pflegen alle Künste zu lernen. — „O Sohn, ist es so, so erlerne die Kunst!" Und Dschîvaka fing an die Heilkunde zu erlernen.

Um auch die Schädelöffnung zu erlernen, wollte er nach Takschaçilâ[1], zum König der Ärzte Atreja, ziehen, von dem er gehört hatte, daß er die Kunst der Schädelöffnung verstehe. Er begab sich zum Könige und sagte ihm, daß er nach Takschaçilâ wolle. — „Warum?" — „Es lebt daselbst der König der Ärzte Atreja, welcher die Kunst die Hirnschale zu öffnen versteht. Dies will auch ich lernen." — „Willst du, o Sohn, davon leben?" — „O König, entweder muß man die Heilkunde nicht erlernen oder man muß sie gut erlernen." — „O Sohn, ist es so, so zieh hin!" Er schrieb einen Brief an den König Puschkarasârin: „Mein Sohn begibt sich, um die Heilkunde zu erlernen, zu Atreja. Versieh du ihn mit allen Dingen, die er nötig hat!" Als Dschîvaka in Takschaçilâ angelangt war und der König sein Schreiben gelesen hatte, übergab ihn dieser dem Atreja mit dem Befehle, daß er den Königssohn in der Heilkunde unterrichte. Dieser Unterricht hatte bald großen Erfolg, denn Dschîvaka erfaßte die Sache vortrefflich bei der geringsten Andeutung. Wenn Atreja zum Krankenbesuch ging, pflegte er einen Brahmanensohn mitzunehmen. Einmal nahm er auch Dschîvaka mit. Nachdem er ihm die Weisung gegeben hatte, die und die Mittel dem Kranken zu geben, ging er fort. Dschîvaka dachte: „Hier hat sich der Meister geirrt. Wenn der Kranke diese Arznei zu sich nimmt, wird er noch heute sterben. Ich werde ihm eine andere geben." Er ging mit Atreja zusammen hinaus und, nachdem er wieder eingetreten war,

[1] Stadt im nordwestlichen Indien, das Taxila der Griechen.

Digitized by Google

sagte er: „Der Arzt hat mir draußen aufgetragen, eine andere Arznei zu geben als die verordnete.“ Er gab eine andere Arznei und der Kranke wurde gesund. Als Atreja am nächsten Tag zu diesem kam, verordnete er nochmals dasselbe Mittel. Man fragte, ob das zuerst oder später Verordnete zu geben sei. Auf seine Frage, was er denn früher verordnet habe und was später, sagte man: „Das eine Mittel hast du selbst angeordnet, als du anwesend warst, das andere hast du dem Dschîvaka aufgetragen.“ Da dachte der Arzt: „Ich habe mich versehen, Dschîvaka aber hat große Einsicht.“ Und er befahl, das von Dschîvaka angewiesene Mittel zu geben.

Durch diese und andere Vorfälle wurde das Wohlgefallen, welches Atreja an Dschîvaka hatte, von Tag zu Tag größer. Wohin er ging, dorthin nahm er ihn mit. Die anderen Brahmanensöhne sprachen: „O Lehrer! Du hast dein Wohlgefallen an ihm, weil er ein Königssohn ist, und gibst ihm Anweisung, uns aber nicht.“ Er entgegnete: „Es verhält sich nicht also, sondern Dschîvaka hat große Einsicht und vermag von selbst zu erraten, was ich ihm andeute.“ Sie sagten: „O Lehrer! Woher weißt du dies?“ Er aber antwortete: „Daß es sich so verhält, will ich euch beweisen.“ Er schickte alle, auch Dschîvaka, auf den Markt und gab jedem den Auftrag, den Preis einer bestimmten Ware zu erfragen. Die Brahmanensöhne handelten so, wie es ihnen aufgetragen war; Dschîvaka tat es ebenfalls, aber dachte: „Wenn der Meister nach dem Preise anderer Waren fragt, was soll ich da sagen? Ich werde mich daher nach dem Preise aller Waren erkunden.“ Zum Lehrer zurückgekehrt, gaben alle Bescheid über das ihnen Aufgetragene. Atreja fing nun an nach dem Preise anderer Waren zu fragen: „O Brahmanensohn, was kostet die und die Ware?“ Der Gefragte antwortete, daß er dies nicht wisse. Ebenso antworteten die anderen, als sie gefragt wurden. Nur Dschîvaka kannte den Preis aller Waren und konnte daher jede Frage beantworten. Da

Digitized by Google

sprach Atreja: „O Brahmanensöhne! Sehet, dies ist der Grund, weshalb ich gesagt habe, daß Dschîvaka, da er von vorzüglicher Einsicht ist, auch bei einer geringen Anleitung die Sache von selbst errät. Ich werde es euch auch noch ferner beweisen."

Er sprach zu ihnen: „Gehet zum Kieferberge und holet von dort dasjenige, was kein Heilmittel ist!" Sie begaben sich hin und holten von dort dasjenige, was kein Heilmittel ist. Dschîvaka aber bedachte, daß es kaum etwas gebe, was nicht Heilmittel wäre, und brachte nur einen Rohrknollen und ein Steinstückchen mit. Auf der Mitte des Weges traf er eine Büffelhirtin, welche einen Krug mit geronnener Milch und einen Sauertopf trug, um zu Atreja zu gehen, da sie sehr an den Augen litt. Als sie Dschîvaka von ihrem Leiden erzählte, zeigte er ihr ein dort in der Nähe befindliches Heilmittel, das sie anwandte und sofort geheilt wurde. Voll Freude sagte die Hirtin: „Nimm diesen Krug mit geronnener Milch und den Sauertopf!" Er aber nahm nur den Sauertopf und ging weiter. Die Brahmanensöhne sahen mitten auf dem Wege Elefantenspuren und fingen an sie zu betrachten. Als Dschîvaka herbeikam, fragte er, was da wäre. „Spuren eines Elefanten," sagten sie. „Mit nichten," bemerkte er. „Das sind Spuren einer Elefantin, die auf dem rechten Auge blind ist und noch heute ein Junges werfen wird. Auf ihr ist ein Weib geritten, das ebenfalls auf dem rechten Auge blind ist und noch heute einen Sohn gebären wird."

Daheim zeigte jeder das, was er mitgebracht hatte. Atreja sagte: „O Brahmanensöhne! Alles dies sind Heilmittel, dieses hier hilft bei der und der Krankheit, die anderen bei anderen Krankheiten." Als nun Dschîvaka gefragt wurde, was er mitgebracht habe, sagte er: „O Lehrer! Alles ist Heilmittel, es gibt nichts, was es nicht wäre. Allein ich habe einen Rohrknollen, ein Steinstückchen und einen Sauertopf mitgebracht." „Wozu nützen diese?"

Digitized by Google

fragte der Meister. „Ist man von einem Skorpion gestochen, so wird mit dem Rohrknollen geräuchert, mit dem Sauertopf geheilt, mit dem Steinstückchen zur Herbstzeit der Krug mit geronnener Milch zerschlagen.“ Atreja lachte. Da die Brahmanensöhne meinten, daß der Lehrer ihm zürne, sagten sie: „O Lehrer! Meinst du, dies sei das einzige? Als wir mitten auf dem Wege Spuren eines Elefanten sahen, behauptete er, das seien die Spuren einer Elefantin; auch sei diese auf dem rechten Auge blind und trächtig und werde noch heute ein Junges werfen; auf ihr habe ein Weib gesessen, auch dieses sei auf dem rechten Auge blind und schwanger und werde heute einen Sohn gebären.“ Atreja fragte: „O Dschîvaka, ist es wahr?“ — „Ja, o Meister.“ — „Wie wußtest du es, ob es Spuren eines Elefanten oder einer Elefantin waren?“ Er entgegnete: „O Meister! Wie sollte ich es nicht wissen, da ich in einem königlichen Geschlecht groß geworden bin. Die Spuren eines Elefanten sind rund, die einer Elefantin länglich.“ — „Wie wußtest du, daß sie auf dem rechten Auge blind war?“ — „Weil sie an der linken Seite Gras gefressen hat.“ — „Wie wußtest du, daß sie trächtig ist?“ — „Weil sie beide Füße drückend gegangen war.“ — „Wie weißt du, daß sie noch heute werfen wird?“ — „Weil mit dem Harn Fruchtwasser abgegangen war.“ — „Wie wußtest du, daß sie ein männliches Junge werfen wird?“ — „Weil sie mit dem rechten Fuße mehr gedrückt hatte.“ — „Wie wußtest du, daß ein Weib auf der Elefantin geritten war?“ — „Weil sie, als sie heruntergestiegen war, zwischen den Beinen geharnt hatte.“ — „Wie wußtest du, daß auch sie auf dem rechten Auge blind ist?“ — „Weil sie auf der linken Seite Blumen pflückend gegangen war.“ — „Wie wußtest du, daß sie schwanger war?“ — „Weil der Absatz ihres Fußes meist eingedrückt hatte.“ — „Wie wußtest du, daß sie noch heute einen Knaben gebären werde?“ — „Weil der Harn mit Schmutz von ihr abgegangen war. Bestimmt

Digitized by Google

verhält sich alles so. Wenn du mir aber keinen Glauben schenkst, so schicke einige Brahmanensöhne in die Herberge!" Atreja tat dies und es erwies sich alles so, wie Dschîvaka gesagt hatte. Da sagte Atreja zu den anderen Schülern: „O Brahmanensöhne! Habt ihr es vernommen? Auf solche Weise ist Dschîvaka von vorzüglicher Einsicht."

Dschîvaka hatte die ganze Heilkunde mit Ausschluß der Öffnung der Hirnschale erlernt. Ein Mann, der von einer Gehirnkrankheit ergriffen war, begab sich eines Tages zu Atreja und bat, daß er ihn behandle. Atreja erwiderte, er solle an dem Tage eine Grube graben und Mist bereiten, am nächsten Tage werde er ihn behandeln. Als Dschîvaka davon hörte, ging er zu Atreja und sprach: „O Freund! Alles was ich erlernt habe, habe ich zum Besten der Menschen erlernt. Da ich aber das Öffnen der Hirnschale noch nicht erlernt habe, so verstecke mich, damit ich sehe, wie du die Sache machst!" Atreja versprach es so zu tun und wies ihm ein Versteck an. Dann steckte er den kranken Mann in die Grube, öffnete ihm die Hirnschale und wollte den Wurm mit der Zange packen. Dschîvaka aber rief: „O Lehrer! Packe ja nicht hitzig an! Es könnte sonst der Sohn vornehmer Familie noch heute sterben." Atreja fragte: „Wie soll ich denn den Wurm packen?" „O Lehrer," sagte Dschîvaka, „erhitze die Zange, berühre damit den Rücken, und hat der Wurm Arme und Füße zusammengezogen, so wirf ihn fort!" Als es der Arzt so getan hatte, wurde der Kranke geheilt. Atreja aber sprach: „O Dschîvaka! Da ich sehr erfreut bin, so nimm ein Bad und komme! Ich werde dir die Art und Weise, wie man die Hirnschale öffnet, mitteilen." Dschîvaka nahm ein Bad und ließ sich dann von Atreja die Öffnung der Hirnschale zeigen. Hernach sprach dieser: „O Dschîvaka! Da ich hiervon mein Brot habe, so übe diese Kunst nicht hier zu Lande." — „O Lehrer, so werde ich handeln." Mit diesen Worten bezeigte er Atreja seine Verehrung, begab sich dann zum König Puschkarasârin und meldete

Digitized by Google

ihm, daß er die Heilkunde erlernt habe und deshalb wieder fortziehe.

Zu der Zeit gab es im Grenzlande Widersacher Puschkarasârins, die Pândavas hießen. Da sagte der König: „O Dschîvaka! Weil im Grenzlande die Pândavas meine Widersacher sind, so bringe du sie durch die Macht deiner Einsicht zur Niederlage und komm dann zurück! Dann wollen wir nach Art und Weise der Welt verfahren." Dschîvaka versprach es ihm und als er hierauf mit einem viergliedrigen Heere ausgezogen war, brachte er den Pândavas des Grenzlandes eine Niederlage bei, nahm Geisel und Tribut und übergab beides dem König. Hocherfreut beschenkte dieser Dschîvaka, letzterer aber Atreja.

Hierauf zog Dschîvaka fort und brachte den Sommer in Bhadramkara zu. Als er daselbst das Çâstra „Sprache aller Geschöpfe" kennen gelernt hatte, brach er von Bhadramkara auf. Auf dem Wege sah er einen Mann mit einer Tracht Holz zur Stadt gehen, von dem nur Haut und Knochen übrig waren und dessen ganzer Körper tropfte. „He Freund! Wie bist du in einen solchen Zustand geraten?" fragte Dschîvaka. Der Mann antwortete: „Ich weiß es auch nicht. Seit ich diese Holzlast trage, bin ich in diesen Zustand geraten." Da untersuchte Dschîvaka das Holz sorgfältig. Dann fragte er: „O Freund! Verkaufst du dieses Holz?" — „Ja." — „Um welchen Preis?" — „Um fünfhundert Kârschâpanas." Dschîvaka kaufte das Holz und als er es ansah, erblickte er den alle Wesen zum Glauben bringenden Edelstein, dessen Kraft diese ist, daß er vor einen Kranken gestellt die im Hause befindlichen Gegenstände hell beleuchtet und so offenbar macht, welcher Art die Krankheit ist.

Hierauf gelangte Dschîvaka in das Udumbaraland. Dort sah er einen Mann, der mit einem Maße maß und sich dann damit auf den Kopf schlug und verletzte. Er fragte den Mann, warum er dies tue. „Mein Kopf juckt mich

Digitized by Google

sehr," war die Antwort. „Komm her, ich werde ihn besehen." Der Mann legte sich nieder und Dschîvaka besah den Kopf. Darauf legte er ihm den alle Wesen zum Glauben bringenden Edelstein auf den Kopf und sofort ergab es sich, daß ein Hundertfuß da war. Er sagte: „O Mann! In deinem Kopfe steckt ein Hundertfuß." Da berührte der Mann die beiden Füße des Arztes und bat ihn zu heilen. Dschîvaka versprach es und dachte, es so zu tun, wie er es bei seinem Lehrer gesehen hatte. Er sprach: „O Mann! Heute grabe eine Grube und halte Mist bereit, morgen werde ich dich behandeln." Der Mann ging fort, nachdem er die beiden Füße Dschîvakas berührt hatte. Dieser steckte am folgenden Tage den Mann in die Grube, öffnete die Hirnschale mit dem Öffnungsinstrument, berührte den Rücken des Hundertfußes mit der heiß gemachten Zange, packte das Tier, als es die Arme und Füße zusammenzog, mit der Zange und warf es hinaus, so daß der Kranke genas. Der Mann gab Dschîvaka fünfhundert Kârschâpanas, der sie dem Atreja schickte.

Hierauf gelangte Dschîvaka nach dem Rohitakalande. Dort war ein Hausbesitzer gestorben, der einen Lusthain mit vorzüglichen Blumen, Früchten und Wasser besaß. Weil er den Garten überaus lieb gehabt hatte, wurde er daselbst unter den Unholden wiedergeboren. Dieser Dämon tötete nacheinander zwei Wächter des Lusthaines, worauf sein Sohn, der den Besitz geerbt hatte, den Garten aufgab. Bald darauf gelangte ein von allen Ärzten aufgegebener Wassersüchtiger in jenen Lusthain, schlug darin sein Nachtlager auf und meinte, es käme nicht darauf an, wenn der Dämon ihn tötete. Es übernachtete aber auch Dschîvaka in diesem Lusthain. Als nun der Dämon jenen Wassersüchtigen zu bedrohen anfing, trat die Wassersucht hervor und sprach: „Weshalb bedrohst du diesen Mann, den ich schon in Beschlag genommen habe? Ist niemand da, der dich mit Ziegenhaarrauch räuchert, wodurch du

Digitized by Google

gezwungen wäreſt, zwölf Jodſchana[1] weit davonzulaufen?" Da erwiderte der Dämon: „Iſt niemand da, welcher Rettigſamen in gequirlter Butter geſtoßen geben könnte? Dadurch würdeſt du in Stücke zerbröckelt werden." Dies alles hatte Dſchîvaka gehört. Er begab ſich am Morgen zu dem Beſitzer des Luſthaines und fragte ihn, warum er den an Blumen, Früchten und Waſſer reichen Garten aufgegeben habe. Der Hausbeſitzer erzählte ihm, wie alles gekommen war. Da ſagte Dſchîvaka: „Räuchere mit Ziegenhaarrauch, dann wird der Dämon zwölf Jodſchana weit davonlaufen!" Der Hausbeſitzer tat alſo und der Dämon entwich zwölf Jodſchana weit. Da gab der Hausbeſitzer dem Dſchîvaka 500 Kârſchâpanas, die dieſer ebenfalls an Atreja ſchickte. Hierauf fragte Dſchîvaka den Waſſerſüchtigen, warum er ſich in dem von dem Dämonen bewohnten Haine aufhalte. Dieſer erzählte ihm, wie alles geſchehen war. Dſchîvaka ſprach: „Trinke in gequirlter Butter geſtoßenen Rettigſamen und du wirſt geneſen!" Der Mann nahm dieſes Mittel ein und wurde geſund. Auch er gab dem Dſchîvaka 500 Kârſchâpanas, die dieſer ebenfalls an Atreja ſandte.

Hierauf gelangte Dſchîvaka nach Mathurâ, wo er außerhalb der Stadt unter einem Baume ausruhte. Zu der Zeit war ein von ſeinem Gegner geſchlagener Ringkämpfer daran geſtorben, daß ſeine Eingeweide in Unordnung geraten waren. Man hatte den Leichnam vor die Stadt geſchafft. Auf dem Baume hatte eine Geierin das Neſt. Ihre Jungen ſchrien: „Mutter, gib uns Fleiſch!" Sie fragte: „Kinder, wo iſt Fleiſch?" Die Jungen antworteten: „O Mutter! Da jener im Ringkampf erſchlagene Mann aus der Stadt herausgeſchafft wurde, iſt Fleiſch da." Die Alte aber ſprach: „O Kinder! Da der König der Ärzte Dſchîvaka hergekommen iſt, wird er ihn wieder geſund machen." — „Mutter! Wie kann er dies tun?" — „Wenn er ſeine Eingeweide mit einem Pulver berührt

[1] Indiſches Längenmaß.

Digitized by Google

haben wird." Dies alles hörte der unter dem Baume ruhende Dschîvaka. Er stand auf und begab sich zu dem Leichnam. Dort fragte er die Umstehenden: „O Geehrte, was ist dies?" Man antwortete: „Es ist ein Mann, der im Ringkampf niedergeschlagen wurde und gestorben ist." Dschîvaka sagte: „Leget ihn hin, daß ich ihn sehe!" Man legte den Toten hin und Dschîvaka setzte den alle Wesen zum Glauben bringenden Edelstein auf den Kopf des Mannes. Als er gesehen hatte, daß die Eingeweide des Mannes in Unordnung geraten waren, blies er durch ein Schilfrohr Pulver hinein, und sowie das Pulver die Eingeweide berührt hatte, erwachte der Tote. Auch er gab dem Dschîvaka 500 Kârschâpanas, welche dieser ebenfalls an Atreja sandte.

In Mathurâ war ein Hausbesitzer, der eine Frau von vollendeter Schönheit und Jugendfülle hatte, die er überaus liebte. Als er gestorben war, wurde er als Wurm im Unterleibe seiner Frau wiedergeboren, so daß diejenigen umkamen, welche sich mit ihr vergnügten. Deshalb wollten sich einige gar nicht mehr mit ihr einlassen. Als diese Frau nun hörte, daß der Arzt Dschîvaka gekommen sei, ging sie zu ihm und sagte, daß sie krank sei und er sie behandeln solle. Dschîvaka sah sie an und faßte Liebe zu ihr. Er sprach: „Ich gelobe dir dich zu heilen, wenn du dich mit mir vergnügst." Sie entgegnete: „Ich scheue mich." Da er ihr aber erklärte, daß er sie sonst nicht heilen könnte, ging sie darauf ein. Er befahl ihr sich zu entkleiden und entfernte den Wurm auf ähnliche Weise wie in der folgenden Erzählung den ins Ohr gekrochenen Hundertfuß. Die Kranke genas. Da sie aus Leidenschaft überaus begehrlich war und ihm Andeutungen machte, hielt er sich beide Ohren zu und sagte: „Du bist einer Râkschasî gleich. Ich, der ich dich geheilt habe, bin damit zufrieden, daß ich es getan habe." Auch sie gab ihm 500 Kârschâpanas, die er ebenfalls an Atreja sandte.

Auf der Weiterreise gelangte Dschîvaka an das Ufer

Digitized by Google

des Jamunâflusses. Dort sah er einen Leichnam, der, als Fische an den Sehnen seiner Ferse zogen, die Augen aufschlug und lächelte. Als Dschîvaka dies alles betrachtet hatte, erkannte er den Zusammenhang, den eben die Sehnen mit den Knöcheln und übrigen Gliedern hatten. In Vaiçâlî angelangt, fand er dort einen Ringkämpfer, dem durch einen Faustschlag der Augapfel hervorgetreten war. Dschîvaka begab sich zu dem Manne, zog an den Sehnen seiner Ferse und brachte das Auge an seine Stelle. Auch dieser gab ihm 500 Kârschâpanas, welche er der Mutter Abhajas schenkte.

Zu Vaiçâlî lebte ein Mann, in dessen Ohr ein Hundertfuß gekrochen war und siebenhundert Junge erzeugt hatte. Der von seinem Ohrenleiden geplagte Mann begab sich zu Dschîvaka und bat ihn zu heilen. Dschîvaka dachte: „Früher habe ich nach der Anweisung meines Lehrers behandelt, nun will ich nach meiner eigenen Einsicht behandeln." Er sprach zu dem Manne: „Geh, mache eine Hütte aus Laub, bedecke sie mit blauem Zeuge, stelle unter sie eine Pauke und erwärme die Erde!" Der Kranke machte alles so, wie ihm befohlen worden war. Dann mußte er sich niederlegen. Dschîvaka besprengte die Erde mit Wasser, schlug darauf die Pauke und der Hundertfuß kam hervor, weil er annahm, es sei der Sommer gekommen. Dschîvaka legte nun ein Stück Fleisch ans Ohr, der Wurm kehrte um, kam dann mit seinen Jungen wieder heraus und packte mit diesen zusammen das Fleischstück. Da warf ihn Dschîvaka in den Fleischtopf und der Mann wurde gesund. Auch er gab dem Dschîvaka 500 Kârschâpanas, welche dieser der Mutter Abhajas schenkte.

Schließlich gelangte Dschîvaka nach Râdschagrha. Als der König von seiner Ankunft hörte, befahl er dem Prinzen Adschâtaçatru dem älteren Bruder entgegenzugehen. Dieser machte sich auch auf den Weg. Als Dschîvaka davon hörte, dachte er, wenn er auf diesen Empfang einginge, werde ihm Adschâtaçatru später, wenn er König geworden sein

Digitized by Google

würde, dies entgelten und Schaden zufügen. Deshalb kehrte er um und begab sich durch ein anderes Tor in die Stadt hinein.

Als hernach einmal Dschîvaka, von einer großen Menschenmenge umringt, einherwandelte, trat ein von einer Augenkrankheit befallener Brahmane an ihn heran und bat ihm ein Mittel anzuweisen. Unwillig sagte Dschîvaka: „Bestreu das Auge mit Asche!" Da der Mann einfältig war, tat er es und wurde gesund. Als nun ein anderer Augenkranker ebenfalls zu Dschîvaka gehen wollte, sah ihn jener Brahmane und fragte ihn, wohin er ginge. Nachdem ihm dieser seine Absicht kundgetan hatte, meinte er: „Wozu hast du Dschîvaka nötig? Tue das, was er mir verordnet hat!" Der andere schenkte ihm Glauben, bestreute die Augen mit Asche und wurde blind. — Zu dieser Zeit bildete sich auf dem Scheitel des Königs Bimbisâra ein Geschwür. Er befahl den Ministern Ärzte herbeizurufen. Diese kamen und der König hieß sie das Geschwür behandeln. Da sprachen die Ärzte: „O König! Was sollen wir da tun, wo doch der große Arzt Dschîvaka hier ist?" Der König befahl Dschîvaka zu rufen. Auf die Aufforderung des Königs ihn zu behandeln ging Dschîvaka nur unter der Bedingung ein, wenn der König ihm selbst gestatte ihn zu baden. Darauf salbte er mit Myrobalanen und mit zur Reife bringenden Stoffen und goß fünfhundert Krüge von mit solchen Stoffen gemischtem Wasser über das Geschwür. Als es zur Reife gelangt war, berührte er es unvermerkt mit einem Rasiermesser und preßte es aus. Darauf wandte er heilende Stoffe an und goß fünfhundert Krüge Wasser aus, das mit solchen Stoffen gemischt war. Und die Wunde heilte so, daß die Haut und die Haare gleichmäßig wurden. Als der König gebadet war, verlangte er, daß Dschîvaka sofort an die Operation gehen solle. Dieser antwortete: „O König! Geruhe etwas zu essen!" Nach dem Essen wiederholte der König nochmals seine Forderung. Da sprach Dschîvaka: „O König! Die

Digitized by Google

Operation ist bereits gemacht." Der König wollte es nicht glauben. Als er aber mit der Hand nachfühlte, konnte er die Stelle, wo die Wunde gewesen war, nicht finden. Er nahm den Spiegel und sah nach, konnte aber ebenfalls nichts sehen. Er fragte seine Gattin. Doch auch diese konnte die Stelle nicht ausfindig machen, wo das Geschwür gewesen war. Da geriet der König in großes Staunen und sprach zu den Ministern: „O Geehrte! Setzet Dschîvaka als König der Ärzte ein!" Jener blinde Mann aber fragte: „O König! Tust du es aus Liebe zu deinem Sohn oder wegen seiner Sachkenntnis, daß du ihn also einsetzen läßt?" Der König entgegnete: „Wegen seiner Sachkenntnis." Jener sagte: „Verhält es sich so, so hat dieser mich nicht hergestellt." Da sprach Dschîvaka: „O Mann! Ich habe dich nie gesehen, wie soll ich dich geheilt haben?" Der Blinde erwiderte: „Es ist richtig. Allein derjenige, dem du das Mittel angewiesen hattest, hat es mich gelehrt." — „Was hat er dich gelehrt?" — „Dies und dies." — Dschîvaka sagte: „Da deine Natur und die Natur jenes Mannes verschieden sind, so tue nun dies und dies und du wirst gesund werden!" Der Mann tat also, wurde gesund und sagte: „O König! Geruhe ihn als König der Ärzte einsetzen zu lassen." Man setzte Dschîvaka auf einen Elefanten und er wurde mit großem Gepränge als König der Ärzte gefeiert.

In Rådschagrha lebte ein Hausbesitzer, der von einer Drüsengeschwulst befallen war. Alle Ärzte hatten ihn aufgegeben, daher beschloß er zu Dschîvaka zu gehen. Könne dieser ihn heilen, so sei es gut; wo nicht, so wolle er sterben. Auf seine Bitte ihn zu heilen, sagte Dschîvaka, daß es schwer sei, die erforderliche Arznei zu finden. Da dachte der Mann: „Auch Dschîvaka hat mich aufgegeben. Was soll ich da machen? Da meine Zeit gekommen ist, will ich selbst ein Ende machen." Und er begab sich auf den Totenacker. Dort sah er, wie ein Ichneumon und eine Eidechse in Streit gerieten und in das Feuer fielen, in

Digitized by Google

welchem ein Leichnam verbrannt wurde. Von Hunger gequält, verzehrte der Mann beide, trank dann Regenwasser vom Totenacker und genoß schließlich in einer nahen Viehhürde Kodravabrei und mit Butter gemengte saure Milch. Da ging das Geschwür auf und nachdem es nach oben und nach unten abgeflossen war, war der Kranke gesund. — Zu dieser Zeit bildete sich bei der Vaidehî in der Gegend der Schamleiste ein Geschwür. Sie teilte es dem König mit und dieser befahl Dschîvaka, seine Stiefmutter zu heilen. Dschîvaka übernahm die Aufgabe, bereitete einen Brei und hieß Vaidehî sich darauf zu setzen. Dann betrachtete er den Brei und erkannte die kranke Stelle. Er wandte zur Reife bringende Mittel an und als er merkte, daß das Geschwür gereift war, verbarg er in dem Brei eine Lanzette und gab der Mutter Anleitung, wohin sie sich setzen und wieder erheben sollte. Sie tat so und das Geschwür ging auf, sowie es von der Lanzette berührt worden war. Nachdem es hierauf mit bitterem Wasser, das mit heilenden Stoffen gemischt war, gewaschen worden war, legte er heilende Stoffe auf und Vaidehî wurde hergestellt. Dschîvaka ging zum Könige, der ihn fragte, ob er die Stiefmutter geheilt habe. Er bejahte es. „Du hast sie doch nicht nackt betrachtet?" fragte der König. „Nein," antwortete jener. „Wie hast du es gemacht?" — Als der Arzt nun erzählte, wie er es angefangen hatte, geriet der König in großes Staunen und befahl den Ministern, Dschîvaka zum zweitenmal als König der Ärzte einzusetzen. Der Mann mit der Drüsengeschwulst, welchem Dschîvaka gesagt hatte, daß es schwer sei, ein Heilmittel für seine Krankheit zu finden, fragte den König, ob er seinen Sohn aus Liebe oder wegen seiner Sachkenntnis zum Könige der Ärzte einsetzen lasse. Der König sagte: „Wegen seiner Sachkenntnis." „Wenn es sich so verhält, so hat dieser mich nicht geheilt," erklärte der Mann. Da sprach Dschîvaka: „O Mann! Ich habe dich nicht behandelt, sondern dir nur gesagt, daß es schwer

Digitized by Google

sei, ein Heilmittel zu finden." Der Mann fragte: „Was für Mittel gibt es für mich?" Dschîvaka antwortete: „Wenn am vierzehnten Tage des zunehmenden Mondes ein blonder Mensch gestorben ist und er auf dem Totenacker verbrannt wird, dann ein Ichneumon und eine Eidechse in Streit geraten, ins Feuer fallen und du beide verzehrst, ferner von dem Regenwasser des Friedhofes trinkst, dann Kodravabrei und mit Butter gemengte geronnene Milch zu dir nimmst, so wirst du genesen. Dieses bedenkend, habe ich dir gesagt, daß die Mittel schwer zu finden seien." Da sagte der Mann: „Du weißt es vortrefflich, denn das habe ich gerade genossen." Und er fuhr voll Freude fort: „O König! Da er es verdient, König der Ärzte zu sein, so laß ihn einsetzen!" So wurde Dschîvaka zum zweitenmal als König der Ärzte eingesetzt.

Von dem Freunde der Untugend, Dewadatta,[1] berückt, hatte Adschâtaçatru seinen Vater, den gerechten König, des Lebens beraubt. Dann erkrankte er an einer inneren Geschwulst. Er forderte die Ärzte auf, ihn zu heilen. Diese antworteten: „O König! Wie vermöchten wir dich zu heilen, da doch dein älterer Bruder Dschîvaka der König der Ärzte ist?" Da befahl der König den Ministern Dschîvaka herbeizurufen. Dieser übernahm die Behandlung der Krankheit. Er bedachte, daß das Geschwür durch zweierlei Ursachen aufgehen könne, entweder durch übermäßige Freude oder übermäßigen Zorn. Da es nun nicht möglich sei, einen so sündhaften Menschen zu übermäßiger Freude zu bringen, so müsse man ihn auf jeden Fall in großen Zorn versetzen. Er sagte daher dem König, er könne ihn heilen unter der Bedingung, daß er das Fleisch des Prinzen Udajibhadra genösse. Da geriet der König in Zorn und rief: „So ist es gut. Ich habe den Vater ums Leben gebracht und du willst Udajibhadra töten.

[1] Vetter Buddha's, der sich gegen seine Meister auflehnte und ihm sogar nach dem Leben trachtete.

Digitized by Google

Wenn ich dann selbst an der Krankheit gestorben sein werde, wirst du König werden." Dschîvaka entgegnete: „Dies ist das Mittel der Heilung, anders kann ich dich nicht herstellen." Endlich ging der König darauf ein. Da brachte Dschîvaka den Prinzen Udajibhadra mit allem Schmuck angetan zum König und sprach: „O König! Sieh dir den Prinzen Udajibhadra ordentlich an, später dürftest du ihn nicht mehr sehen." Dann nahm er den Prinzen zu sich nach Hause und verbarg ihn. Hierauf holte er von dem Totenacker das Fleisch eines Leichnams, bereitete es mit den vorzüglichsten Zutaten und setzte es dem Könige zur Mittagszeit vor. Als dieser die Schale mit der Fleischbrühe nahm und sich anschickte zu essen, packte Dschîvaka die Schale, schlug sie dem König an den Kopf und sprach: „Du Missetäter! Du hast deinem gerechten Vater das Leben genommen und willst nun das Fleisch deines Sohnes verzehren." Ergrimmt schrie der König: „Wenn es sich also verhält, warum hast du ihn denn getötet?" Da er so in Unwillen losbrach, ging sein Geschwür auf, ging nach oben und nach unten ab und schließlich kam Blut aus der Wunde heraus. Als der König dies sah, fiel er in Ohnmacht zu Boden. Man besprengte ihn mit Wasser, er kam wieder zu sich, nahm dann ein Bad und genoß stärkende Nahrung. So wurde er wieder hergestellt. Darauf führte Dschîvaka den mit allem Schmuck ausgestatteten Prinzen Udajibhadra zum König, berührte seine beiden Füße und sprach: „O König! Dein Sohn steht lebend und gesund hier. Ich werde keine Ameise um das Leben bringen können, geschweige denn den Prinzen. Aber da nur mit diesem Mittel das Leben des Königs gerettet werden konnte, habe ich es angewandt." Der König geriet in großes Staunen und befahl den Ministern, Dschîvaka zum drittenmal als König der Ärzte einzusetzen. Die Minister setzten Dschîvaka auf einen Elefanten und zum drittenmal wurde er mit großem Gepränge als König der Ärzte gefeiert.

Digitized by Google

26. Das kluge Mädchen

Der erste Minister des Königs Prasenadschit von Koçala war Mrgadhara, dem seine aus einem ebenbürtigen Geschlechte stammende Gattin sieben Söhne geboren hatte. Nach dem Tode seiner Frau verheiratete der Minister die sechs älteren Söhne. Diese aber oblagen mit ihren Frauen dem Putze und kümmerten sich nicht um das Hauswesen. Eines Tages saß Mrgadhara, seine Wange auf den Arm gestützt, in Gedanken vertieft da. Als ihn ein befreundeter Brahmane so in Gedanken sitzen sah, fragte er ihn nach der Ursache. Der Minister entgegnete: „Meine Söhne liegen mit ihren Frauen dem Putze ob und kümmern sich nicht um den Haushalt, so daß das Vermögen zugrunde gehen wird.“ „Warum verheiratest du nicht den jüngsten Sohn?“ fragte der Brahmane. „Wer kann wissen, ob er die Sache verbessern oder einen noch größeren Verfall herbeiführen wird?“ war die Antwort. „Wenn du Zutrauen hast, will ich ein Mädchen suchen,“ versprach der Freund.

Als der Minister eingewilligt hatte, begab sich der Brahmane auf den Weg und gelangte suchend in das Land Tschampâ. Dort lebte ein Hausbesitzer namens Balamitra, dessen Tochter Viçâkhâ von schönem Aussehen, in Jugendfülle, wohlgestaltet, einsichtsvoll und umsichtig war. Diese begab sich mit anderen Mädchen, welche nach Vergnügen verlangten, eben zu der Zeit in einen Lusthain, als der Brahmane in jene Gegend gelangte. Wie er die Mädchen erblickt hatte, beschloß er, sie zu beobachten, und ging ihnen daher langsam nach. Die Mädchen, welche meist von leichtem Wesen waren, liefen und sprangen, wälzten sich und drehten sich, lachten und sangen und trieben solche und andere unschickliche Dinge. Viçâkhâ aber ging mit der größten Sittsamkeit Schritt für Schritt langsam mit ihnen. Als sie in den Lusthain gelangt waren, entkleideten sich

Digitized by Google

die Mädchen am Rande des Teiches, stiegen in das Wasser und fingen an zu spielen. Viçâkhâ aber hob ihre Kleider in dem Maße auf, als sie ins Wasser ging, und in dem Maße, als sie aus dem Wasser stieg, ließ sie dieselben wieder hinab. Von so bedächtigem Benehmen war sie. Als man sich nach dem Bade an einer Stelle versammelt hatte, begannen die Mädchen zuerst zu essen und dann ihrer Bedienung von den Speisen zu geben. Viçâkhâ aber gab zuerst den Leuten Speise, darauf fing sie an selbst zu essen. Nachdem die Mädchen gegessen und getrunken und die Reize des Lusthains genossen hatten, gingen sie fort. Auf dem Wege mußten sie durch ein Wasser waten. Alle Mädchen zogen ihre Stiefel aus, nur Viçâkhâ behielt sie an. Als sie hierauf in einen Wald gelangten, hielt sie allein den Sonnenschirm in der Hand, und als sich später ein Wind mit Regen erhob und die Mädchen in einen Tempel flüchteten, blieb Viçâkhâ unter freiem Himmel.

Der Brahmane, der ihr nachgegangen war und ihr Benehmen und Tun beobachtet hatte, wandte sich nun voll Staunen mit Fragen an sie. „O Mädchen, wessen Tochter bist du?" — „Ich bin die Tochter Balamitras." — „O Mädchen, gerate nicht in Zorn, wenn ich dich ein wenig frage." — Sie lächelte und sprach: „O Oheim, weshalb sollte ich zürnen? Frage nur!" — „Während diese Mädchen alle laufen, springen, sich wälzen, sich drehen, singen und andere unschickliche Dinge treibend einhergingen, bist du wohlgesittet und anständig langsam einhergegangen. Warum?" — Viçâkhâ entgegnete: „Alle Mädchen sind eine Ware, welche die Eltern verkaufen. Wenn ich nun beim Springen oder beim Wälzen mir ein Bein oder eine Hand breche, wer würde sich dann um mich bewerben? Meine Eltern müßten mich dann sicherlich, so lange ich lebe, erhalten." — „Gut, Mädchen, ich begreife dich. Aber warum hast du in dem Maße, als du ins Wasser stiegst, die Kleider aufgehoben, während die anderen Mädchen ihre Kleider an einer Stelle abgelegt haben, ohne

Digitized by Google

Kleidung ins Wasser gestiegen sind und dort gespielt haben?" — „O Oheim, da es notwendig ist, daß die Weiber Scham und Scheu haben, wäre es nicht gut, wenn mich jemand nackt sehen würde." — „O Mädchen, wer sieht dich denn hier?" — „O Oheim, du selbst würdest mich hier sehen." — „Gut, Mädchen, auch dies begreife ich. Aber warum hast du zuerst den Leuten, die euch bedienten, Speise gegeben und darauf erst selbst gegessen, während die anderen Mädchen zuerst selbst gegessen und dann erst den Leuten Speise gegeben haben?" — „O Oheim, es ist deshalb geschehen, weil wir die Frucht unseres Verdienstes genießend beständig Festtage haben, jene aber die Früchte ihres Kummers genießend höchst selten Größeres erlangen." — „Gut, Mädchen, auch dies begreife ich. Doch warum hast du im Wasser die Stiefel anbehalten, wo sie doch alle Welt nur auf dem trockenen Lande trägt?" — „O Oheim, die Welt ist dumm. Gerade im Wasser muß man die Stiefel anhaben. Denn auf dem Trockenen sieht man Baumstämme, Dornen, Steine, Stacheln, Fischschuppensplitter, Stücke von Wurmschalen, aber im Wasser sieht man sie nicht, deshalb muß man gerade im Wasser Stiefel anhaben, nicht aber auf dem Trockenen." — „Gut, Mädchen, auch dies begreife ich. Warum aber hast du im Walde im Schatten der Bäume deinen Schirm gehalten, während die andern Mädchen ihre Schirme in der Sonne hielten?" — „O Oheim, die Welt ist dumm. Gerade im Walde muß man den Schirm halten. Denn er ist beständig voll von Affen und Vögeln und die Vögel lassen ihren Unrat und Knochenstücke, die Affen ihren Schmutz und die Enden der genossenen Früchte fallen; da sie ferner von Natur wild sind und von Ast zu Ast springen, fallen Holzstücke herab. Auf freiem Felde findet dies nicht statt oder wenn es geschieht, so geschieht es höchst selten. Daher muß man im Walde den Schirm behalten, auf freiem Felde ist es nicht nötig." — „Gut, Mädchen, auch dies begreife ich. Warum aber bliebst du

Digitized by Google

auf freiem Felde, als sich Wind und Regen erhob und die Mädchen in einen Tempel flüchteten?" — „O Oheim, solche leere Tempel sind beständig durch Waisen, Bastarde und Gauner unleer. Wenn mich beim Eintritt in einen solchen Tempel einer an einem Gliede oder Gelenk berühren würde, wäre dies nicht meinen Eltern unangenehm? Zweitens ist es besser, unter freiem Himmel um sein Leben zu kommen als in einem leeren Tempel."

Über das Betragen des Mädchens voll Freude begab sich der Brahmane in das Haus des Balamitra und mit dem Wunsche, das Mädchen zu erhalten, sprach er: „Es gerate wohl, es gerate gut." Die Leute des Hauses aber sagten: „O Brahmane, noch ist es nicht an der Zeit zu bitten; was bittest du denn?" — „Ich bitte um die Tochter." — „Für wen?" — „Für den jüngsten Sohn des ersten Ministers in Çrâvastî." — Sie antworteten: „Wir sind mit ihm zwar aus gleichem Geschlecht, allein das Land liegt zu weit ab." — Der Brahmane sagte: „Gerade in die Ferne soll man die Tochter verheiraten." — „Weshalb?" — „Wird sie in der Nähe verheiratet, so erwächst Freude, wenn man hört, daß sie glücklich ist; findet aber ein Leiden statt, so wird, indem man durch Gaben, Opfer und Ehrenbezeigung ermüdet wird, das Vermögen durchgebracht." — Da sagten sie: „Verhält es sich so, so geben wir die Tochter."

Der Brahmane begab sich, nachdem er einen glücklichen Erfolg gewünscht hatte, nach Çrâvastî zurück und ging zum Minister Mrgadhara, dem er sowohl das Tun und Benehmen als auch die Schönheit, Jugendfülle und den Verstand des Mädchens schilderte. Er sprach: „Mit großer Mühsal habe ich verschiedene Länder und Städte durchwandert und endlich sie gefunden. Jetzt gehe du und hole sie!" Nachdem der Minister Tag und Stunde berechnet und die Gestirne in Übereinstimmung gefunden hatte, holte er Viçâkhâ mit großem Prunk als Gattin des Sohnes ab. Vor der Wegfahrt der Tochter gab ihr die Mutter folgende Lehren: „O Tochter, verehre stets die Sonne und

Digitized by Google

den Mond! Bezeige dem Feuer deine Achtung! Wische den Schmutz vom Spiegel! Kleide dich in weiße Gewänder! Du sollst nehmen, nicht aber geben! Du sollst deine Worte hüten! Wenn du aufstehst, sollst du keinem deinen Platz übergeben! Du sollst wohlschmeckende Speise genießen! Du sollst ruhig schlafen! Du sollst eine Leiter anlegen!" Als Mrgadhara dies hörte, meinte er, das Mädchen bekäme eine verkehrte Anweisung, er müsse sie davon abbringen und ihr eine richtige Anleitung geben. Hierauf umarmte die liebende Mutter ihre Tochter mit bewegtem Herzen und tränenerfülltem Auge und sprach mit klagender Stimme: „O Tochter, es ist das letztemal, daß ich dich sehe." Viçâkhâ sagte, um sie zu belehren und trösten: „O Mutter, bist du hier geboren? Oder im Hause deiner Eltern? Welches ist dein Haus? Das, wo du geboren wurdest oder worin du jetzt lebst? Während ich hier geboren bin, werde ich dort leben. Alles, was vereint ist, unterliegt ohne Zweifel der Trennung. Weine daher nicht, sondern schweige lieber!"

Darauf machte sich Mrgadhara auf den Heimweg. Bevor er zu Lande aufbrach, hatten sich Viçâkhâ und Leute ihrer Begleitung zu einem Schiff begeben, in das eine Stute geschafft werden sollte, welche ein Füllen geworfen hatte. Der Stute war so zu Mut, als würde das Füllen auf dem Trockenen unruhig sein. Sie stemmte sich und war nicht auf das Schiff zu bringen, weshalb ein Lärm entstand. Viçâkhâ fragte nach der Ursache des Lärms. Als man ihr von dem Vorfall erzählte, riet sie, zuerst das Füllen in das Schiff zu schaffen, dann würde die Stute von selbst nachfolgen. Man befolgte ihren Rat und die Stute ging auf das Schiff. Mrgadhara fragte die Leute, weshalb sie so spät gekommen seien. „Weil die Stute nicht aufs Schiff springen wollte," sagten sie. — „Wie ist sie denn dann hineingekommen?" — „Nachdem das Tschampâmädchen einen Rat gegeben und wir das Füllen zuerst hineingeschafft haben." — „Das Tschampâmädchen ist gescheit."

Digitized by Google

Als nun die Reisenden unterwegs ein Nachtlager aufschlugen, war das Lager Mrgadharas unter einem Felsvorsprung aufgemacht. Als Viçâkhâ dies sah, befahl sie, es fortzuschaffen. „Warum?" fragten die Leute. „Weil er, wenn er eingeschlafen ist und der Felsvorsprung einstürzt, ohne Zweifel erdrückt und ums Leben kommen wird. Mir würde man dann zeitlebens nachsagen, daß mein Mann eine Frau geheiratet hätte, deren Schwiegervater unterwegs gestorben sei, noch bevor sie in sein Haus gelangt war." Man schaffte das Bett weg und gleich danach stürzte der Felsvorsprung ein. Da lief eine große Menge von Menschen herbei voll Besorgnis, daß Mrgadhara erdrückt sein könnte. Doch dieser kam auch herbei und sagte: „Geehrte, ich bin hier. Fürchtet euch nicht und sehet nach meinem Bett!" — „Man hat es fortgeschafft." — „Wer hat es getan?" — „Viçâkhâ." — „Das Tschampâmädchen ist gescheit."

Ein anderesmal schlug man das Nachtlager in einem alten Lusthain auf und bereitete das Lager Mrgadharas in einem leeren Tempel. Als Viçâkhâ dies sah, befahl sie, das Bett fortzuschaffen. „Warum?" fragten die Leute. — „Wenn der Tempel einstürzt, würde Mrgadhara erdrückt und getötet werden und mir Unannehmlichkeit erwachsen." Als man das Lager fortgeschafft hatte, stürzte der Tempel ein, die Leute fingen an zu laufen und es wiederholte sich dasselbe, was eben geschildert wurde.

Nachdem man in Çrâvastî angelangt war, man sich von der Reise erholt hatte und Freunde, Angehörige und Verwandte geschmückt worden waren, begann Viçâkhâ die Hausangelegenheiten ihrer Familie zu führen. Da die Schwiegertöchter Mrgadharas der Reihe nach das Essen für die Hausbewohner besorgten, wurde auch Viçâkhâ befohlen, am siebenten Tage das Essen zu bereiten. Während der vorhergehenden Tage hatte sie die Reste von Wohlgerüchen der Schwiegereltern und des Mannes in Kügelchen gebracht und alle Tage getrocknet. Von dem

Digitized by Google

alle Tage erhaltenen Pulver nahm sie etwas aus der Schachtel fort, die Reste mischte sie mit Öl und verteilte sie zu gleichen Portionen. Am Vortage sorgte sie für die Bereitung des geistigen Getränks und frischte den welkgewordenen Blumenschmuck ihres Mannes und ihren eigenen auf. Als nun die Reihe an sie gekommen war, gab sie den Arbeitern Orangen, Wohlgerüche, Blumen, Speise und Trank. Diese waren sehr erfreut und meinten, daß des Hausbesitzers alte Gattin sie nach langer Zeit angeblickt habe. Sie verrichteten an dem Tage das Doppelte an Arbeit. Als Mrgadhara am Nachmittag die Arbeit besichtigte und viel getan sah, fragte er, ob andere Taglöhner angenommen seien. Man antwortete: „O Herr! Wie die Nahrung so die Arbeit." Dann erzählte man ihm ausführlich, wie alles geschehen war. Die andern Söhne Mrgadharas aber sprachen mit ihren Frauen und sagten: „Wenn wir nach Art der Viçâkhâ aus dem Hause stehlen und die Taglöhner erfreuen würden, würden auch mit uns der Herr und die Taglöhner zufrieden sein." Darauf fragte Mrgadhara Viçâkhâ: „O Tochter, wie bereitest du die Speisen?" Sie sagte es ausführlich und Mrgadhara freute sich, hieß sie die Angelegenheiten des Hauses führen und befahl allen Leuten des Hauses, die ihnen von Viçâkhâ aufgetragenen Arbeiten ihrem Verlangen gemäß zu verrichten. Als sie so Herrin des Hauses geworden und in ihrem Benehmen und ganzen Wesen trefflich war, hatten alle Leute des Hauses ihre Freude.

Zu einer anderen Zeit flogen über dem Hause der Viçâkhâ Gänse aus Uttarakurudvîpa mit Reis, der ohne Pflügen und Säen gewachsen war. Als die in Râdschagrha befindlichen Gänse sie erblickten, schnatterten sie und auch jene konnten den Naturtrieb nicht unterdrücken und schnatterten, so daß auf die Dächer der Stadt Reisähren herabfielen. Diese gab der König den einzelnen Ministern und Mrgadhara gab seinen Teil der Viçâkhâ, welche die Ähren in ein Kästchen tat und den Ackersleuten übergab. Letztere

Digitized by Google

freuten sich sehr, richteten einen kleinen Acker zu und besäten ihn zu gehöriger Zeit. Nachdem die Gottheit Regen herabgesandt hatte, wuchs der Saat entsprechend ein vortrefflicher Reis auf, im Jahre darauf hatten sie schon eine sehr ergiebige Ernte und das übernächste Jahr eine noch weit bessere. Auf solche Weise wurden alle Speicher mit dem von den Gänsen herbeigebrachten Reis angefüllt. Um diese Zeit wurde der König von Koçala Prasenadschit von einer Krankheit befallen. Man rief alle Ärzte herbei, die den Bescheid gaben, daß der König gesund werden würde, wenn er eine aus dem von den Gänsen herbeigebrachten Reis bereitete Suppe essen würde. Der König rief die Minister zusammen und fragte sie, was sie mit den Reisähren, die er ihnen geschenkt habe, angefangen hätten. Da sagten einige: „Wir haben sie, o König, dem Tempel gegeben." Andere sprachen: „Wir haben sie ins Feuer getan." Wieder andere meinten: „Wir haben sie in der Vorhalle befestigt." Mrgadhara aber sagte: „O König, ich habe sie der Viçâkhâ gegeben. Was diese damit angefangen, werde ich fragen." Als er seine Schwiegertochter fragte, sagte sie: „O Herr! Soll etwa jemand den von den Gänsen gebrachten Reis genießen?" „Ja," erwiderte er, „der König ist krank und die Ärzte haben ihm solchen Reis verordnet." Da füllte Viçâkhâ ein goldenes Gefäß mit diesem Reis und sandte es zum König, der davon genoß und genas.

Zu einer anderen Zeit brachten Männer des Landes eine Stute nebst ihrem Füllen. Da man nicht wußte, welches die Stute und welches das Füllen sei, befahl der König den Ministern, beide Tiere genau anzusehen und ihm Bescheid zu geben. Die Minister untersuchten die Pferde einen ganzen Tag lang, wurden müde und brachten es dennoch nicht heraus. Als Mrgadhara erst am Nachmittage nachhause kam, berührte Viçâkhâ seine Füße und fragte: „O Herr, warum bist du so spät gekommen?" Er erzählte ihr ausführlich, was geschehen war. Viçâkhâ

Digitized by Google

aber sagte: „O Herr, was ist da zu untersuchen? Man soll beiden Pferden zu gleichen Teilen Futter vorlegen. Da wird das Junge, nachdem es schnell gefressen hat, auch den Teil der Mutter verzehren; die Mutter aber, ohne zu fressen, den Kopf so hinhalten. Das ist die Prüfung.“ Mrgadhara sagte dies den Ministern, welche nach dieser Anweisung vorgingen und nach Tagesanbruch dem Könige melden konnten: „O König, dies ist die Mutter, dies das Junge.“ Der König fragte, wie sie es wüßten, und sagte, als er erfuhr, daß Viçâkhâ die Anweisung gegeben habe: „Das Tschampâmädchen ist gescheit.“

Ein anderesmal badete ein Mann und ließ seine Stiefel am Ufer. Da kam ein anderer Mann, wickelte sich diese Stiefel um den Kopf und fing ebendaselbst an zu baden. Wie nun der erste aus dem Wasser stieg, vermißte er seine Stiefel. Der andere fragte: „He, Mann, was suchst du?“ — „Meine Stiefel.“ — „Wo sind deine Stiefel? Wenn du welche hast, so mußt du sie so wie ich um den Kopf wickeln, wenn du ins Wasser steigst.“ Der erste sagte: „Das sind ja gerade meine Stiefel.“ Beide gerieten in Streit darüber, wem die Stiefel gehörten, und begaben sich zum König. Dieser befahl den Ministern, die Sache gut zu untersuchen und die Stiefel dem Eigentümer zu geben. Die Minister fragten nun den einen und den andern. Jeder behauptete, daß er der Eigentümer sei. Darüber ging der Tag zu Ende und die Minister kehrten am Abend ermüdet nachhause zurück, ohne die Sache in Ordnung gebracht zu haben. Als Viçâkhâ den Mrgdahara fragte und dieser ihr alles erzählt hatte, sagte sie: „O Herr, was ist da zu untersuchen? Saget dem einen: ‚Nimm du den einen Stiefel!‘ und dem andern: ‚Nimm du den andern!‘ Der Eigentümer wird dann sagen: ‚Weshalb sollen meine beiden Stiefel getrennt werden?‘ Der andre aber, dem sie nicht gehören, wird sagen: ‚Was habe ich für einen Vorteil davon, wenn ich nur einen Stiefel bekommen soll?‘ So ist die Prüfung vorzunehmen.“

Digitized by Google

Mrgadhara ging und sagte dies den Ministern und der ganze Fall wurde richtig entschieden. Der König aber sagte: „Das Tschampâmädchen ist gescheit."

Als Kaufleute dem König einen Stamm von Sandelholz zum Geschenk gebracht hatten und man nicht wußte, welches das obere und welches das untere Ende des Stammes war, befahl der König den Ministern, dies zu ermitteln. Sie untersuchten den Stamm den ganzen Tag lang, konnten aber nichts herausbekommen und gingen am Abend nachhause. Als Mrgadhara wiederum alles der Viçâkhâ mitgeteilt hatte, sagte sie: „O Herr, was ist da zu untersuchen? Stecket den Stamm ins Wasser, dann wird die Wurzel untersinken, das obere Ende aber emportauchen. Darin besteht die Prüfung." Mrgadhara teilte dies den Ministern mit und sie konnten nun den Auftrag richtig erledigen. Der König aber sagte: „Das Tschampamädchen ist gescheit."

In einem Gebirgsdorf gab es einen Hausbesitzer, der aus gleichem Geschlecht geheiratet hatte, aber ohne Sohn und Tochter blieb. Da er sich sehr nach einem Kinde sehnte, nahm er sich eine Nebenfrau. Da wandte die von Natur mißgünstige erste Frau einen Zauber an, um den Leib der Nebenfrau unfruchtbar zu machen. Allein da deren Leib überaus rein war, wurde sie dennoch schwanger und gebar nach Ablauf von neun Monaten einen Sohn. Da dachte sie: „Von allen Feindschaften ist die Feindschaft zwischen Haupt- und Nebenfrau die schlimmste, und die Stiefmutter wird ohne Zweifel durch irgend ein Mittel das Kind zu töten suchen. Was soll da mein Mann, was ich tun? Da ich das Kind doch nicht am Leben erhalten kann, will ich es ihr lieber schenken." Als sie sich darauf mit dem Mann beraten hatte und dieser damit einverstanden war, sagte sie zur Hauptfrau: „O Schwester, ich schenke dir meinen Sohn, nimm ihn!" Jene dachte: „Da nur diejenige, welche einen Sohn hat, als Herrin des Hauses gilt, so will ich ihn erziehen."

Digitized by Google

In der Folge starb der Vater und als nun beide Frauen wegen des Hauses in Streit gerieten, behauptete eine jede von ihnen, daß der Sohn ihr gehöre. Sie gingen zum Könige, der den Ministern befahl hinzugehen und zu untersuchen, wem der Sohn gehöre. Diese konnten zu keinem Ergebnis kommen und begaben sich am Abend nach Hause. Wiederum erzählte Mrgadhara auf Befragen der Viçâkhâ alles. Diese sprach: „Was ist da zu untersuchen? Sprechet zu den beiden Frauen also: ‚Da wir nicht wissen, wem der Sohn gehört, so soll diejenige den Knaben nehmen, welche die größere Kraft hat.‘ Wenn sie nun jede eine Hand packen und der Knabe aus Schmerz zu weinen anfängt, so wird die Mutter voll Mitleid loslassen und denken, daß sie ihr Kind, wenn es am Leben bleibe, doch noch einmal sehen werde. Wenn die andere aber, da sie kein Mitleid hat, nicht losläßt, dann schlaget sie mit einer Gerte und sie wird dann den wahren Sachverhalt gestehen. Dies ist die Prüfung!“ Mrgadhara teilte dies den Ministern mit und sie konnten auf solche Weise die wirkliche Mutter feststellen. Der König aber sagte: „Das Tschampâmädchen ist gescheit.“

Zu einer anderen Zeit erkrankte Mrgadhara. Als ihm der Arzt an einem Tage ein Heilmittel gegeben hatte, fand er Erleichterung, als er ihm aber am folgenden Tage etwas gegeben hatte, was kein Heilmittel war, fand er sich unwohl. Viçâkhâ dachte: „Weshalb findet der Herr an einem Tage Erleichterung und weshalb befindet er sich am andern unwohl?“ Sie prüfte daher die Mittel, welche Erleichterung verschafften, und wandte sie an, wies die Ärzte an der Tür zurück, behandelte den Kranken selbst und er genas.

Der König von Koçala Prasenadschit hatte einen Elefantenaufseher namens Çrîvardhana, der in Ungnade gefallen war. Viçâkhâ verwendete sich für diesen Mann, so daß ihm der König verzieh und ihn wieder in sein Amt einsetzte. Çrîvardhana wußte, daß er der Viçâkhâ seine Begnadigung verdanke und nahm sich vor, ihr dies zu

Digitized by Google

vergelten. Um diese Zeit befiel Mrgadhara eine Krankheit der Geschlechtsteile. Er schämte sich, von Viçâkhâ sich pflegen zu lassen. Sie aber dachte: „Warum schämt sich der Herr? Darf denn eine Tochter nicht den Vater pflegen? Allein er schämt sich.“ Und sie erkannte, daß er, da er sich nicht von ihr pflegen lassen wolle, eine Frau nehmen müsse. Sie begab sich also in das Haus des Çrîvardhana, wo sie sich nach der Begrüßung auf einem Sitze niederließ. Çrîvardhana, der eine Tochter hatte, gebot dieser, die Füße der Viçâkhâ zu berühren. Allein Viçâkhâ sagte: „Ich muß vielmehr jetzt ihre Füße berühren,“ und fügte hinzu: „Wohl gerate es, wohl gerate es!“ Çrîvardhana fragte nun, was sie bitte. — „Um deine Tochter.“ — „Für wen?“ — „Für meinen Schwiegervater.“ — Er entgegnete kein Wort, aber seine Frau fragte, was für ein Hindernis da sei, die Tochter dem Minister zu geben, und wies darauf hin, daß sie der Viçâkhâ Dank schuldig seien. „Verhält es sich so,“ sprach er, „so wollen wir sie geben.“

Darauf nahm Mrgadhara die Tochter Çrîvardhanas mit großem Gepränge zur Frau. Nun pflegte sie den Mrgadhara, nicht aber Viçâkhâ. Da sprach Mrgadhara zu Viçâkhâ: „O Tochter, gib mir Antwort!“ Sie sagte: „O Herr, habe ich etwas verschuldet?“ — „O Tochter, hast du nicht die Lehren, welche dir die Mutter gegeben hat, durchaus unbefolgt gelassen?“ — „O Herr, ich habe alle befolgt. Da die Worte: ‚Verehre die Sonne und den Mond!‘ darauf gehen, daß der Schwiegertochter der Schwiegervater und die Schwiegermutter als Sonne und Mond gelten müssen, so habe ich diesen meine Verehrung bezeigt. Da die Worte: ‚Habe acht auf das Feuer!‘ darauf gehen, daß dem Weibe der Mann als Feuer gelten soll, das man nicht zu sehr pflegen, nicht zu sehr nähren soll, so habe ich auf meinen Mann gleich wie auf das Feuer acht gehabt. Da die Worte: ‚Wische den Spiegel rein!‘ darauf gehen, daß das Haus gleich dem Spiegel anzu-

Digitized by Google

streichen und zu putzen ist, so habe ich das Haus alle Tage geputzt. Die Worte: ‚Trage weiße Kleider!‘ gehen darauf, daß man, während man bei den Arbeiten des Hauses andere Kleider trägt, bei dem Opfer oder wenn man beim Manne weilt, weiße Kleider anlegen muß. Auch dies habe ich befolgt. Die Worte: ‚Du sollst nehmen, aber nicht geben!‘ gehen darauf, daß »nehmen« bedeutet »von der Welt Schlechtes sagen«, man also keinem ein schlechtes Wort sagen soll. Auch in diesem Punkte habe ich die Lehren befolgt. Die Weisung: ‚Hüte deine Worte!‘ geht darauf, daß man keine Geheimnisse weiter verbreite; auch diesen Punkt habe ich gehalten. Die Worte: ‚Wenn du aufstehst, tritt keinem andern deinen Platz ab!‘ bedeuten, daß eine anständige Schwiegertochter an einer besonderen Stelle sitzen muß; und ich habe auch besonders gesessen. Die Worte: ‚Genieße schmackhafte Speise!‘ bedeuten, daß man essen soll, wenn man sehr hungrig geworden ist; ich habe stets gegessen, nachdem ich den Hausgenossen Speise gegeben hatte. Die Worte: ‚Du sollst sanft schlafen!‘ bedeuten, daß man in der Nacht, wenn alle Arbeiten des Hauses getan sind und aufgeräumt ist, schlafe; auch danach habe ich stets gehandelt. Die Worte: ‚Du sollst eine Leiter anlegen!‘ besagen Folgendes: Da derjenige, der früher den Weg der zehn tugendhaften Werke gegangen ist, zu den Göttern gelangt, so mußt du, hier in der Welt der Menschen geboren, es durch Taten erreichen, Gaben spenden, dir Verdienst erwerben und die Sünde meiden. Diese Schatzleiter ist gleich einer Himmelstreppe. Auch dies habe ich, so viel ich konnte, befolgt.“

Da sprach Mrgadhara: „Vortrefflich, Viçâkhâ, vortrefflich! Deine Mutter ist eine gescheite Frau. Aber da du das, was sie rätselhaft ausgesprochen hat, erraten hast, bist du noch gescheiter als sie.“ Und er dachte: „Wenn Bhagavant[1] es gestattet, will ich Viçâkhâ meine Mutter nennen.“ Er begab sich zu Bhagavant, berührte seine

[1] Buddha.

Digitized by Google

beiden Füße und fragte: „Verehrungswürdiger! Ist es statthaft, daß man eine Schwiegertochter Mutter nenne?“ Bhagavant sagte: „Sie kann Mutter genannt werden, wenn sie fünf Eigenschaften hat. Wenn sie erstens Krankenpflegerin ist, zweitens als passende Frau geheiratet ist, drittens die lebenden Wesen beschützt, viertens das Vermögen hütet und fünftens Weisheit zum Erbteil hat.“ Darauf begab sich Mrgadhara zum Könige Prasenadschit und bat ihn um die Erlaubnis, Viçâkhâ Mutter nennen zu dürfen. Der König sagte: „Da Viçâkhâ auch mich gepflegt hat, so werde ich meine Großmutter fragen und sie Schwester nennen.“ Er fragte seine Großmutter und diese sagte, daß er Viçâkhâ mit Recht so nennen könne. Es habe sich der König Aranemi Brahmadatta[1] mit der Tochter einer Dienerin verbunden, aus welcher Verbindung ein Sohn hervorgegangen sei, dem man den Namen Balamitra gegeben habe. Dieser sei eines Vergehens wegen von dem Großvater aus dem Lande verwiesen worden und nach Tschampâ gezogen. Da er nun der Vater Viçâkhâs sei, sei sie mit Recht eine Schwester von Prasenadschit. Darauf ließ der König Viçâkhâ einen Elefanten besteigen und öffentlich ausrufen, daß sie Mrgadharas Mutter und des Königs Prasenadschit Schwester sei.

27. Die Vielgeprüfte (Hetärenrache)

Gautama, ein reicher Hausbesitzer von Vârânasî,[2] zog öfters mit Waren nach Takschaçilâ und schloß daselbst Freundschaft mit einem Hausbesitzer. Beide kamen überein, daß ihre Kinder sich heiraten sollten. Dem Gautama wurde eine Tochter geboren, der man den Namen Krçâ Gautamî gab. Sie wuchs heran und sollte, nachdem sie lesen gelernt hatte, in den weiblichen Arbeiten

[1] Buddha. [2] Das heutige Benares.

Digitized by Google

unterrichtet werden. Da der Vater früher mit Hetären verkehrt hatte, übergab er die Tochter einer solchen zum Unterricht.

Als das Mädchen eine Zeitlang gelernt hatte, sagte es: „Da ich das zu Erlernende erlernt habe, werde ich jetzt gehen." Das Weib aber meinte, sie müsse erst ordentlich lernen, jetzt könne sie noch nicht gehen. Das Mädchen entgegnete, daß es die Sache schon hinlänglich erlernt habe und gehen werde. Da nahm das Weib eine Schminkbüchse und drohte, sich den Kopf zu zerschlagen, wenn das Mädchen wirklich fortginge. Dieses bat, das nicht zu tun; es werde bleiben. Da sprach das Weib: „Krçâ, du glaubtest alles erlernt zu haben und wußtest nicht einmal, daß sich niemand eines fremden Kindes wegen den Kopf zerschlägt. Du weißt also nichts." Es verging einige Zeit, dann wollte das Mädchen wiederum das Haus verlassen. Da drohte das Weib in diesem Falle in den Brunnen zu springen. Das Mädchen bat, dies nicht zu tun, es werde bleiben. Aber das Weib sprach: „Krçâ, du glaubst alles erlernt zu haben und hast nicht einmal so viel gewußt, daß man eines fremden Kindes wegen nicht in den Brunnen springt. Da du dies nicht gewußt hast, mußt du hier bleiben."

Als das Mädchen noch eine Zeitlang dort geblieben war, wollte es wiederum fort. Das Weib sagte, es solle nur ein wenig warten; sie wolle nur Milch bringen, diese solle das Mädchen trinken und dann gehen. Das Weib brachte die Milch, tat dann in Gegenwart des Mädchens Öl und Honig hinein, trank hierauf davon, erbrach das Genossene in dasselbe Gefäß und befahl dem Mädchen, dies zu trinken. Das Mädchen weigerte sich, das Weib aber begann zu weinen und zu schreien. Da kamen Nachbarn herbei und fragten, was geschehen sei. Als das Weib den Sachverhalt erzählt hatte, fragten die Nachbarn das Mädchen, warum es die Milch nicht trinken wolle. Das Mädchen entgegnete, es könne Erbrochenes

Digitized by Google

nicht genießen. Da schlug sich das Weib wiederholt an die Brust und rief: „Warum sollte ich ihr Erbrochenes zum Trinken geben?“ Die Nachbarn nötigten nun das Mädchen ernstlich zum Trinken. Aber als es zu trinken anfing, packte es das Weib bei der Hand, schlug es ins Gesicht und sprach: „O Krçâ, du hast geglaubt, alles zu Erlernende erlernt zu haben. Wäre dies der Fall, so hättest du sicher nicht das, was du erbrechen sahst, dir zum Trinken bereiten lassen; du weißt also nichts.“ Mit diesen Worten jagte sie das Mädchen fort.

Nach einiger Zeit kam ein von fünfhundert Kaufleuten begleiteter junger Handelsherr mit Waren nach Madhjadeça und sprach in Gegenwart dieser Kaufleute, die sich früher stets mit den Hetären der Stadt vergnügt hatten, wiederholt gegen die Weiber und bewirkte, daß kein Kaufmann zu irgendeiner Hetäre ins Haus ging. Da hielten die Hetären miteinander Rat. Während die Kaufleute, die früher aus Takschaçilâ gekommen seien, sich mit ihnen vergnügt hätten, seien sie jetzt alle jeder Leidenschaft bar und niemand vergnüge sich mit ihnen. Einige der Hetären berichteten, daß der Handelsherr, der sich auf die Bändigung der Liebeslust verstünde, die Weiber sehr tadle und die Kaufleute, die ihm ergeben seien, daher allen Verkehr mit den Hetären eingestellt hätten. Da fragte eine alte Hetäre, ob er ein Mann sei oder nicht. Als man ihr sagte, daß er ein Mann mit allem dazu Erforderlichen sei, fragte sie: „Werdet ihr mich zu eurer Anführerin machen, wenn ich ihn durch meine Tochter umwandle?“ Zugleich versprach sie, fünfhundert Kârschâpanas zu zahlen, wenn ihr dies nicht gelänge. Alle Hetären waren einverstanden.

Darauf mietete die Alte in der Nähe der Kaufleute ein Haus und häufte dort viel Hausgerät an. Die Jünglinge des Handelsherrn kamen zu ihr und borgten Gerätschaften aus. Sie fragte: „Wer seid ihr, Jünglinge?“ Sie antworteten: „Wir dienen bei dem Handelsherrn

Digitized by Google

von Takschaçilâ." „O Jünglinge!" sagte sie. „Auch mein Sohn ist Handelsherr und ist mit Waren in ein anderes Land gereist. Da ich annehme, daß seine Jünglinge ebenfalls von anderen Gerätschaften borgen, möget ihr alle in diesem Hause befindlichen Gerätschaften nach Belieben benutzen, als wären es die eurigen." Als die Jünglinge nun täglich diese Gerätschaften benutzten und der Handelsherr sie fragte, woher sie die Sachen hätten, und sie ihm die Worte der Alten mitteilten, erwuchs in ihm Wohlwollen und er sagte: „Da sie euch Freundlichkeit erweist, ist sie auch meine Mutter." Die Jünglinge erzählten der Alten, daß ihr Herr ihre Güte sehr preise und sie wie seine Mutter betrachte. Da sagte sie, daß sie den Handelsherrn selbst gern kennen lernen möchte, und veranlaßte die Jünglinge, ihren Herrn zu ihr einzuladen. Sie empfing ihn mit freundlichen Worten, fand, daß er ihrem Sohn ähnlich sehe und auch denselben Namen trage, so daß zwischen beiden kein Unterschied sei. Darauf ließ sie ihre Tochter holen und forderte sie auf, dem Bruder ihre Verehrung zu bezeigen. Als das Mädchen zum Vorschein kam und der Handelsherr ihre Schönheit sah, verlangte er sie zur Frau. Die Alte meinte, es sei nur der Übelstand, daß er, der ihr nicht gehörig bekannt sei, wenn er die Tochter heirate, sie im Stich lassen könnte. Und sie verlangte zu ihrer Sicherstellung, daß er seine sämtlichen Waren in ihr Haus bringe. Der Handelsherr ging darauf ein und schaffte die Waren in das Haus, welche die Alte sofort bei einer anderen Tür fortführen ließ. Als dies geschehen war, sagte sie ihm die Tochter zu.

Zum bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde lud sie alle Hetären, mit verschiedenem Schmuck angetan, zur Hochzeit ein. Als diese auf- und abwandelten, fragte der Handelsherr: „Mütterchen, sind nur Frauen hier und nicht ein Mann?" Sie gab keine Antwort, sondern gähnte. Da flüsterte ihm eine andere heimlich ins Ohr: „O Handelsherr, merkst du nicht, was hier vorgeht?

Digitized by Google

Diese alle sind Hetären. Wo soll denn da ein Mann sein?" Da merkte er, daß er eine Hetäre zur Frau genommen habe und somit angeführt sei. Auch verlangte das Mädchen von ihm für den Genuß Bezahlung. Er aber entgegnete, daß seine ganze Habe weggeschafft sei und er kein anderes Geld habe. Als er fest eingeschlafen war, wickelte ihn die Alte in eine Matte und warf ihn auf die Mitte des Marktes. Bei Tagesanbruch gingen und kamen viele Menschen über den Markt und er erwachte. Als er sich so zugerichtet sah, geriet er in Verzweiflung und irrte mit tränenerfüllten Augen durch die Plätze, Straßen und Wege Vârânasîs. Von Hunger gequält, ging er endlich, um sich Nahrung zu verschaffen, zu dem Orte, wo sich die Taglöhner aufhielten.

Zu der Zeit baute Gautama ein Haus und suchte Taglöhner. Als ihm jener von einem anderen Arbeiter zugeführt wurde, schien er ihm zu jung und solcher Arbeit ungewohnt, weshalb er einen andern zu suchen befahl. Der Jüngling aber blickte ihm mit tränenden Augen ins Gesicht. Da fragte ihn Gautama, wer er sei und woher er komme. Jener sprach traurig und mit tränenerstickter Stimme: „O Väterchen! Ich bin aus der Stadt Takschaçilâ infolge früherer Taten glücklich hergelangt, jetzt aber weiß ich nicht, wohin ich gehen soll, noch weiß ich, wie ich ins Jenseits gelangen werde." Als der Hausherr Gautama die Niedergeschlagenheit des Jünglings sah und seine Worte vernahm, gewann er ihn lieb und fragte ihn, ob er viele Menschen in Takschaçilâ kenne. Als jener es bejahte, fragte er, ob er den und den Hausbesitzer kenne. „O Väterchen!" antwortete der Jüngling. „Ich kenne ihn, denn er ist mein Vater." Da war Gautama sehr erfreut und sagte dem Jüngling, er solle nicht traurig sein und nicht weinen. „Da du mein Schwiegersohn wirst, soll dieses Haus dir gehören." Nun faßte der Jüngling wieder Mut. Gautama beschenkte ihn mit Kleidern und Schmuck, gab ihm Speise und Trank und Unterkunft im

Digitized by Google

Hause. Zu seiner Frau sprach er: „O Gute, dein Schwiegersohn ist gekommen. Mache alles bereit für die nahe Hochzeit!“ Darauf wollte er Tag und Stunde der Hochzeit ansetzen, der Jüngling bat ihn aber noch ein wenig zu warten, da er zuvor sich Reichtum erwerben wolle. Gautama wollte ihn davon abhalten, da im Hause Reichtum genug sei. Jener aber wollte an der Hetäre Rache nehmen und sagte: „Väterchen, ich werde nicht wie ein Mann aus niederem Geschlecht heiraten.“ Hierauf verließ er die Stadt.

Als er hin und her irrend an das Flußufer gekommen war, sah er einen Leichnam im Wasser schwimmen. Am Ufer aber saß ein Rabe, der den Leichnam verzehren wollte, und bemühte sich vergeblich, ihn mit dem Schnabel zu erreichen. Darauf wetzte er den Schnabel an einem Holzstück, der Schnabel wurde lang und er konnte den Leichnam fassen und verzehrte ihn. Dann wetzte er den Schnabel an einem anderen Holze und er erlangte wieder seine frühere Länge. Der Handelsherr nahm sich zwei solche Holzstücke und ging nach Hause. Darauf begab er sich mit fünfhundert Kârschâpanas in das Haus jener Hetäre und sagte: „O Schöne! Du hast mich, als ich kein Geld hatte, aus dem Hause gejagt. Nun, da ich Geld habe, komm, wollen wir uns vergnügen!“ Und sie, die am Gelde hing, vergnügte sich mit ihm. Bei dieser Gelegenheit rieb aber der Handelsherr ihre Nase an dem einen Holze und die Nase wurde sehr lang. Die so verunstaltete Hetäre rief alle Ärzte herbei und zeigte ihnen die Nase, allein niemand konnte sie heilen. Von allen Ärzten aufgegeben, wandte sie sich an den Handelsherrn und bat ihn, ihr Vergebung zu gewähren und die Nase zu heilen. Er antwortete, daß er es sogleich tun würde, wenn sie ihm alle seine Habe wieder herausgäbe. Sie versprach es im Laufe des Tages zu tun. Da rieb er ihr die Nase mit dem zweiten Hölzchen, die Nase wurde wie früher und die Hetäre gab ihm alle Waren heraus.

Digitized by Google

Hierauf nahm sich der Handelsherr höchst beglückt Krçâ Gautamî zur Frau.

Der Hausbesitzer Gautama besaß in einem Gebirgsorte Ackerland und forderte den Schwiegersohn auf, mit der Frau dorthin zu ziehen. Als sie ihrer Entbindung entgegensah, ließ sie der Mann auf ihren Wunsch ins Elternhaus ziehen, weil sie dort Pflege durch ihre Mutter hatte. Nach der Entbindung und Namengebung kehrte sie mit ihrem Sohne zum Manne zurück. Als sie zum zweitenmal nahe daran war niederzukommen, sprach sie wiederum den Wunsch aus, nach dem elterlichen Hause zu reisen. Der Mann brach mit ihr und dem Sohne in einem Wagen auf, sie aber gebar auf halbem Wege einen Knaben. Der Mann stieg, als er dies kommen sah, vom Wagen, setzte sich unter einen Baum und schlief ein. Da kam eine Schlange, biß ihn und er starb daran. Als nun auch die Frau vom Wagen stieg und zu dem Baume trat, um dem Mann die freudige Nachricht von der Geburt des Sohnes zu bringen, erhielt sie keine Antwort. Sie faßte ihn an der Hand und fand, daß er tot war. Da weinte sie gar bitterlich. Währenddem entführte ein Dieb die Rinder. Lange weinte die arme Frau. Dann schaute sie nach allen Weltgegenden, nahm den neugeborenen Knaben in den Busen, ergriff den älteren an der Hand und machte sich auf den Weg.

Unerwartet war ein starker Regen gefallen. Die Seen, Teiche und Brunnen waren voll Wasser und der Weg vom Flusse überschwemmt. Da meinte sie, wenn sie mit ihren Kindern zusammen durch das Wasser ginge, könnten sowohl diese als auch sie selbst zu Schaden kommen. Deshalb sollten die Kinder einzeln hinübergetragen werden. Sie setzte den älteren Sohn an das Flußufer, nahm den jüngeren, ging hinüber und legte ihn am Ufer nieder. Als sie dann um den älteren Sohn zurückging und bis in die Mitte des Flusses gelangte, wurde der jüngere Knabe von einem Schakal davongetragen. Die Mutter

Digitized by Google

scheuchte, die Hand schwenkend, den Schakal. Da glaubte der ältere Knabe, daß ihm die Mutter winke, und sprang ins Wasser. Das Ufer aber war sehr abschüssig und er kam um. Die Mutter eilte dem Schakal nach, der schließlich das Kind fallen ließ und davonlief. Sie hob das Kind auf, es war tot. Da warf sie es weinend ins Wasser, sah aber zur selben Zeit, wie auch den älteren Sohn das Wasser dahertrug. Sie eilte ihm nach und fand, daß auch er schon tot war. So des Mannes und der Kinder beraubt, geriet sie in Verzweiflung und saß, nur den Unterkörper bedeckt, allein am Ufer. Sie hörte das Sausen des Windes, das Rauschen des Waldes und der Wogen, sowie das vielfache Singen der Vögel und wehklagte über den Verlust des Mannes und der beiden Kinder. Schluchzend irrte sie dann hin und her und traf endlich einen Mann aus dem Hause ihrer Eltern, der bei ihrem Anblick zu weinen und zu jammern begann und berichtete, daß ihre Eltern samt allen Hausgenossen durch ein Gewitter erschlagen worden seien, nur er allein sei mit dem Leben davongekommen. Da klagte und jammerte sie noch mehr und fragte, was für ein Vergehen sie in ihrem früheren Leben begangen habe, daß sie auf einmal Mann und Kinder sowie ihre Angehörigen verloren habe. Sie meinte, daß sie nun nicht mehr im Hause wohnen dürfe, weil sich dort ihre Traurigkeit nur noch mehr steigern werde.

Umherirrend gelangte sie in ein Gebirgsdorf, wo sie bei einer alten Frau, welche Baumwolle spann, Wohnung fand. Nachdem sie sich von der Ermüdung erholt hatte, begann sie mit der Alten zusammen zu spinnen. In jener Gegend lebte ein junger Weber, der von Zeit zu Zeit bei der alten Frau Baumwollgarn kaufte. Als sie ihm nun einmal feines Garn brachte, fragte er, woher dieses komme, da sie ihm früher nur grobes gesponnen habe. Sie erzählte ihm von der Frau, die bei ihr wohne, und er sprach den Wunsch aus, die Fremde zu heiraten und sie mit Speise, Kleidung und Lebensbedarf zu ver-

Digitized by Google

sorgen. Die Alte bat ihn die Antwort abzuwarten und ging, nachdem sie von ihm das Geld für das Garn und Speise erhalten hatte, mit Wohlgerüchen und Blumen geschmückt zu Krçâ Gautamî, erzählte ihr den ganzen Hergang, pries die Eigenschaften des Webers, sagte, daß er um sie werbe, und riet ihr auf seinen Antrag einzugehen. Obwohl sich Krçâ Gautamî anfangs sträubte, gab sie endlich nach und es fand die Hochzeit statt. Es war aber der Weber ein roher und jähzorniger Mensch, der sie beständig mit dem Stocke und mit der Hand schlug. Da sagte sie zur Alten, daß sie einen Râkschasa zum Mann erhalten habe und nicht wisse, was sie tun solle, da er sie täglich mit dem Stocke und der Hand schlage. Die Alte tröstete sie und meinte, er werde sie nur so lange schlagen, als kein Sohn da sei; später werde sie samt dem Sohne zur Macht kommen.

Als sie nun schwanger geworden war, wurde der Weber freundlich. Sie aber verachtete ihn, was er jedoch geduldig ertrug. Eines Tages aber hatten ihn seine Freunde mit berauschenden Getränken reichlich bewirtet und er kam berauscht nach Hause. Die Tür war verschlossen und die Frau, welche eben im Begriff war niederzukommen, konnte sie vor Schmerzen nicht öffnen. Da ging er sehr erzürnt weg. Als nun das Kind geboren ward, öffnete sie die Tür und meldete dem eintretenden Mann freudig die Geburt eines Sohnes. Sein Zorn aber hatte sich noch nicht gelegt und er meinte voll Bosheit, daß sie, die ihn schon vor der Geburt mißachtet habe, ihn sicherlich einst, wenn der Sohn herangewachsen sei, mit dessen Hilfe umbringen werde. Daher befahl er ihr Feuer anzumachen und den Kessel aufzustellen, dann Senföl hineinzugießen und es zu kochen. Hierauf sollte sie das neugeborene Kind hineinwerfen und zum Essen zubereiten. Sie flehte ihn an, doch das eigene Kind nicht zu töten, aber er schlug sie mit dem Stocke. Da warf sie das Kind in das siedende Öl. Als es gekocht war, befahl er es herauszunehmen

Digitized by Google

und das Fleisch zu essen. Und als sie sich weigerte, schlug er sie aufs heftigste am ganzen Körper, worauf sie das Fleisch des Kindes aß. Als der Zorn des Mannes verraucht war und er von Reue gequält dasaß und schließlich vom Schlaf überwältigt wurde, nahm Krçâ Gautamî Lebensmittel, so viel sie tragen konnte, und ging davon.

Sie schloß sich Reisenden aus dem Norden an, welche ihre Waren in Vârânasî abgesetzt hatten. Als der Karawanenführer ihre Schönheit sah, faßte er für sie Leidenschaft und fragte, wer sie sei und wohin sie gehe. Sie antwortete: „Mein Mann ist von einer Schlange gebissen worden; von meinen beiden Söhnen hat den einen ein Schakal davongetragen, der andere ist im Wasser umgekommen; mein Vater und meine Mutter sind durch das Gewitter erschlagen worden; ich, die ich nun ohne allen Schutz bin, gehe, wohin es mir beliebt, und werde mit dieser Reisegesellschaft weiterziehen." Der Karawanenführer nahm sie zur Frau, allein bald darauf wurden die Reisenden von Räubern überfallen und der Karawanenführer fand in dem Kampfe den Tod. Krçâ Gautamî wurde von dem Räuberhauptmann zur Frau genommen, doch auch dieser fand bald seinen Tod durch den König des Landes und Krçâ Gautamî wurde in das Frauengemach des Königs abgeführt. Als aber dieser gestorben war, wurde sie, nachdem die Frauen, die Prinzen, die Minister und eine riesige Menschenmenge ihr große Ehre bezeigt hatten, in das Grabmal gesteckt. In dieses Grab brachen Männer aus dem Nordlande, die vom Gräberdiebstahl lebten, ein. Als der Staub in die Nase der Krçâ Gautamî kam, mußte sie niesen. Die Grabräuber erschraken, weil sie glaubten, es sei ein Vetâla[1], und liefen davon. Krçâ Gautamî aber verließ durch die gemachte Öffnung das Grab.

Gerade hatte sich ein heftiger Sturm erhoben. Krçâ Gautamî versenkte sich so in die Betrachtung aller ihrer

[1] Gespenst, das in Leichen haust.

Digitized by Google

Leiden, daß sie, ohnehin durch das lange Hungern geschwächt, den Verstand verlor. Nur mit dem Unterkleide angetan, mit beschmutzten und rauhen Händen und Füßen, langem Haar und fahler Gesichtsfarbe irrte sie umher, bis sie nach Çrâvastî gelangte, wo sie beim Anblick Bhagavants[1] ihre Besinnung wieder erhielt. Bhagavant befahl Ananda[2], ihr ein Obergewand zu geben, trug ihr die Lehre vor und nahm sie in den geistlichen Stand auf. Er bezeichnete sie als die vorzüglichste der Bhikschunîs[3], welche den Vinaja[4] erfaßten.

28. Ochsen als Zeugen

In einer Gebirgsgegend lebte ein Hausbesitzer, der eine einzige Tochter hatte. Da er Ackerbauer war, pflügte er selbst seine Felder. Eines Tages ging der elternlose Sohn eines Hausbesitzers mit einer Tracht Holz, die er im Walde geholt hatte, an dem Felde vorbei, auf welchem jener pflügte. Der Jüngling legte die Last ab, erholte sich ein wenig und fragte: „O Oheim! Warum ackerst du selbst? Es ist doch sicher, daß du im Dorfe Dorfangelegenheiten zu besorgen hast." — „O Neffe, ich habe weder Söhne noch Brüder." — „O Oheim, gib mir den Pflug, ich werde für dich ackern, du aber ruhe!" Mit diesen Worten fing er an zu pflügen. Der Hausbesitzer kam mit Reisbrei herbei und forderte ihn auf zu essen. Nachdem beide das Mahl beendigt hatten, sagte der Jüngling: „O Oheim, ich kenne dein Haus nicht. Geh du nun, ich werde pflügen. Am Abend aber komm mir entgegen!" Der Hausbesitzer ging, der Jüngling pflügte eine Weile und ließ dann die zwei Ochsen neben dem Felde weiden.

[1] Buddha. [2] Neffe und Lieblingsschüler Buddha's. [3] Mitglied eines Nonnenordens. [4] Ein Teil der heiligen Schriften der Buddhisten.

Digitized by Google

Am Abend nahm er eine Tracht Gras und machte sich auf, um nach dem Gebirgsdorf zu gehen. Der Hausbesitzer kam ihm entgegen und führte ihn in sein Haus. Der Jüngling brachte die Ochsen in den Stall, breitete Streu aus, räucherte und setzte ihnen Gras vor. Der Hausherr bedachte, daß ihm der junge Mann Gutes tue, und beschloß, ihm seine Tochter zur Frau zu geben. Er sagte zu ihm: „O Neffe, tu alles zur Zufriedenheit und ich werde dir meine Tochter zur Frau geben." Und er fing an ein Haus zu bauen. Als ihm ein Ochse auf das Reisfeld lief und er ihn nicht von dort fortscheuchen konnte, schalt er ihn und warf ein Holzscheit nach ihm, wodurch ein Horn abbrach. Man nannte den Ochsen daher Hornbruch. Als ein anderesmal der gleiche Ochse wiederum auf das Feld gelaufen war und sich nicht fortscheuchen ließ, schalt er ihn und warf eine Sichel nach ihm, wodurch ihm der Schwanz abgeschnitten wurde. Der Ochse erhielt davon den Namen Stumpfschwanz. Beide Namen verkürzte man dann zu Bruchstumpf.

Nach Verlauf einiger Zeit sprach der Jüngling zum Hausbesitzer: „O Oheim, erfülle, was du versprochen hast!" Dieser wieder sagte zu seiner Frau: „O Gute, bereite alles zur Hochzeit! Ich will die Tochter verheiraten." Die Frau erwiderte: „O Herr! Da die Tochter keinem versprochen ist, wie soll sie verheiratet werden?" Er antwortete: „Ich werde sie an diesen Hausbesitzerssohn verheiraten." Da sprach die Frau: „Soll ich etwa meine Tochter diesem Unbemittelten, der wie weißer Pfeffer gewachsen ist, zur Frau geben? Ich werde sie dahin verheiraten, wo ich Kleidung und Nahrung finde." Der Mann entgegnete: „O Gute, der Jüngling erweist mir Gutes. Wenn er fortgeht, werde ich selbst das Feld pflügen müssen." Die Frau erklärte aber nochmals: „Ich kann diesem armen Schlucker meine Tochter nicht geben." Da dachte der Hausbesitzer: „Wenn ich dem Jüngling sage, daß er die Tochter nicht erhält, so geht er noch

Digitized by Google

heute fort und ich werde in Not geraten. Ich will ihn daher hinhalten."

Der Jüngling forderte ihn nochmals auf, sein Versprechen zu erfüllen. Er entgegnete: „O Neffe! Da ich für einen großen Kreis von Verwandten Reisbrei bereiten muß, so bringe zuvor die Reisernte zustande." Jener tat dies und wiederholte dann seine Aufforderung. Der Hausbesitzer antwortete: „O Neffe! Da Zuckerrohr notwendig ist, so bringe zuvor die Zuckerrohrernte zustande." Der Jüngling tat dies und erneuerte seine Forderung. Der Hausbesitzer sagte: „O Neffe! Da Brote notwendig sind, so bringe zuvor die Weizenernte zustande." Als auch dies getan war, verlangte der Jüngling wiederum die Erfüllung des Versprechens. Der Hausbesitzer sagte: „Da der frühere Reis zu Ende ist, so veranstalte noch eine Ernte."

Der Jüngling dachte: „Da diese Dinge sich nicht zu derselben Zeit machen lassen und er mich hinhält, will ich in eine große Versammlung von Menschen treten und ihn zur Antwort nötigen. Gibt er mir die Tochter nicht, so werde ich es durchsetzen, daß sie mir aus dem Palast des Königs in Güte gegeben wird." Er trat in eine große Versammlung von Menschen und sprach: „O Oheim, veranstalte die Hochzeit!" Da schalt ihn der Hausbesitzer und sprach: „O Freunde! Diesem Manne, der bei mir als Taglöhner arbeitet, werde ich doch meine Tochter nicht geben." Der Jüngling dachte: „Da ich weder Geld noch die Tochter von ihm erhalten habe, werde ich ihm einen kleinen Schaden zufügen und fortgehen." Nachdem er den Tag über mit den Ochsen geackert hatte, schlug er sie mit der Gerte, band sie in der Sonne an einen dürren Baum und wollte fortgehen. Durch die Natur der Dinge konnten nicht lange nach Erschaffung der Welt auch die Tiere reden und so sprachen die zwei Ochsen zu ihm: „O Mann! Du bist fortwährend wie Vater und Mutter gegen uns gewesen, hast uns beständig mit Güte behandelt.

Digitized by Google

Warum haſt du uns jetzt, nachdem du den Tag über gepflügt haſt, mit der Gerte geſchlagen, uns in der Sonne an einen dürren Baum gebunden und willſt nun fortgehen? O Mann, haben wir dir irgendein Unrecht getan?" — „Ihr habt mir nicht das geringſte Unrecht getan, aber euer Herr." — „Auf welche Weiſe?" — „Er hatte mir ſeine Tochter verſprochen, ſie aber mir nicht gegeben." — „Warum gehſt du nicht in den Palaſt des Königs?" — „Ich habe keine Zeugen." — „Geh nur, wir werden Zeugen ſein." — „Werdet ihr mit menſchlicher Sprache reden?" — „Nein, du ſollſt aber deine Beteuerung ſo einrichten: Uns mußt du ſieben Tage lang im Stall anbinden, uns weder Gras noch Waſſer geben, am ſiebenten Tage an einer Stelle loslaſſen, wo Gras und Waſſer in Fülle vorhanden ſind, und dann vor den König treten und ſagen: „Wenn ich die Wahrheit rede, ſollen dieſe Ochſen weder das Gras freſſen noch das Waſſer trinken!"

Da ging der Jüngling in den Palaſt des Königs und ſprach: „O König! Jener Hausbeſitzer hat mir ſeine Tochter verſprochen, ſie mir aber dennoch nicht zur Frau gegeben." Der König fragte: „Haſt du irgendwelche Zeugen?" — „Ja, o König!" — „Sind es Menſchen oder nicht?" — „Nein, es ſind keine Menſchen, ſondern Ochſen." — „Können ſie menſchliche Sprache reden?" — „Nein! Allein meine Worte werden alſo wahr befunden werden: Ich werde dieſe Ochſen ſieben Tage lang im Stall anbinden, ohne Gras und ohne Waſſer laſſen, ſie aber am ſiebenten Tage an eine Stelle führen, wo Gras und Waſſer in Fülle vorhanden ſind. Um die Wahrheit meiner Worte darzutun, werden dann die Ochſen weder Gras freſſen noch Waſſer trinken, ſolange der König mir nicht Glauben ſchenkt." Da ſprach der König zu den Miniſtern: „Verehrte, richtet die Sache ſo ein."

Die Miniſter ließen die Ochſen im Stall anbinden. Bruchſtumpf fragte: „Geht die Sonne im Weſten auf? Warum läßt man uns nicht los?" Die andern ſagten:

Digitized by Google

„Wir haben dem Sohn des Hausbesitzers versprochen, ihm als Zeugen zu dienen, werden hier sieben Tage lang angebunden sein und weder Gras noch Wasser bekommen, werden am siebenten Tag an eine gras- und wasserreiche Stelle geführt werden, aber erst dann Gras fressen und Wasser trinken, wenn der König glaubt, daß die Beteuerung des Jünglings wahr ist." Da erklärte Bruchstumpf: „Wenn man mich freiläßt, fresse ich auch Steine, von Gras schon gar nicht zu reden." Die Ochsen sagten: „Der Jüngling hat sich gegen uns stets wie ein Vater und eine Mutter benommen. Handle daher nicht so!" Bruchstumpf erwiderte: „Freilich ist es wahr, daß er uns wie ein Vater und eine Mutter behandelt hat. Allein, da er mich Bruchstumpf genannt hat, will ich es nicht tun, sondern wünsche vielmehr, daß sein Bauch platze."

Der Jüngling kam von Zeit zu Zeit in den Stall und fragte: „O Ochsen, wie geht es euch?" Sie antworteten: „Uns geht es gut, dir aber nicht." — „Weshalb?" — „Bruchstumpf hier hat gesagt, daß er, wenn man ihn freiließe, sogar Steine fressen würde, von Gras gar nicht zu reden." — „Soll ich also entfliehen?" — „Tu das nicht, sondern durchlöchere die Nase des Bruchstumpf. Wenn er Gras fressen oder Wasser trinken will, werden wir mit den Hörnern seine Nase packen und in die Höhe heben. Dann mußt du sagen: „Diese weisen auf die Sonne, weil sie andeuten wollen, daß die Sonne als fünfter Welthüter Zeuge sei." Da durchbohrte der Jüngling dem Ochsen die Nase; Bruchstumpf aber rief: „Verehrte, schaut her, wie er mich verunglimpft!" Die andern aber sagten: „Schweig still! Er will dich ausschmücken."

Am siebenten Tage ließ der König, nachdem er seine Minister versammelt hatte, die Ochsen an eine gras- und wasserreiche Stelle führen. Bruchstumpf wollte gleich ein Maulvoll Gras nehmen, die andern Ochsen aber packten ihn mit den Hörnern an der Nase und schauten zur Sonne. Der König fragte die Minister: „O Verehrte, warum

Digitized by Google

schauen diese Ochsen gegen die Sonne?" Da sprach ein Minister: „Es geschieht deshalb, weil sie andeuten wollen, daß nicht sie allein Zeugen sind, sondern auch der fünfte Welthüter, die Sonne." Der König staunte und sprach zu den Ministern: „O Verehrte, da die Tiere sogar Zeugnis abgelegt haben, so sorget dafür, daß der Hausbesitzer diesem Jüngling die Tochter gibt." Und so hatte der Jüngling mit Hilfe der Ochsen den Hausbesitzer besiegt und mußte dessen Tochter zur Frau erhalten.

Digitized by Google

Anhang

Digitized by Google

Digitized by Google

Über die Welt und die Herkunft der Dämonen

Einmal fragte Abdulla Ibn-Masud, ein Mitstreiter Mohammeds, den Propheten: „Worauf ist die Erde befestigt?" Mohammed gab zur Antwort: „Gott der Allerhöchste schuf einen Ochsen, bei dem der Abstand vom Kopf bis zum Schwanzende fünfhundert Jahre Weges beträgt und die Entfernung zwischen den zwei Hörnern zweihundertfünfzig Jahre. Und auf einem Horn dieses Ochsen ist die Erde befestigt[1]. Einmal drang der Satan in das Ohr des Ochsen und sprach: ‚Wie geht es dir?'
Der Ochs erwiderte: ‚Gott der Barmherzige hat auf mich eine große Last gelegt. Und was das ist, weiß ich nicht.'
Der Satan sprach: ‚Auf dich ist die Erde gestellt und aus ihr werden 18000 Welten entstehen, so daß du dann nicht mehr imstande sein wirst, eine solche Last auszuhalten. Nütze daher die jetzige Lage aus und wirf diese Last von dir!'
Der Ochse erlag den Versuchungen des Satans und schüttelte den Kopf, um mit dem Horn zu rütteln und die Erde abzuwerfen. Da befahl Gott der Barmherzige einer Fliege: ‚Geh, kriech in die Nase des Ochsen und stich ihn!' Die Fliege kroch in die Nase des Ochsen, stach ihn und ließ das Gift in der Wunde. Da brüllte der Ochse laut auf und heißt seit der Zeit auch ‚Brüller'. Gott der Barmherzige sprach: ‚Du warst den Worten des Satans willfährig und hast Ungeduld geäußert. Deshalb habe ich der Fliege Macht über dich gegeben, und sie wird dich stechen bis an den Tag der Auferstehung der Toten. Jedesmal wenn du dich unfolgsam zeigst, wird sie dich mit ihrem Gift stechen.' Dies ist also die Ursache des Erdbebens. Wenn sich der Ochse an die Einblasungen des Teufels erinnert, so will er die Erde von sich werfen. Die Erde beginnt dann zu beben. Aber die Fliege sticht sofort den Ochsen und er beruhigt sich wieder." —
Ebenderselbe Abdulla Ibn-Masud fragte: „Worauf stehen die vier Füße dieses Ochsen?"
Der Prophet gab zur Antwort: „Gott der Allweise schuf einen Fisch, bei dem der Abstand vom Kopf bis zum Schwanz fünfhundert Jahre Weges beträgt. Auf diesem Fisch stehen die Füße des Ochsen."
„Aber worauf ist der Fisch?" fragte Abdulla weiter.
„Auf dem Wasser," erwiderte Mohammed.
„Aber worauf ist das Wasser?"

[1] Auch nach dem Glauben der Kabylen ruht die ganze Welt auf den Hörnern eines riesenhaften Stieres; vgl. Frobenius, Volksmärchen der Kabylen, I. (Jena 1921), S. 83.

Digitized by Google

„Auf dem Wind."
„Aber wo ist der Wind?"
„Über der Hölle."
„Aber worauf ist die Hölle?"
„Auf einer Schüssel."
„Aber worauf ist diese Schüssel?"
„In der Hand eines Engels."
„Aber worauf ist dieser Engel?"
„Auf einem Wurm, und der Name dieses Engels ist Darjail."
„Aber wo befindet sich dieser Engel?"
„Unter dem siebenten Stockwerk der Hölle."

Im siebenten Stockwerk der Hölle[1] schuf Gott der Barmherzige aus Feuer eine Wölfin mit Namen Nimlis und einen Tiger mit Namen Hiblis. Er befahl ihnen zu sein wie Mann und Weib, und sie paarten sich. Es wurden ihnen nach der Reihe Zwillinge geboren, zuerst ein Sohn Iblis und eine Tochter Dschinna, dann ein Sohn Div und eine Tochter Adschina, ferner ein Sohn Schaitan und eine Tochter Albasti. Und so vermehrte sich ihre Nachkommenschaft weiter.

Iblis war seinen Eltern ungehorsam und tat dann 28 000 Jahre lang Buße. Die eine Hälfte dieser Zeit verbrachte er in den sieben Höllen und auf den sieben Erden, überall je tausend Jahre lang, und die andere Hälfte zwischen Himmel und Erde. Dann verlebte er in jedem der sieben Himmel je tausend Jahre und wurde schließlich wegen seiner Frömmigkeit zum Throne Gottes erhöht. Im Dienste Gottes verbrachte er weitere 72 000 Jahre. Dann wirkte er 8000 Jahre lang als Lehrer der Engel und unterrichtete sie im Glauben und in der Gottesfurcht[2]. Und als Gott der Barmherzige die Menschen schuf, kehrte Iblis nach dem Willen Gottes auf die Erde zurück.

Von den Dschinnen, Albasti, Diven und Adschinen hatten viele den Islam angenommen. Da sie wünschten, in verschiedenen Gestalten auf der Erde bis ans Ende der Welt wandeln zu dürfen, verrichtete der Prophet ein Gebet, und ihr Wunsch wurde erfüllt. Seither erscheinen sie an verschiedenen Orten und in verschiedenen Gestalten, manchmal als Menschen, manch-

[1] Der tiefste Teil des Weltalls, entgegengesetzt dem höchsten, dem siebenten Himmel. Die sieben Himmel, die auch der Talmud kennt, haben ihr Urbild wohl in den sieben Vegetationsstufen des Himalaja. — [2] Die Sage läßt auch Mohammed zum siebenten Himmel auffahren, wo statt der ungläubigen Erdenmenschen gläubige Dämonen (Dschinne) seiner Predigt zuhören, vgl. Koran, Sure 72.

Digitized by Google

mal als Tiere. Aber die unter ihnen, welche die Lehre Mohammeds nicht angenommen hatten, wurden auf Grund eines Gebetes des Propheten Salomon in die kaukasischen Berge verwünscht.

Die Dschinne und Adschine können die verschiedensten Formen annehmen. So erscheinen sie dem Menschen oft in Gestalt eines Esels, einer Ziege oder als Flamme, ja sogar als Kutsche. Gewöhnlich halten sie sich in der Nähe von Kehrichtplätzen und Düngerhaufen auf und nähren sich von allerlei Aas. Wenn die im Zustand leiblicher Unreinheit befindlichen Menschen auf ihrem Hof eine Waschung beim Düngerhaufen vollführen, so setzen sie sich dem Einflusse der Dschinne und Adschine aus.

Die Albasti genannten Geister hausen mit Vorliebe in den Ruinen von Bauwerken und unter Nußbäumen und waschen sich dort ihr zottiges Haar. Leute, die von ihnen besessen sind, erholen sich meist nicht mehr, während die von Dschinnen und Adschinen besessenen Menschen wieder gesund werden können. In diesem dämonischen Zustand reißen sich die Leute ihre Kleider in Fetzen und essen alles, was ihnen vors Auge kommt, auch das vom Gesetz Verbotene. Wenn man Personen, die unter dem Einfluß von Dschinnen oder Adschinen standen und durch ein Gebet wieder gesund geworden sind, über ihren früheren Zustand ausfragt, so behaupten sie, daß auf der Erde leben und mit jenen Geistern in keine Berührung kommen so viel bedeute, wie kein Vergnügen und keine Lust zu genießen.

Denn die Dschinne und Adschine bilden, die einen als Männer, die andern als Weiber, kleine, lustige Gesellschaften mit einer Art militärischen Organisation. Einer sitzt wie ein König auf dem Thron und die andern stehen in Reihen um ihn herum und befinden sich gewissermaßen in seinem Dienste. Ihre Gewänder sind golddurchwirkt, und sie sitzen auf vergoldeten Kissen, über welche weiche Decken ausgebreitet sind. Dann befiehlt ihnen der Gebieter, Gold und Silber zu holen; manchmal veranlaßt er auch, daß die Untertanen seinen Thron in die Höhe heben und nach allen Seiten herumspringen. Wer an einer solchen Versammlung teilnimmt, hat nur heitere Gedanken und frohe Gefühle, kennt keinerlei Sorgen, sondern nur Lachen und Lust. Wenn sich aber ein Mensch von dieser Gemeinschaft freimacht und aus dem Zustand der Besessenheit erwacht, so sieht er, daß als Thron ein ganz gemeiner Misthaufen oder aller Art Schutt und Abfall gedient hat, und daß das Gold und Silber gewöhnliche Nägel, Nadeln und allerlei altes Eisen waren.

Digitized by Google

Dschinne

Der Glaube an die Dschinne ist bei den muselmanischen Völkern allgemein verbreitet und auch an verschiedenen Stellen des Koran dargelegt. Doch ist dieser Glaube seiner Entstehung nach älter als der Koran, da schon in der vorislamischen Zeit unter den heidnischen Arabern die Dschinne verehrt wurden.

Im folgenden sei wiedergegeben, was wir aus dem Koran über diese Geister wissen. Sie sind Geschöpfe Gottes und aus dem Feuer ohne Rauch geschaffen. Sie wurden erst nach der Erschaffung des Himmels und der Erde, aber noch vor dem Menschen zu Gottes Verehrung in die Welt gesetzt. Die Besonderheit ihrer Natur besteht darin, daß sie Geschlechtsverkehr mit den Menschen ausüben können. Nach ihrem Fall zeigten sie das Bestreben, die Menschen zu Sünden zu verleiten. Aber Gott sorgte auch weiter für sie, wählte aus ihnen die ihm ergebenen Diener aus und sandte sie zu ihren Brüdern, um den wahren Glauben zu predigen. Einige bereuten und bekehrten sich zum Islam, andere aber blieben in ihrer Verblendung. Daher gibt es gläubige Dschinne und ungläubige. Von den letzten begingen einige auch weiterhin verschiedene Verbrechen und wurden von Gott bestraft. Sie brennen im höllischen Feuer. Andere wollten in böser Absicht in die himmlischen Geheimnisse eindringen und versuchten sich in den Himmel zu erheben, um die Gespräche der Himmelsbewohner zu belauschen. Aber die Engel, die Wächter des Himmels, verjagten sie, indem sie glühende Steine auf sie warfen (Sternschnuppen).

Obwohl sie schadenbringende Wesen sind, können die Dschinne doch nicht allen Menschen Böses zufügen. Man kann gegen sie verschiedene Beschwörungen anwenden. So hielt sie der Prophet Salomon in voller Unterwürfigkeit. Sie dienten in seinem Heere, bauten und arbeiteten für ihn, was er befahl, holten sogar für ihn Perlen vom Meeresgrund herauf. Einer der dem Salomon untertänigen Dschinne wird im Koran sogar mit Namen genannt. Es ist Ifrit, der sich durch besondere Macht auszeichnete und Salomon seine Bereitwilligkeit äußerte, den Thron der Königin von Saba herbeizuschaffen, ehe Salomon vom Platze sich erhebe[1].

Der Glaube an die Dschinne ist auch heute noch unter den Sarten und Kirgisen verbreitet und imstande, einem ganzen Dorfe Furcht einzujagen. Man hält die Irrsinnigen für von bösen Dschinnen Besessene. Dies ging so weit, daß das sartische

[1] Koran, Sure 27, 39.

Digitized by Google

Wort „dschinni" (kirgisisch „dschindi") gleichbedeutend mit „besessen" wurde. So sagt man von dem Flusse Tschirtschik, an dem die Hauptstadt von Turkestan, Taschkent, liegt: „Tschirtschik — dschinni", d. h. der Tschirtschik ist besessen, womit man offenbar die rasende Schnelligkeit und reißende Strömung des Flusses, der oft Brücken und Dämme abreißt, bezeichnen will.

Dive

Wie die Dschinne, so gehören auch die Dive zu der Gattung der Dämonen, sind aber viel bösartiger als jene. Gott hat sie aus dem Rauch geschaffen, der von dem ersten Feuer aufstieg. Die Dschinne wurden aus der Flamme, die Engel aus dem Licht dieses Feuers geschaffen. Nach einer Überlieferung soll auch der erwähnte Ifrit, der sich im Heere des Propheten Salomon befand, nicht ein Dschinn, sondern ein Div gewesen sein. Dieser Glaube der Sarten betreffs der Herkunft der Dive hängt zusammen mit der allgemeinen indoeuropäischen Vorstellung von der Göttlichkeit des Feuers und Lichtes. Die Wurzel dev bedeutet in den indogermanischen Sprachen die lichte Gottheit, im Sanskrit dewa, im Lateinischen deus, im Griechischen θεός usw. Wie bei den Indern, wo die den Göttern gleichgesetzten Dämonen später auch mit demselben Namen, dewa (Gott), bezeichnet wurden[1], so bedeutet Dev oder Div auch bei den Persern einen bösen Geist. Von den Persern ging dieser Glaube zugleich mit den Märchen auf die Sarten über. In Firdosis Königsbuch (Schahname)[2] tötet Rustam drei Dive. Ebenda sind auch zwei Abbildungen von Diven. Sie haben das Aussehen eines mit Haaren bewachsenen Teufels, mit Hörnern am Kopf, mit großen fletschenden Stoßzähnen, mit Klauen an Händen und Füßen und einem langen Schwanz[3].

Die Dive besitzen eine ungewöhnliche Kraft, sind zumeist von ungeheurer Größe und gelten als unüberwindlich. Doch gelingt es, wie unsere Märchen beweisen, mitunter einem gottbegnadeten, von geheimen Mächten unterstützten Helden, sie zu besiegen.

Pari

Meist in der Gesellschaft der Dive treten in unseren Märchen die bald freundlichen, hilfreichen, bald tückischen, geldgierigen

[1] Hertel, Indische Märchen, S. 4. — [2] Übersetzung von F. Rückert, I, S. 343; III, S. 3. — [3] Ebenso ragen auch dem Menschenfresser in den Afrikanischen Märchen (Märchen der Weltliteratur), S. 127, zwei wüste lange Hauer aus dem großen Maule heraus.

Digitized by Google

Pari auf. Schon im Zendaweſta kommen ſie unter dem Namen Pairika als weibliche Unholde vor. Nach dem Glauben der Parſen, deren reich ausgebildete Dämonologie eine fruchtbare Grundlage für die Märchenbildung geboten hat, ſind ſie feenartige Weſen, die ſich vom Reich der Finſternis abgewendet haben und wieder dem Lichte zuſtreben. Erwähnt ſei, daß man auch den Namen Fergana — das blühende Land im Südoſten Turkeſtans — als Peri-chana (Feenland) zu erklären verſucht hat.

Der Vogel Simurg

Der ſagenhafte Vogel Simurg, der deutſche Greif, der Bhärundavogel der Inder, führt dieſen Namen bei den Perſern, von welchen dieſe Bezeichnung zu den verſchiedenen türkiſchen Völkern, zu den Kirgiſen, Baſchkiren, Tataren und anderen überging und nur Änderungen im Vokalbeſtand erfuhr. So treffen wir die Namen Samrak, Samruk, Samrau und Samurak. Bei den Arabern iſt er bekannt unter dem Namen Anka, was einen Vogel mit einem langen Hals bedeutet. Das perſiſche Wort Simurg kann man erklären als „der ſilberne Vogel", der Vogel, welcher glänzende, ſilberne Federn hat.

Nach dem Volksglauben iſt dieſer Vogel ſo groß, daß er, wenn er die Flügel ausbreitet, das Sonnenlicht verhüllt und Schatten macht. Auf ſeinen Federn iſt ein Anſtrich von allen Farben ſämtlicher Vögel der Welt, und am Hals hat er einen weißen Streifen wie ein Halsband. Er legt rieſengroße Eier. Seine Lebensdauer beträgt 2000 Jahre. Er beſitzt eine ſolche Kraft, daß er ein Kamel oder einen Elefanten wegtragen kann. Nach einigen Überlieferungen ſoll er auch ein menſchliches Geſicht haben. Tatſache iſt, daß ihm der Glaube aller Muſelmanen die Fähigkeit zu ſprechen zuſchreibt. Es wird auch erzählt, daß ſich in alter Zeit alle von Gott geſchaffenen Vögel verſammelten, um ſich einen König zu wählen. Man überlegte und ſtritt lange herum, bis der Wiedehopf auf den Vogel Simurg hinwies, der auf dem Berge Kaf (Kaukaſus) lebe.

Im „Schahname"[1] wird berichtet, daß der Vogel Simurg auf dem Berge Albors (Elbrus) lebte und dort Zal, den Vater Ruſtams, aufzog. Wenn dieſer eine Feder, die er von Simurg erhielt, anbrennt, ſo kommt ihm der Vogel ſofort zu Hilfe.

Der Drache (Aſchdacha)

Das Wort Aſchdacha oder Adſchdacha iſt perſiſch. Nach dem Glauben der Perſer und benachbarten Völker iſt der Drache ein

[1] In F. Rückerts Überſetzung, I, S. 136 f. und S. 219.

Digitized by Google

Riesentier von abscheulichem Aussehen. Ein kleiner Drache ist fünf Ellen lang, große erreichen aber eine Länge von dreißig Ellen und mehr. Die Hautfarbe ist gelbschwarz, die Augen sind ganz von den Augenbrauen bedeckt, und der Rachen, der voll spitziger Zähne ist, steht meist weit offen. Die männlichen Drachen sind größer und bösartiger als die Weibchen. Durch seinen Atem kann der Drache Tiere schon von weitem an sich ziehen, und sie fallen von selbst in seinen Rachen. Danach windet sich der Drache um einen Baumstumpf oder Stein und zerbricht so die Knochen des verschluckten Tieres. Einen großen Teil des Lebens verbringen die Drachen im Wasser. Sie gehen aber auch manchmal auf hohe Berge, erheben sich dort in die Wolken und genießen deren Feuchtigkeit. Einzelne Drachen leben auch in der Steppe.

Wer das Herz des Drachen ißt und dessen Haut an einen geliebten Menschen hängt, findet Gegenliebe. Aber wenn jemand ein Stückchen dieser Haut bei sich trägt, so entfliehen alle Tiere vor ihm. Wenn man den Kopf des Drachen an irgendeinem Platze in der Erde vergräbt, so bringt dies dem Besitzer des Platzes viel Reichtum und Glück.

Im „Schahname" ist ein Drache abgebildet, wie er aus seinem Rachen Feuergarben gegen den Helden Rustam, der das Ungetüm töten soll, schleudert[1].

Heute ist der Glaube an den Drachen außer bei den Kirgisen, Sarten und Tataren am lebendigsten bei den Baschkiren, bei welchen viele Erzählungen über dieses Tier, das hier vor allem in Brunnen und Seen lebt, im Umlauf sind.

---

[1] Vgl. F. Rückerts Übersetzung, I, S. 332 f. Hier wird auch S. 32 darauf verwiesen, daß mit dem persischen Wort azdehâ (Aschdacha) der aus dem Arabischen stammende Eigenname des Drachenkönigs Dhohhak zusammenhängt. Denn der Name lautet im Sanskrit ahi dahaka (brennende Schlange) und in der Zendsage Asi dahâka, woraus wahrscheinlich azdehâ durch Kürzung entstand.

Digitized by Google

Hauptquelle war das Buch „Skaski Sartov" (Märchen der Sarten) von N. P. Ostroumoff (Taschkent 1906), dem Nr. 1—15 entnommen sind. Der Herausgeber war Gymnasialdirektor in Taschkent und ein ausgezeichneter Kenner der Sarten. Er ließ die Märchen durch seine sartischen Schüler, die zumeist Erwachsene waren, und Freunde sammeln. Bei jedem Stück hat er den Namen seines Gewährsmannes gewissenhaft verzeichnet und in der Vorrede betont, daß er sich keine weitgehenden Änderungen bei der Herausgabe gestattet hat. Von den aus persischen Werken stammenden Bildbeilagen seines Buches haben wir die des Vogel Simurg an die Spitze dieses Buches gesetzt.

Das Märchen Nr. 16 hat W. P. Nalifkin, neben Ostroumoff der verdienteste Forscher auf dem Gebiete der sartischen Volkskunde, veröffentlicht in dem wertvollen Buche „Otscherk büta schenschtschinü osjedlago tusemnago naselenija Ferganü" (Übersicht über das Leben der Frau bei der seßhaften, bodenständigen Bevölkerung Ferganas), das er gemeinsam mit seiner Frau verfaßte und 1886 in Kasan herausgab. Den Stoff zu diesem Werke hat er in dem Dorfe Nanai bei Namangan gesammelt.

Nr. 17 und 20 hat Gr. Andrejeff in der Taschkenter Zeitung „Turkestanskija Wjedomosti" (Turkestanische Nachrichten) vom 3. Mai (16. Mai unserer Zeitrechnung) 1916 und vom 8. (31.) Jänner 1916 veröffentlicht und Nr. 20 dem kurz vorher in sartischer Sprache erschienenen Buche „Nasrüddin Afandi (= Effendi)" entlehnt. Nr. 18 stammt aus dem „Jeschegodnik Ferganskoi oblasti" (Jahrbuch der Provinz Fergana), I. Bd., Neu-Margelan (Skobelewo) 1902, S. 68 und Nr. 19 aus „Ewarnizky, Putewoditel" (Reiseführer durch Mittelasien von Baku nach Taschkent in archäologischer und historischer Beziehung), Taschkent 1893.

Nr. 21—24 wurden übersetzt aus J. H. Knowles, Folk-Tales of Kashmir. 2. Auflage, London 1893; Nr. 25—28 stammen aus den schwer zugänglichen „Indischen Erzählungen" von A. Schiefner. (Mélanges asiatiques. Petersburg. VII ff. 1876 ff.)

Der Anhang stellt einen Auszug aus entsprechenden Aufsätzen dar, die Ostroumoff in seinem Buche den Märchen angeschlossen hat, wobei der Abschnitt „Über die Welt und die Herkunft der Dämonen" auf einen mündlichen Bericht des Taschkenter Mulla Abdul Halim zurückgeht.

Digitized by Google

1 **Die drei Königssöhne.** Mitgeteilt von dem Schüler der 6. Klasse des Taschkenter Gymnasiums Abdurrachman Farchat aus Samarkand. — Das eingeschobene Märchen vom treuen Jagdfalken ist das einzige, welches mit kleineren Abweichungen auch in sartischer Sprache gedruckt erschienen ist, nämlich als Leseprobe bei W. P. Nalifkin, „Rukowodstwo k praktitscheskomu isutscheniju sartovskago jasüka“ (Handbuch zur praktischen Erlernung der sartischen Sprache), 2. Aufl., Taschkent 1911, S. 172. Hier lautet es:

„Ein König hatte einen Jagdfalken, den er sehr liebte. Eines Tages nahm er ihn auf die Hand und begab sich in die Steppe, um zu jagen. Da sprang eine wilde Ziege vor ihm auf. Er jagte ihr auf dem Pferde nach und verfolgte sie so lange und so weit, daß seine Leute zurückblieben und ihn nicht mehr einholen konnten. Endlich wurde der König müde und durstig. Er hielt am Fuße eines Felsens an, von dessen Spitze ein wenig Wasser herabsickerte. Er nahm seine Trinkschale aus dem Futteral und stellte sie auf, um das Wasser zu sammeln. Nach einiger Zeit war die Schale voll. Der König hob sie auf und wollte trinken, da schlug der Falke mit den Flügeln an die Schale und verschüttete das Wasser. Der König stellte die Schale wieder an den alten Platz. Nach einiger Zeit war sie wieder voll Wasser. Aber der Falke verschüttete nochmals auf die frühere Weise mit den Flügeln das Wasser. Der darüber erbitterte König nahm sich in seinem Zorne keine Zeit, dieses Betragen des Falken zu untersuchen, sondern schlug ihn so stark, daß er starb. Mittlerweile war der Reitknecht nachgekommen und sah, wie durstig sein Herr war, und daß der Vogel tot dalag. Auf Befehl des Königs kletterte er auf die Spitze des Felsens hinauf, um von der Quelle Wasser zu bringen. Oben angekommen aber sah er am Rand der Quelle eine tote Schlange liegen, deren Aas das Quellwasser vergiftet hatte. Der Reitknecht neigte sich über den Felsen herab und berichtete dies dem König. Da flossen diesem Tränen aus den Augen. Er beweinte den toten Falken und bereute und bedauerte seine voreilige Tat.“

Drei Brüder, der jüngste klüger als die andern — in dieser Form selten; meist gilt der jüngste zunächst als beschränkt und wird zurückgesetzt (männliches Aschenbrödel) und erhebt sich erst im Verlaufe der Geschichte über die Brüder. Vgl. Bolte-Polívka, I, S. 183, 503; II, S. 30, 39, 395, 427, 466; III, S. 267[1]; Gunkel, Herm., Das Märchen im Alten Testa-

[1] Zum Vergleich wurden im allgemeinen nur in den letzten Jahren erschienene, bei Bolte-Polívka, Anmerkungen zu den

Digitized by Google

ment (Tübingen 1921), S. 122; ferner Russische Märchen S. 2, 188. Der Dümmling als Feigling, der sich dann als großer Held entpuppt, ist besonders beliebt in den Spielmannsgeschichten der Sahel (Atlantis VI). — Scharfsinnsproben der einfachsten Form, wie sie das orientalische Märchen liebt, liegen vor, wenn die Brüder aus den dürftigsten Spuren und Anzeichen darauf schließen, wer von ihnen den Weg gezogen ist oder was in dem Tuche steckt; vgl. Leyen, Das Märchen (Leipzig 1917), S. 78 und unten Nr. 25 und 26. — Ebenso hat der verdächtigte Lebensretter vor allem in indischen Märchen Seitenstücke; vgl. Bolte-Polivka, I, S. 55, wo auch auf ein malaiisches Märchen verwiesen ist, in welchem ein Mann auf seinen Freund eifersüchtig ist, bis ihm dieser den Drachen zeigt, den er nachts neben dem Ehebette enthauptet hat. Hierher und zu dem Märchen von dem treuen Jagdfalken gehört auch die übereilte Tötung des treuen Hundes, der das Kind vor der Schlange gerettet hat, bei Benfey (Pantschatantra, I, 483) = Bolte-Polivka, I, S. 425, und die Geschichte vom Brahmanen und dem Ichneumon (Hertel, Tantrakhyanika, II, S. 150) und die von der Soldatenfrau und dem Ichnevmon (Indische Märchen, S. 270). Vgl. auch Leyen, Indische Märchen (Halle 1898), S. 141 Anm. — Das Märchen vom Papageienbaum ähnlich bei Knowles, Folk-Tales of Kashmir, S. 35, wo der Papagei seinen Herrn vor dem Vergiftungstode rettet und wo zwei Bäume eine Rolle spielen, ein verjüngender und einer, dessen Früchte alt machen. Verjüngende Äpfel: Bolte-Polivka, I, S. 513; II, S. 398; III, S. 198. Russische Märchen, S. 245. Nordische Märchen, I, S. 68. Vgl. die Kindersegen bringenden Äpfel unten Nr. 6. — Zur letzten Erzählung vgl. Leyen, Indische Märchen, S. 74 (Das größte Opfer) und S. 154 Anm. Gewöhnlich lautet die Schlußfrage: „Wer war der Edelmütigste?" — Bevorzugung der Zahl 40: Kabylenmärchen, I, S. 142; III, S. 299. Über die Dreizahl vgl. Aarne, Leitfaden der vergleichenden Märchenforschung (F. F. C. Nr. 13), S. 27 und Leyen, Das Märchen, S. 80. — Zur Form der Rahmenerzählung, deren Erfinder die Inder sind, vgl. Leyen in Herrigs Archiv 115 (1905), S. 280.

Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, und Aarne, Verzeichnis der Märchentypen, nicht berücksichtigte Werke herangezogen, vor allem die „Märchen der Weltliteratur", bei welchen die gebrauchten Abkürzungen, wie Balkanmärchen, Grimm, Indische Märchen u. a. keiner weiteren Erklärung bedürfen, ebenso wie andere im Verlage E. Diederichs erschienene Werke, z. B. Atlantis.

Digitized by Google

2 **Die Schätze der Teufel.** Nach den Worten eines Kokander Sarten aufgezeichnet von W. F. Waſiljeff. — **Trennung dreier Brüder bei einer Wegkreuzung,** hier ohne Säulen mit Inſchriften: Grimm, II, S. 10; Nordiſche Märchen, II, S. 67; Balkanmärchen, S. 278. — **Wunſchdinge:** Bolte-Polivka, I, S. 346, 464; II, S. 438; Thimme, Ad., Das Märchen (Leipzig 1909), S. 63; Gunkel, S. 58, 100; Plattdeutſche Märchen, S. 39, 246; Nordiſche Märchen, II, S. 87, 93, 163; Atlantis, I, S. 189; Knowles, S. 21, 86. Streitenden abgenommene Wunſchdinge: Aarne, Verzeichnis der Märchentypen (F. F. C. Nr. 3), Nr. 518; Bolte-Polivka, II, S. 331; III, S. 38, 413, 425; Plattdeutſche Märchen, S. 227; Nordiſche Märchen, II, S. 130, 255; Ruſſiſche Märchen, S. 210; Ukrainiſche Märchen, herausgegeben von Lotte Heller und Nadija Surowzowa (Wien 1921), S. 52; Balkanmärchen, S. 78, 297; Kabylenmärchen, III, S. 336. Geraubte und wiedergewonnene Wunſchdinge: Aarne, Nr. 566; Bolte-Polivka, I, S. 476 und 481, wo auf ein indiſches Märchen verwieſen iſt, in welchem die Geliebte dem König den Wunderdegen, die Speiſeſchale, den geldſpendenden Teppich und den fliegenden Thron entwendet; ſein Miniſter verwandelt die Diebin durch ſchwarzes Waſſer in einen Affen. Ähnlich bringt in den Balkanmärchen (S. 248) die „Schöne der Erde" den Helden um ſeine Zauberdinge und läßt ihn dann in das Land Tingljimaimun ſchaffen (der erſte Beſtandteil dieſes Wortes iſt unklar, das türkiſche maimun bedeutet Affe). — Genaue **Handhabung des Rechtes** auch für Tiere: Vgl. die Sage „Der Kaiſer und die Schlange" bei Grimm, Deutſche Sagen, II, Nr. 459, wo der Kaiſer in Zürich eine Glocke auf einer Säule errichten läßt, damit ein jeder, der Recht fordert, an dem Strange ziehen kann, ſooft der Kaiſer beim Mittagmahl ſitzt. — **Verwandlung in einen Eſel:** Bolte-Polivka, III, S. 3. — Zu dem **Freudenfeſt,** das hier und in anderen Märchen einen beliebten Abſchluß bildet, vgl. R. Petſch, Formelhafte Schlüſſe im Volksmärchen. Berlin 1900. S. 23.

3 **Die Geſchenke der Schlange.** Mitgeteilt von dem Schüler der ruſſiſch-einheimiſchen Schule in Kokand Suleiman, Sohn des Amrakul. — Zu dem Stoff vgl. Bolte-Polivka, II, S. 455; Aarne, Leitfaden, S. 82, 84; V. Tille, Verzeichnis der böhmiſchen Märchen (F. F. C. Nr. 34, Helſingfors 1921), S. 268; ferner Ukrainiſche Märchen, S. 7; Balkanmärchen, S. 16; Neugriechiſche Märchen, S. 40. — **Hilfreiche und dankbare Tiere:** Aarne, Nr. 530—559; Bolte-Polivka, I, S. 134, 332, 534; II, S. 20, 339, 451, 458, 470; III, S. 1, 18, 268, 322, 365, 407 u. a.; Thimme, S. 80; Leyen, Das Märchen, S. 119; Gunkel, S. 31;

Digitized by Google

Charlotte Bühler, Das Märchen und die Phantasie des Kindes (17. Beiheft zur Ztschr. f. angewandte Psychologie. Leipzig 1918, S. 18); Gisela Mayer-Pitsch, Mythen- und Märchenzüge in der steirischen Volkssage (Südmarkkalender 1922, S. 105); ferner Deutsche Märchen seit Grimm, S. 111; Plattdeutsche Märchen, S. 202; Nordische Märchen, I, S. 70, 222; II, S. 120; Neugriechische Märchen, S. 44, 207, 211; Balkanmärchen, S. 41, 167, 200, 206, 219; Kaukasische Märchen, S. 1; Kabylenmärchen, III, S. 72; Indianermärchen, S. 184 u. a. — Beharren auf einem bestimmten Wunschding als Geschenk: Chinesische Märchen, S. 15; Südseemärchen, S. 172. — Arme Mutter als Freiwerberin für ihren Sohn beim König: Ungarische Märchen, herausgegeben von E. Sklarek (I, 1901), S. 43. — In der Sammlung von Ostroumoff steht noch ein zweites, stoffverwandtes, von dem Schüler der 4. Klasse des Taschkenter Gymnasiums Agsam Sattar-Chan mitgeteiltes Märchen: Ein armer Jüngling schenkt einem gefangenen Reiher das Leben und erhält dafür von diesem das Tischtuch Deckauf. Dies nimmt ihm der König des Landes weg. Darauf begibt sich der Jüngling wieder zum Reiher und wird mit einem Kürbis beschenkt, aus welchem über Befehl riesenstarke Männer herauskommen. Mit diesen vernichtet er das Heer des Königs und macht sich selbst zum Herrscher. — Dazu vgl. Russische Märchen, S. 188.

4 Prinz Hassan Pascha. Aufgezeichnet von dem Schüler der 8. Klasse des Taschkenter Gymnasiums P. Scherman nach den Worten des Namanganer Sarten Dada Chodscha Kaßümbai. — Gehört zu dem weitverbreiteten Stoff vom „Goldenen Vogel": Aarne, Nr. 550; Bolte-Polivka, I, S. 503; II, S. 399; vgl. auch III, S. 515. Der hilfreiche Reisekamerad ist wie hier ebenfalls ein Wolf in dem bekannten russischen Märchen „Prinz Iwan, der graue Wolf und der Wundervogel" (Schar-Ptiza) und in den Nordischen Märchen, II, S. 119. Vgl. ferner Plattdeutsche Märchen, S. 163; Ukrainische Märchen, S. 81; Kaukasische Märchen, S. 42 und Neugriechische Märchen, S. 267, wo es in das Märchen vom Drachentöter (s. u. Nr. 7) übergeht. — Wachende drei Brüder: Bolte-Polivka, I, S. 269, 503, 514; II, S. 301; III, S. 417; ferner Plattdeutsche Märchen, S. 230; Nordische Märchen, II, S. 253; Russische Märchen, S. 2, 134, 276; Ukrainische Märchen, S. 23; Balkanmärchen, S. 21, 96, 193. — Feder des Wundervogels, die auf alles Bescheid erteilt: Bolte-Polivka, I, S. 286; ähnlich das rote Haar in den Balkanmärchen, S. 183. Gewöhnlich ist es der Vogel Phönix (Bolte-Polivka, II, S. 381; K. Wehrhan, Die Sage.

Digitized by Google

Leipzig 1908. S. 99), von welchem drei Federn zu holen sind (Bolte-Polivka, I, S. 277; III, S. 33, 267). — Heilmittel holende drei Söhne: Aarne, Nr. 610—619; Bolte-Polivka, I, S. 261, 510; II, S. 313, 399; III, S. 97, 113. — Wegkreuzung mit Inschriften: Russische Märchen, S. 77, 237; Ukrainische Märchen, S. 71; Kaukasische Märchen, S. 134; Balkanmärchen, S. 37, 229; vgl. o. Nr. 2. — Die Gewinnung des Gelbrosses erinnert an Kabylenmärchen, I, S. 121, wo ein Dieb sechsmal hintereinander durch Schreien den Hirten weckt, der jedesmal aufsteht und sucht, aber nichts findet. Wie er dann fest einschläft, treibt der Dieb ruhig eine Kuh aus der Hürde heraus. — Undankbare und neidische Brüder: Plattdeutsche Märchen, S. 159; Balkanmärchen, S. 95, 126; Südseemärchen, S. 285; vgl. auch Thimme, Das Märchen, S. 39 und Leyen in Herrigs Archiv, 115, S. 13. — Heilung des Geblendeten durch Wasser oder Tau: Bolte-Polivka, I, S. 510; II, S. 400, 469; III, S. 1. — Zur Strafe von Pferden zerrissen: Bolte-Polivka, I, S. 306. Besonders häufig in den Russischen Märchen, S. 4, 105, 134, 144, 151; Ukrainische Märchen, S. 40; Kaukasische Märchen, S. 45; Balkanmärchen, S. 73, 98; Neugriechische Märchen, S. 275; Ungarische Märchen, I, S. 130; II, S. 86; Nordische Märchen, II, S. 114.

5 Die schöne Dunja. Mitgeteilt von einem Basarkrämer in dem Dorfe Kibrai bei Taschkent im August 1892. — In der Quelle überschrieben „Dunja Kys"; verwandt mit dem bei Bolte-Polivka, I, S. 310 angeführten kirgisischen Märchen „Dudar Kys" (Kys = Mädchen). — Durch ein verfolgtes Wild in den Tod gelockt: Balkanmärchen, S. 119; Kabylenmärchen, III, S. 294; vgl. auch Bolte-Polivka, II, S. 345. — Der Schwarze, Weiße und Rote Div erscheinen auch in den Kaukasischen Märchen, S. 48, die ersten zwei werden schon in Firdosis „Schahname" erwähnt (Übersetzung von F. Rückert, I. Berlin 1890. S. 16). — Zu Juz-At (= Hundertpferd) vgl. o. Nr. 4 (Die Gewinnung des Gelbrosses) und Lit. u. Nr. 9. — Haarmotiv: Vgl. Kaukasische Märchen, S. 37, 239; Knowles, S. 23, 135. In einem hier nicht aufgenommenen Märchen bei Ostroumoff liegt die ungewöhnliche Kraft der Heldin in ihrem tausendzöpfigen Haar. Wie die mit den Zöpfen verbundene Kraft, so ist ein gleich uralter Zug der, daß ein meist auf einem Flusse heranschwimmendes oder von einem Vogel herbeigetragenes Haar entweder liebendes Verlangen nach der Frau, von welcher das Haar stammt, erregt oder sogar dem Besitzer des Haares Macht über sie verleiht. Vgl. den Hinweis auf das ägyptische Brudermärchen (Thimme, S. 84), auf ein altes jüdi-

Digitized by Google

sches Märchen und die Tristansage bei Bolte-Polivka, III, S. 33; ferner ebenda II, S. 240, 292 und Gunkel, S. 109. In den Kabylenmärchen, II, S. 118, zieht ein junger Mann aus einer Quelle ein langes Frauenhaar heraus. Er sieht es lange an und erklärt dann, er werde nur die, welche solche Haare besitze, heiraten und keine andere. Die Erklärung für diesen Märchenzug gibt der alte Glaube, daß die Seele eines Menschen in seinen Haaren liege; vgl. Leyen in Herrigs Archiv, 114, S. 9 und 115, S. 9. Noch heute spielt das Haar im Volksbrauche und Volksglauben eine große Rolle. Um die Liebe eines Mädchens zu gewinnen, muß man trachten, von ihm Kopfhaare in ungerader Zahl zu bekommen. Dann muß man in eine gelbe Weide ein Loch bohren, von Weißdorn einen passenden Keil machen, an das eine Ende desselben die Haare gekreuzt darüber legen und dann den Keil ins Loch schlagen. Umgekehrt kann man Personen verächtlich machen, indem man sich von ihnen Haare verschafft und sie in einen Totenkopf legt (F. Plach, Sympathiemittel aus dem Böhmerwalde, Deutsche Heimat, VII. Wien 1912. S. 14). Wie hier das Glück Dunjas an das verlorene Haar geknüpft ist, so ist es in den Kabylenmärchen, III, S. 313, mit dem Bild einer Frau, die auch wirklich in die Gewalt des Dorfherrn kommt, der Besitzer des Bildes geworden ist. In diesem Märchen muß der Held sterben, wenn ein Haar aus dem Wirbel seines Hinterkopfes gerissen wird. Vgl. die folgende Anm. — Seele im Dolch: Aarne, Nr. 302; Aarne, Leitfaden, S. 71; Bolte-Polivka, I, S. 134, 402, 460; II, S. 22, 340; III, S. 434; Leyen in Herrigs Archiv, 114, S. 10; 115, S. 8; Leyen, Das Märchen, S. 32, 53, 60, 92, 98; Naumann, H., Primitive Gemeinschaftskultur (Jena 1921), S. 98 Zum Schutzgeisterglauben); P. Zaunert, Deutsche Natursagen, I (Jena 1921), S. 95; ferner Plattdeutsche Märchen, S. 204; Nordische Märchen, II, S. 122 und Anm. S. 333; Russische Märchen, S. 165; Ukrainische Märchen, S. 76; Kaukasische Märchen, S. 41, 133, 218; Balkanmärchen, S. 36, 39, 121, 180, 240, 268, 277; Neugriechische Märchen, S. 200; Kabylenmärchen, I, S. 106. — Der alte Name Tschin-Matschin (China) begegnet auch in den Neugriechischen Märchen, S. 77 (Die Tochter des Königs Tsun Matsun). — Geschenkte Haare oder Federn in der Not verbrennen: Vgl. o. Nr. 3 (Dankbare Tiere); ferner Deutsche Märchen seit Grimm, S. 4, 137; Kaukasische Märchen, S. 135; Balkanmärchen, S. 22; Neugriechische Märchen, S. 130, 162, 253; Kabylenmärchen, III, S. 254. So besitzt auch Zal im „Schahname" (I, S. 219) eine Feder des Simurg. Wenn er sie anbrennt,

Digitized by Google

erscheint sofort der Riesenvogel. — Verlöschen des Sternes mit dem Tod des Helden: Bolte-Polivka, I, S. 546; Willoh-Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg, I, 1909, S. 18. Über Wahrzeichen: Bolte-Polivka, II, S. 392; III, S. 52; Deutsche Märchen seit Grimm, S. 318; Plattdeutsche Märchen, S. 2, 11; Nordische Märchen, I, S. 203; Russische Märchen, S. 113; Kaukasische Märchen, S. 62, 217; Neugriechische Märchen, S. 263; Balkanmärchen, S. 37, 239, 279; Kabylenmärchen, I, S. 112; III, S. 240, 309; Leyen in Herrigs Archiv, 115, S. 7; Leyen, Das Märchen, S. 98; Naumann, Primitive Gemeinschaftskultur, S. 43; Thimme, S. 83. Doch ist die von K. Spieß, Das deutsche Volksmärchen (Leipzig 1917), S. 114 gebrachte Ansicht, daß sich diese Erscheinung aus dem Glauben an die Beseeltheit der Dinge erklären lasse, besser in dem Sinne richtigzustellen, daß bei solchen Wahrzeichen eine Art seelischer Fernwirkung vorliegt. (Vgl. R. Baerwald, Okkultismus, Spiritismus. Leipzig 1920. S. 75.) — Ring als Erkennungszeichen: Bolte-Polivka, I, S. 234; II, S. 46, 348, 435; Russische Märchen, S. 164; vgl. auch die Sage von Heinrich dem Löwen (Grimm, Sagen, II, Nr. 526). — Überlistung der Räuber: Neugriechische Märchen, S. 181 und Anm. S. 334. — Königswahl durch Vögel: Kann zu Aarne, Nr. 567, bezogen werden. Bolte-Polivka, I, S. 325; Gunkel, S. 150; Neugriechische Märchen, S. 27. Unser Humajun (= Königsvogel) erscheint als Humai bereits im „Schahname" (I, S. 122, 225; III, S. 278). Der große Timur Tamerlan erzählt in seiner Selbstbiographie (Aftobiografija Tamerlana. Aus dem Türkischen ins Russische übersetzt. Taschkent 1894. S. 28) folgenden Traum: „Ich sah im Traume, wie ein Falke zu mir geflogen kam und sich auf meine Hand setzte. In derselben Zeit kamen viele Kühe, und ich molk sie. Dieses Traumgesicht, erklärte man mir, sagt mir Glück voraus: Der Vogel, der sich auf meine Hand gesetzt hat, bedeutet Macht, und die Menge Kühe prophezeiten mir viele Vorteile." Königswahl durch eine Elefantenkuh in Indische Märchen, S. 309; ferner Knowles, S. 17, 159, 169, 309. Vgl. endlich u. Nr. 9 (Entdeckung durch den Falken). — Bild über dem Stadttor: Aarne, Nr. 881; Bolte-Polivka, II, S. 225; Balkanmärchen, S. 263; Neugriechische Märchen, S. 182; Knowles, S. 309. — Mann auf der Suche nach seiner verschwundenen Gattin: Aarne, Nr. 400.

6 Die Hexe und Prinz Goldhaar. Mitgeteilt von dem Schüler der zweiten russisch-einheimischen Schule in Taschkent

Digitized by Google

Said Kaßüm Sagatbai. — Gehört zum Stoff vom goldhaarigen Helden oder Grindkopf: Bolte-Polivka, III, S. 97; Fr. Panzer, Die Hilde-Gudrunsage (Halle 1901), wo 72 Fassungen des Goldenermärchens untersucht werden (Chimme, S. 103); Leyen in Herrigs Archiv, 113, S. 268, auf den Werwolfsglauben zurückgeführt; Leyen, Das Märchen, S. 55; ferner Deutsche Märchen seit Grimm, S. 289; Nordische Märchen, I, S. 55 und Anm. S. 322; II, S. 101; Balkanmärchen, S. 21; Kaukasische Märchen, S. 52; Kabylenmärchen, III, S. 167, 210, 223. — Zauberäpfel gegen Kinderlosigkeit (wunderbare Empfängnis): Bolte-Polivka, I, S. 45 und besonders S. 544; Leyen in Herrigs Archiv, 115, S. 12; Leyen, Das Märchen, S. 102; Nordische Märchen, I, S. 202; Balkanmärchen, S. 34; Neugriechische Märchen, S. 159; Kaukasische Märchen, S. 49. — Verkauftes oder versprochenes Kind (hier mit Wissen, sonst meist unwissend): Bolte-Polivka, I, S. 21, 302, 490; II, S. 320, 329, 483, 526; III, S. 107, 322, 465, 534. — Hineinstoßen der Hexe in den Kessel: Bolte-Polivka, I, S. 123 (zu Hänsel und Gretel); Deutsche Märchen seit Grimm, S. 171; Nordische Märchen, I, S. 35; Ungarische Märchen, II, S. 97. Vorherzeigen, wie es gemacht werden soll: Leyen, Indische Märchen, S. 115. Vgl. auch u. Nr. 24. — Haare oder Federn der befreiten Dive, Pferde und Vögel: Vgl. o, Nr. 5. — Vergolden der Haare: Bolte-Polivka, III, S. 108; — Grindkopf als Gärtner: Bolte-Polivka, III, S. 109. — Öffentliche Gattenwahl durch Zuwerfen eines Apfels: Bolte-Polivka, II, S. 38; III, S. 111; Neugriechische Märchen, S. 15, 164; Chinesische Märchen, S. 11; Kabylenmärchen, III, S. 212, 224, 282. — Unterbringung im Pferdestall: Ungarische Märchen, I, S. 182; Balkanmärchen, S. 21; Kaukasische Märchen, S. 54. — Brandmarkung als Sklaven: Bolte-Polivka, III, S. 114; Nordische Märchen, I, S. 279; Neugriechische Märchen, S. 238. — In der Sammlung von Ostroumoff findet sich noch ein kürzeres Seitenstück zu diesem Märchen, mitgeteilt von Ikram, dem Sohn des Kazi (Richter) Mulla Akül in Kokand, worin an Stelle der Hexe ein als Derwisch verkleideter Teufel auftritt. Auf dem Wege wird der goldhaarige Knabe von einem rollenden Kopf über seinen Begleiter aufgeklärt. Sein Goldhaar verdeckt er unter dem Turban. Von den Tieren, die er im Hause des Teufels befreit, schenken ihm die Pferde, Hunde und Vögel Haare und Federn, die er anbrennt, wenn er Hilfe braucht. Zum Eingang dieses Märchens vgl. Neugriechische Märchen, S. 281.

Digitized by Google

7 Dſchulek-Batür. Mitgeteilt von A. N. Wyſchnegorſky in Taſchkent. — Zum Stoff vom Drachentöter: Aarne, Nr. 301 A; Bolte-Polivka, I, S. 534, 547; II, S. 291 und beſonders S. 297 (Dat Erdmänneken), wo Hinweis auf die Brüder Grimm, welche das Märchen auf die Siegfriedſage bezogen, und auf Laiſtner, Rätſel der Sphinx, und Panzer, Beowulf, die eine nahe Verwandtſchaft mit der Beowulfſage feſtſtellten. Vgl. auch Legen in Herrigs Archiv, 115, S. 2; Thimme, S. 38; Naumann, Prim. Gemeinſchaftskultur, S. 81; dann Neugriechiſche Märchen, S. 267 und Anm. S. 339; Afrikaniſche Märchen, S. 123. — Wachende drei Brüder, ihr Auszug und Trennung bei der Wegkreuzung mit Inſchriften, ſ. o. Nr. 2 und 4. — Salzſtreuen auf die Wunde und andere Mittel gegen den Schlaf: Bolte-Polivka, I, S. 514; Kaukaſiſche Märchen, S. 77, 143; Balkanmärchen, S. 194 (Legen in einen Ameiſenhaufen). — Beim Garten der Pari ſcheint die Beſchreibung des himmliſchen Paradieſes im Koran (Sure 88) vorzuſchweben, was E. Biſchoff, Der Koran (Leipzig 1904), S. 20 mit den Verſen wiedergibt:

„Durch Blumenau'n da murmelnd ein Quell ſich drängt,
Da ragen feſtlich Throne, gar reich behängt,
Da wird in Bechern labender Trank geſchwenkt,
Da liegen Kiſſen, reihenweiſ' eng verſchränkt,
Rings ausgebreitet Teppiche, bunt vermengt."

Vieleſſer: Aarne, Nr. 650 A; Bolte-Polivka, II, S. 95; vgl. Balkanmärchen, S. 111. Iſt ſonſt eine Eigenſchaft der Hexen, Rieſen und dämoniſchen Weſen (Nordiſche Märchen, II, S. 214). Die Etiones — Fabelweſen mit Geſichtern von Menſchen und Leibern und Gliedmaßen wilder Tiere — bei Tacitus, Germania, Kap. 46, ſind, wie ihr Name (etan = eſſen) beſagt, geradezu die Gefräßigen. — Dreimaliger Ringkampf: Deutſche Märchen ſeit Grimm, S. 334; Ruſſiſche Märchen, S. 110. Daß ſich mit jedem Kampf nicht bloß die auch an den nordiſchen Tor erinnernde Eßluſt des Helden, ſondern auch ſeine Kraft ſteigert, iſt aus dem alten Glauben zu erklären, daß jeder überwundene Feind gleichbedeutend mit einer Vermehrung magiſcher Kräfte iſt; vgl. Kabylenmärchen, I, S. 27. — Div, der daher kommt wie eine kalte Windsbraut: Afrikaniſche Märchen, S. 28. — Undankbare und neidiſche Brüder: Vgl. o. Nr. 4. — Abgeſchnittene Beine: Bolte-Polivka, I, S. 311. — Zum Blinden, Armloſen und Beinloſen vgl. Bolte-Polivka, III, S. 116, 258. — Hexenhafte Katze, die dem Mädchen das Feuer auslöſcht: Bolte-Polivka, I, S. 460

Digitized by Google

(Indisches Märchen). — Lausen des Kopfes: Bolte-Polivka, I, S. 207; II, S. 45, 298; III, S. 41. — Die alte Blutsaugerin (vgl. Bolte-Polivka, I, S. 71, 311) ist eine Art Vampyr, wenn auch dessen Hauptmerkmal fehlt, daß er ein wiederkehrender Toter ist (St. Hock, Die Vampyrsagen und ihre Verwertung in der deutschen Literatur, Berlin 1900). Ein Waldgeist als Blutsauger in Indianermärchen, S. 228. — Anbinden der Hexe mit ihren Haaren zum Haarmotiv, s. o. Nr. 5. — Heilung der Krüppel: In einem hier nicht aufgenommenen Seitenstück zu diesem Märchen bei Ostroumoff, S. 46 (Drei Königssöhne; zwei kluge und ein Tor) heilt die Hexe durch bloßes Herausnehmen des Herzens. Dazu vgl. Bolte-Polivka, II, S. 554 (Hinweis auf den mittelalterlichen Glauben, daß die Hexen Macht haben, den Menschen das Herz herauszuschneiden und dafür Stroh hineinzustoßen) und Russische Märchen, S. 99. — Held im Brunnenloch und treulose Gefährten: Bolte-Polivka, II, S. 301; Chinesische Märchen, S. 14. — Schwarzes und weißes Pferd (Unterwelt und Oberwelt): Bolte-Polivka, II, S. 307. — Auf uralten Überlieferungen beruht der in der Unterwelt spielende Teil des Märchens. Vgl. Figulla, Parallelen babylonischer Überlieferungen im Sanskrit (Festschrift für A. Hillebrandt. Halle 1903. S. 22); Leyen in Herrigs Archiv, 113, S. 258; Leyen, Das Märchen, S. 37; Gunkel, S. 54; Kaukasische Märchen, S. 35, 213, 219 (Seitenstücke zur Rustamsage); Neugriechische Märchen, S. 267 (Der Goldäpfelbaum und die Höllenfahrt); Balkanmärchen, S. 73, wo der heilige Georg an die Stelle des Helden getreten ist. — Vor den Pflug gespannter Tiger: Bolte-Polivka, II, S. 291. — Königstochter als Drachenopfer: Leyen in Herrigs Archiv, 114, S. 23. — Tiefer Schlaf vor dem Kampf (vgl. Thimme, S. 106) und Erwecken durch heiße Tränen der Jungfrau: Kaukasische Märchen, S. 39; Balkanmärchen, S. 74; Neugriechische Märchen, S. 241. — Held durchschneidet den ihn verschluckenden Drachen: Kaukasische Märchen, S. 237. — Hautstreifen (gewöhnlich Zunge) des Drachen herausschneiden: Bolte-Polivka, I, S. 25, 547; II, S. 505; III, S. 100; Leyen in Herrigs Archiv, 114, S. 13. Zu dem entlarvten Betrüger s. auch Südseemärchen, S. 91. — Drache oder Schlange, welche jedesmal die Vogeljungen frißt: J. Hertel, Tantrakhyanika, II, S. 22, 53. — Der dankbare Simurgvogel: Bolte-Polivka, I, S. 118, 432; II, S. 301, 314, 317; Deutsche Märchen seit Grimm, S. 382 (Vogel Greif); Kabylenmärchen, III, S. 213; Südseemärchen, S. 116; vgl. Thimme, S. 119. Zur

Digitized by Google

Fütterung des Vogels mit eigenem Fleisch vgl. auch Balkanmärchen, S. 276; Ungarische Märchen, II, S. 196 und Anm. S. 294. Beschattende Vögel: Dähnhardt, Natursagen, I, S. 321, 324, 326. — Eine Art Gottesurteil ist der Schluß, wenn beim Schießen der schlechten Brüder der Pfeil zurückkehrt und sie tötet.

Zu dem Abschnitt vom „Drachentöter" bietet ein hier nicht aufgenommenes Märchen bei Ostroumoff, S. 18 (Der heldenhafte Königssohn und das Zauberschwert) ein Seitenstück, doch hat es mit dem Stoff vom „gelernten Jäger", zu dem es bei Bolte-Polivka, II, S. 505, bezogen ist, nur ganz wenige Berührungspunkte. Ebenso hat das bereits erwähnte zweite Seitenstück bei Ostroumoff, S. 46 (Drei Königssöhne; zwei kluge und ein Tor) nichts mit dem Märchen vom „Mädchen ohne Hände" zu tun, bei dem es Bolte-Polivka, I, S. 311, anführen, wo zudem unrichtig angegeben ist, daß sich der Prinz selbst „unglücklicherweise" die Füße abgeschnitten habe.

8 Die Hexenschwester. Aufgezeichnet von J. A. Mitropolsky in Taschkent nach den Worten eines sartischen Schusters, der das Märchen in seiner Werkstatt erzählte. — Drei wachende Brüder, Salzstreuen auf die Wunde, s. o. Nr. 7. — Die sentimentale Klage der Jungfrau gegen die Vielweiberei und Zwangsehe verrät modernen Einfluß. — Belauschung der Hexe: Bolte-Polivka, I, S. 376. — Auswerfen von Hindernissen: Aarne, Nr. 313, 314; Bolte-Polivka, I, S. 98, 115, 443; II, S. 140, 527; III, S. 108; Nordische Märchen, II, S. 107; Russische Märchen, S. 64, 180, 263; Kaukasische Märchen, S. 29; Balkanmärchen, S. 164, 190; Indianermärchen, S. 205, 229; Dähnhardt, Natursagen, III, S. 159; Leyen in Herrigs Archiv, 113, S. 266 und 115, S. 286; Leyen, Das Märchen, S. 51, 124; Gunkel, S. 52, 106; Naumann, Prim. Gemeinschaftskultur, S. 27, 62. — Der hilfreiche Fisch: Balkanmärchen, S. 13, 16 und o. Nr. 3.

9 Das Zauberroß. Aufgezeichnet nach den Worten seiner Mutter von Ibn Jamin Bek, dessen Vater Chudair der letzte Chan von Kokand war. — Erinnert in seinem ersten Teil an das türkische Märchen vom Mondroß Kamertaj (Bolte-Polivka, I, S. 309) und an die kirgisische Geschichte von „Dudar Kys" (ebenda I, S. 310). Vgl. auch Russische Märchen, S. 262 (Die Pantoffel von Lausleder); Balkanmärchen, S. 84 (Der Teufel, der das Flohfell erkannte); ferner Aarne, Nr. 425 B und 621; Bolte-Polivka, I, S. 200, 444; II, S. 89; III, S. 484. — Redende, ratgebende und helfende Zauberpferde: Aarne, Nr. 314, 531; Bolte-Polivka, II, S. 134, 274, 340;

Digitized by Google

III, S. 18 (Hinweis auf Bayard, Falada, Grani), 97; ferner Deutsche Märchen seit Grimm, S. 13, 333; Nordische Märchen, I, S. 57, 216; Ungarische Märchen, I, S. 136; II, S. 14, 76, 104, 149, 153; Russische Märchen, S. 63, 313; Ukrainische Märchen, S. 24, 81; Kaukasische Märchen, S. 51, 106, 133, 143, 200, 222, 240, 244; Balkanmärchen, S. 96, 103, 164, 186; Neugriechische Märchen, S. 162, 242, 292; vgl. auch Naumann, Prim. Gemeinschaftskultur, S. 109. — Auswerfen von Hindernissen: S. o. Nr. 8. — Entdeckung durch den Falken: S. o. Nr. 5; Bolte-Polivka, I, S. 440 und u. Nr. 13. — Haare in Not verbrennen: S. o. Nr. 5. — Briefvertauschung: Aarne, Nr. 930 und Aarne, Der reiche Mann und sein Schwiegersohn (F. F. C. Nr. 23. Helsingfors 1916. S. 65); Bolte-Polivka, I, S. 20, 282, 301, 382, 455, 460; Plattdeutsche Märchen, S. 93; Nordische Märchen, I, S. 8; II, S. 45; Ukrainische Märchen, S. 45; Neugriechische Märchen, S. 11, 205; Balkanmärchen, S. 226; Kabylenmärchen, III, S. 204; Knowles, S. 48. Häufig in Sagen, vgl. Grimm, Sagen, II, Nr. 486. — Der Kampf im Wasser: Ähnlich in einer Rübezahlsage bei Prätorius, Daemonologia Rubinzali Silesii, III, Nr. 4 und 9 (vgl. K. de Wyl, Rübezahlforschungen. Breslau 1909. S. 141); ferner Chinesische Märchen, S. 251; Afrikanische Märchen, S. 240; Südseemärchen, S. 255. — Die Schlachtung des Zauberpferdes erinnert an das Märchenmotiv von der Entzauberung durch Enthauptung oder überhaupt Tötung: Bolte-Polivka, I, S. 9, 515; II, S. 37, 234; III, S. 42, 60, 86; Deutsche Märchen seit Grimm, S. 45, 301, 355; Nordische Märchen, I, S. 67; II, S. 152, 209, 250; Ukrainische Märchen, S. 63. — Ring als Erkennungszeichen: S. o. Nr. 5.

10 Prinz Schaadot. Aufgezeichnet von dem Schüler der 7. Klasse des Taschkenter Gymnasiums N. Ossokin nach den Worten eines Taschkenter Sarten. Scheint auf eine epische Dichtung zurückzugehen, da alle Personen feste Namen haben. Prinz Schaadot ist der Sohn Sanawars, den wir im folgenden Märchen (Der reiche Atametoi) wieder treffen, der Alte heißt Schamos und der Entdecker des Prinzen Schabran. Die drei Riesen heißen Kamos, Sajpur, dessen Name an den persischen König Schahpur II. (310—379) erinnert, und Chosr, wobei man an den persischen König Chosro Anoscharwan, gestorben 578, und dessen Enkel Chosro II. Parwes, gestorben 628, denken kann. — Verfolgtes Wild: S. o. Nr. 5 und Indische Märchen, S. 33, wo der Held ebenfalls durch eine Antilope in einen Hain gelockt wird, in dem eine Fee lebt. — Liebe durch Bild: Bolte-Polivka, I, S. 45; III, S. 86; Leyen in Herrigs Archiv,

Digitized by Google

114, S. 10; Leyen, Das Märchen, S. 30, 62; Musäus, Volksmärchen, I, S. 399; Nordische Märchen, I, S. 14; II, S. 197; Kaukasische Märchen, S. 149. — Gewürz, dessen Verbrennen die Geber herbeiruft, s. o. Nr. 5. — Herz des Div in der Taube: S. o. Nr. 5 (Seele im Dolch). — Bei Ostroumoff erzählt ein hier nicht aufgenommenes kurzes Seitenstück zu diesem Märchen von einem Königssohn, der in Verfolgung eines Hirschen in ein Haus gerät, in welchem er das Bild einer wunderschönen Jungfrau sieht. Bei deren Anblick fällt er in Ohnmacht. Er beschließt sie zu gewinnen. Auf seiner Fahrt besiegt er neun starke Riesen und deren noch stärkere Schwester. Er läßt sie frei, dafür schenken sie ihm Haare, bei deren Verbrennen sie ihm sofort zu Hilfe kommen. Er gelangt schließlich in das Reich jenes Königs, dessen Tochter er sucht. Ein feindliches Heer belagert gerade die Stadt. Er besiegt es mit Hilfe der Riesen und erhält die Hand der Königstochter. — Der in orientalischen Märchen häufige Zug, daß der Held beim Erblicken der schönen Jungfrau oder bloß ihres Bildes in Ohnmacht fällt, begegnet auch im deutschen Märchen vom treuen Johannes (Grimm, II, S. 78); vgl. Thimme, S. 129.

11 Der reiche Atametoi (Alles Unheil kommt vom Weibe). Aufgezeichnet von dem Schüler der 8. Klasse des Taschkenter Gymnasiums N. Romanoff nach den Worten des Sarten Hassan Chodscha Tair Chodschin. — Dieser Atametoi ist eine geschichtliche Person. Es ist der sagenberühmte vorislamische Araber Hatam Tai (= der aus dem Geschlechte Tai Stammende). Er war sehr reich und im ganzen Oriente wegen seiner Freigebigkeit und seines Großmutes bekannt (vgl. u. Nr. 12 und 21). Hier haben wir ein eigentümliches Literaturwerk, Märchen von einer Sage umschlungen, eine bei den Indern so beliebte Rahmenerzählung, bei welchen den Rahmen der zur Sagengestalt gewordene Atametoi liefert, während das Bild reine Märchen bietet. Dabei ist die ganze Dichtung sinnreich aufgebaut und verfolgt den ausgesprochenen Zweck, zu beweisen, daß dem Manne vom Weibe zumeist nur Unheil erwächst, ein Motiv, das uns wiederum in indischen Märchen am häufigsten entgegentritt. — Regelmäßiges Almosengeben bei dem Stadt- oder Schloßtore: Buddhistische Märchen, S. 261. — Zu der Aufgabe, das Verhältnis des Königs Sanawar zu seiner Gattin Gul zu erkunden, vgl. Bolte-Polivka, I, S. 198, wo auf ein armenisch-persisches Märchen bei Haxthausen, Transkaukasia, I, 326 (= Benfey, Pantschatantra, I, 445) verwiesen ist, in welchem der Freier die Frage der persischen Königstochter zu beantworten hat: „Was hat

Digitized by Google

Senoba dem Gül und was Gül der Senoba getan?" und auf weitere Lit. aufmerksam gemacht wird, betreffs Gül und Sanaubar besonders auf Archiv f. Literaturgesch. 6, 601. — Rettung der Jungen des Vogel Samrak: S. o. Nr. 7. — Ich wittere den Geruch eines frischen Menschen: Zu der feinen Witterung der Dämonen und besonders des Teufels vgl. Bolte-Polivka, I, S. 289. — Zur Erzählung des Königs Sanawar vgl. Aarne, Nr. 306; Bolte-Polivka, III, S. 84; Kaukasische Märchen, S. 74 (Von Balai und von Boti); Balkanmärchen, S. 296 (Die Nachtschwärmerin). — Ungetreue Frau in Henne verwandelt: Bolte-Polivka, III, S. 7. — Hexenhafte Katze: Bolte-Polivka, II, S. 69; III, S. 67 und o. Nr. 7. — Erziehung in einem gesonderten oder unterirdischen Raum: Indische Märchen, S. 111; Neugriechische Märchen, S. 167, 287. — Ohnmacht beim Erblicken des Mädchens: S. o. Nr. 10. — Schüler, der den Meister übertrumpft: Bolte-Polivka, II, S. 61; Balkanmärchen, S. 6 und Anm. S. 323 (Der neidische Arzt) und u. Nr. 25. — Zauberbücher spielen vor allem in deutschen Sagen eine Rolle; vgl. A. Altrichter, Sagen aus der Iglauer Sprachinsel. Iglau 1920. S. 62 mit Lit.

12 Freigebig bis zum Tod. Erzählt von dem Kirgisen Nurdschan aus dem Amtsbezirk Dschumai. — Kirgisisches Seitenstück zu den Geschichten von Atametoi, die von Arabien bis Indien verbreitet sind. Ebenso wird in Saadis „Gulistan" von Hatam Tai und dem griechischen Kaiser erzählt, daß dieser zu dem wegen seiner Freigebigkeit berühmten Araber Gesandte mit der Bitte schickte, ihm das kostbare Lieblingsroß, dessen Schnelligkeit unerreicht war, zu schenken. Hatam Tai, der gerade nichts im Hause hatte zur Bewirtung der Gäste, und im Stall nur dies eine Pferd vorfand, schlachtete es, da er von dem Verlangen des griechischen Kaisers noch nichts wußte, kurzerhand und bewirtete mit dem Fleisch des edlen Tieres die Gesandten. — Siehe auch u. Nr. 21.

13 Die armen Stiefkinder und die bösen Haremsweiber. — Aufgezeichnet von W. F. Wasiljeff nach den Worten eines Kokander Sarten. — Zum Stoff vom „Brüderchen und Schwesterchen" (Grimm, I, S. 220; vgl. auch II, S. 348), bei den Russen „Wanjuschka und Annuschka" (Russische Märchen, S. 193). Vgl. Aarne, Nr. 450; Bolte-Polivka, I, S. 94, wo in bezug auf unsere Fassung richtigzustellen ist, daß nicht die jüngste, sondern die älteste Tochter unverwandelt bleibt und Gattin des Königs wird; ferner ebenda III, S. 137 und Dähnhardt, Natursagen, III, S. 460. — Böse Stiefmutter und

Digitized by Google

Aussetzen der Kinder: Grimm, I, S. 243; Deutsche Märchen seit Grimm, S. 128; Kaukasische Märchen, S. 42; Chinesische Märchen, S. 17. — Aarne, Nr. 327A; Bolte-Polivka, I, S. 115 (zu Hänsel und Gretel), 123; Gunkel, S. 113; ferner K. Friedrichs, Das Recht in den Kinder- und Hausmärchen (Mitt. d. Schles. Ges. f. Volkskunde, 22. 1920. S. 24); ebenda S. 16 über den Märchenzug, daß die Königin nicht ebenbürtig zu sein braucht. — Verwandlung in Tiere: Bolte-Polivka, I, S. 79. Hier von einer animistischen Vorstellungsweise zu sprechen, ist nicht am Platze. Es ist unrichtig, wenn K. Spieß, Das deutsche Volksmärchen, S. 108, schreibt: „Mit dem Wasser hat es die fremde Seele in sich getrunken und muß nun als ein Reh umherlaufen." Ganz im Gegenteil! Das Brüderchen hat nur das Äußere, den Leib verwandelt, aber die menschliche Seele und auch Sprache behalten, fühlt und leidet daher mit seiner Schwester. — Entdeckung durch den Falken: S. o. Nr. 5 und 9. — Untergeschobene Frau (Braut): Bolte-Polivka, I, S. 85, 172, 179; II, S. 277, 284; III, S. 64, 85, 444. — Mutter mit Zwillingen im Wasser: Kabylenmärchen, III, S. 137 (Die Stiefkinder), wo auch der Bruder zu der in einen Brunnen gestürzten Schwester kommt und klagt, daß er getötet werden solle. Sie antwortet: „Mein Bruder, ich kann dir nicht helfen. Ich bin inzwischen Mutter zweier Knaben geworden. Ch'san sitzt auf meinem rechten Knie und L'hussin sitzt auf meinem linken Knie." Hier sitzen außerdem zu beiden Seiten Ungeheuer, welche bei der geringsten Bewegung der Mutter die Kinder verschlingen würden. — Zerreißen durch Pferde: S. o. Nr. 4.

14 Die geheilte Ehefeindin. Erzählt von dem ehemaligen Schüler der russisch-einheimischen Schule in Taschkent Rachmatulla Umar. — In der Quelle ist ein aus Nr. 24 und 25 der „Akmolinski Oblastni Wjedomosti" (Amolinsker Provinznachrichten) von 1892 genommenes, kirgisisches Seitenstück angeschlossen. Hier träumt der König Fagfur von Schin von einer wunderschönen Jungfrau. Der Eintritt seines vertrautesten Hofmannes in das Schlafzimmer weckt ihn aus dem schönen Traum. Erzürnt will er den Hofmann hinrichten lassen. Doch dieser verspricht ihm, die Jungfrau ausfindig zu machen. Er läßt eine Herberge für die Fremden errichten, in welcher das nach den Angaben des Königs gemalte Bild der Jungfrau aufgehängt wird. Ein Durchreisender erkennt in ihr die römische Königstochter und berichtet, daß diese von keinem Manne etwas wissen wolle, weil sie einmal sah, wie eine Henne ihre Küchlein vor dem Verbrennen rettete und selbst dabei um-

Digitized by Google

kam, während der Hahn daneben unbekümmert Körner pickte. Trotzdem zieht der kluge Hofmann um die Schöne nach Rom. Hier wird er bald wegen seiner vielseitigen Kenntnisse bekannt und erhält den Auftrag, für die Königstochter einen Palast zu erbauen. In diesem hängt er das Bild Fagfurs auf und ein Gemälde, auf welchem dargestellt ist, wie ein Hirschbock sechs Hirschkälber bei einem Brande rettet, während die Hirschkuh daneben Gras abzupft, ohne sich um ihre Jungen zu kümmern. Als die Königstochter bei der Besichtigung des Palastes erstaunt nach der Bedeutung dieser Bilder fragt, erzählt der kluge Hofmann, der König Fagfur hätte einst das auf dem Bilde Dargestellte wirklich gesehen und deshalb das Heiraten für immer verschworen. Dadurch wird die römische Königstochter angeregt, ihren Vater selbst zu bitten, er möge sie mit Fagfur vermählen, was auch geschieht. — Diese Märchen sind jedenfalls chinesischen Ursprungs. Denn die hier ausgesprochene Vorliebe für die Malerei ist weder bei den Kirgisen noch bei den Sarten zu finden. Außerdem deuten darauf die Namen Schin oder Tschin (China) und Fagfur. Ein chinesischer Herrscher dieses Namens wird im „Schahname" (Übersetzung Rückerts, II, S. 195) erwähnt:

„Als Kunde kam nach Matschin und Tschin,
Daß die Türken vor Chosro fliehn,
Erschraken Fagfur und Chakan davon
Und jeder dacht' an den eigenen Thron."

Einkehrhaus oder Bad mit Bild: S. o. Nr. 5. — Liebe durch Traum: Bolte-Polívka, I, S. 45.

15 Der lüsterne Greis und die schöne Kaufmannstochter. Nach den Worten eines Margelaner Sarten aufgezeichnet von N. N. Pantusoff. — Vom Herausgeber nach seiner eigenen Angabe in Einzelheiten etwas geändert, worunter die Milderung allzu derbsinnlicher Stellen gemeint sein dürfte. — Vgl. Aarne, Nr. 883. — Mädchen auf der Platane: Balkanmärchen, S. 71. — Lösung durch eine Erzählung: Balkanmärchen, S. 139; Neugriechische Märchen, S. 280; Kabylenmärchen, III, S. 121.

16 Die Turteltaube auf dem Maulbeerbaum. Aarne, Nr. 720. Ein bemerkenswertes, bei Bolte-Polívka nicht erwähntes Seitenstück zum „Märchen vom Machandelboom" (Grimm, I, S. 37). Vgl. Kaukasische Märchen, S. 86, wo der Vogel ebenfalls Nadeln auf den Vater und die Mutter wirft, sie aber damit nicht tötet, sondern bloß blendet; ferner Russische Märchen, S. 4; Dähnhardt, Natursagen, III, S. 407.

Digitized by Google

17 Vom Propheten Noah und der Sintflut. Dieses Stück vereinigt fast alle auf Noah und die Sintflut bezüglichen Sagen; vgl. Dähnhardt, Natursagen, I, S. 257 ff. So erinnert die Gestalt des Ewadsch an den Riesen auf der Arche (Dähnhardt, S. 283), ferner werden als einzelne Legenden überliefert: Die Entstehung des Ungeziefers (Dähnhardt, S. 279 und besonders 281), Katze und Maus in der Arche (ebenda S. 271), Das Zustopfen des Lecks (S. 276), Die Aussendung der Vögel (S. 283), Hams Verfluchung (S. 290), Die teuflischen Eigenschaften des Weines (S. 299). Die Geschichte von der Schlange und Schwalbe findet sich in den Plattdeutschen Märchen, S. 53. Zum Stoff selbst vgl. Usener, Sintflutsagen, 1899; Gunkel, S. 157; James Georg Frazer, Folk Lore of the old Testament, 1920; ferner Indische Märchen, S. 18; Südseemärchen, S. 316; Indianermärchen, S. 178, 209, 212, 229, 286.

18 Der Dulder Job und die Seidenraupe. Eine italienische Sage, nach welcher die Seidenraupen aus den Würmern des geduldigen Hiob entstanden sind, bei Dähnhardt, Natursagen, I, S. 336. Dagegen heißt es in den Chinesischen Märchen, S. 47, daß die Seidenraupe aus der Haut eines toten Hengstes entstanden sei, der sich um den Leib eines Mädchens gewickelt habe, das ihm, als er noch lebte, im Scherz die Heirat versprochen hatte.

19 König Alexander mit dem Horn. Diese Sage, welche besonders in der Golodnaja step (Hungersteppe) daheim ist, wurde nach den Worten des Kirgisen Kadür Kaldarbai bei der Station Murzarabad aufgezeichnet. — Das Andenken an Alexander den Großen hat sich bei der Bevölkerung Turkestans mehr als zwei Jahrtausende lang erhalten. Heute noch tragen seinen Namen der Iskander-Kul (Alexandersee) und die Iskanderebene, durch welche der große Eroberer seinen Einzug in Samarkand hielt. Die früheren Kleinfürsten Turkestans haben zum Teil ihre Geschlechter von Alexander hergeleitet, und die übrigen Bewohner des Landes, besonders der östlichen Gebirgslandschaften Badachschan, Darwas, Karategin und Fergana haben sich als Nachkommen der Feldherren Alexanders und seiner Krieger betrachtet, ja in Margelan wurden noch vor kurzem eine angeblich von Alexander auf seinen Feldzügen gebrauchte rotseidene Fahne und das angebliche Grabmal Alexanders als Heiligtum verehrt. Vgl. F. v. Schwarz, Alexanders des Großen Feldzüge in Turkestan. 2. Aufl. Stuttgart 1906; Sagen von Alexander auch in den Kaukasischen Märchen, S. 259 ff. — Lebenswasser: Bolte-Polivka, I, S. 57, 482, 510; II, S. 28, 92, 268, 381, 394, 400; III, S. 25, 268 u. a.;

Digitized by Google

Leyen in Herrigs Archiv, 115, S. 8; Gunkel, S. 48; Nordische Märchen, I, S. 211, 223; II, S. 205; Russische Märchen, S. 32, 101, 159, 244, 285; Ukrainische Märchen, S. 69; Kaukasische Märchen, S. 61; Balkanmärchen, S. 45, 220; Neugriechische Märchen, S. 196, 264, 277; Südseemärchen, S. 282; Wünsche, A., Die Sagen vom Lebensbaum und Lebenswasser. Altorientalische Mythen. Leipzig 1905.

20 Etwas vom Eulenspiegel Nasrüddin. Beliebte Gestalten der Volkssage und des Volksschwankes greifen gerne in die Welt des Märchens über. Dies ist auch der Fall bei dem türkischen Chodscha Nasr-Eddin, dem Mulla Nasreddin des Kaukasus. Vgl. Kaukasische Märchen, S. IX und 280 ff.; ferner Bolte-Polivka, II, S. 372. — Verwandte Gestalten sind der Muladewa in den Indischen Märchen, S. 81 und der Dscheha in den Kabylenmärchen, I, S. 187.

21 Der gute König Hatam. J. H. Knowles, Folk-Tales of Kashmir (2. Aufl. London 1893), S. 11. — Glücksvogel Huma: Vgl. o. Anm. zu Nr. 5 und Bolte-Polivka, II, S. 260. — Anbrennen von Federn: Vgl. o. Anm. zu Nr. 5. — Tote erwecken mit Grashalm: Aarne, Nr. 612; Bolte-Polivka, I, S. 128. Statt Grashalm fast stets das Schlangenkraut. — König Hatam: Vgl. o. Anm. zu Nr. 11 und Lit. bei Knowles, S. 15 Anm.

22 König und Fakir. Knowles, S. 227. — Untreue des Weibes und ihre Bestrafung: Bolte-Polivka, I, S. 129. Gewöhnlich handelt es sich um eine wiederbelebte Frau und nicht wie hier um eine künstlich geschaffene.

23 Der kluge Papagei. Knowles, S. 312. — Papagei als treuer Freund: Vgl. o. Nr. 1 und Buddhistische Märchen, S. 126. — Vom Vogel verraten, daß die Frau das ganze Huhn gegessen: Lit. bei Knowles, S. 320. — Vom Adler fortgetragen: Bolte-Polivka, III, S. 412 und Knowles, S. 320.

24 Die Totenwache. Knowles, S. 331. — Zum Stoff vgl. Aarne, Nr. 326 und Bolte-Polivka, I, S. 22. — Herumgehen um die Pfanne (Kessel): Vgl. o. Nr. 6.

25 Der König der Ärzte. A. Schiefner, Indische Erzählungen (Mélanges asiatiques VIII. 1877. S. 472). — Die von der Quelle übernommene Überschrift bezieht sich nur auf die zweite Hälfte der Erzählung. — Die 64 Liebeskünste: R. Schmidt, Das Kāmasūtram des Vātsyāyana. 7. Aufl. Berlin 1922. S. 41. — Als Hetärenkind von Spielkameraden verhöhnt: Indische Märchen, S. 87. — Schüler, der den Meister übertrumpft: Vgl. o. Anm. zu Nr. 11. — Scharfsinns-

Digitized by Google

proben: Vgl. o. Anm. zu Nr. 1 und V. Tille, Verzeichnis der böhmischen Märchen (F. F. Communications, Nr. 34. Helsingfors 1921), S. 241. — Heilung durch Schreck: H. Brockhaus, Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. I. Leipzig 1843. S. 162 u. 189.

26 Das kluge Mädchen. A. Schiefner a. a. O., VIII, 1877, S. 514. — Die Schlußgeschichte der Quelle von den 32 Eiern der Heldin, aus welchen 32 riesenstarke Männer werden, wurde weggelassen, da sie zum Hauptstoff, der die Klugheit der Heldin zeigen soll, ohne weitere Beziehung ist und ein späteres Anhängsel zu sein scheint. Das kluge Mädchen Viçākhā begegnet uns bereits in Nr. 1 der von Schiefner mitgeteilten Erzählungen aus dem Sammelwerke Kandschur. Hier zieht Mahauschadha als Brahmane verkleidet aus, um sich eine kluge Frau zu suchen, und findet Viçākhā, deren Klugheit auf allerlei Weise erprobt wird und die später Dschanaka, dem König des Landes, wiederholt durch ihre weisen Ratschläge hilft, wobei auch das Stück von den zwei gleichen Stuten vorkommt, bei welchen festzustellen ist, welche die Mutter und welche das Junge ist. — Zum Stoff vgl. Aarne, Nr. 875, 920—929; Bolte-Polivka, II, S. 349; III, S. 214; Buddhistische Märchen, S. 40, 57; V. Tille, Verzeichnis der böhmischen Märchen a. a. O., S. 360.

27 Die Vielgeprüfte (Hetärenrache). A. Schiefner a. a. O VII, 1876, S. 748. — Die gleiche Erzählung wird ähnlich im 25. Kapitel des Dsanglun mitgeteilt, wo die Heldin die Bhikschuṇī Utpalavarṇā ist. Unsere Kṛçā Gautamī ist die Kisagotami der Südbuddhisten, neu bekannt geworden durch die von Roger aus dem Birmanischen übersetzten „Buddhaghosha's Parables" (London 1870). Vergleiche mit griechischen Erzählungen brachte Rohde in der Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen, 1876, S. 118. Vgl. noch Knowles, Folk-Tales of Kashmir, S. 154 (Pride abased). — Lange Nase durch Holzstück: Bolte-Polivka, I, S. 464.

28 Ochsen als Zeugen. A. Schiefner a. a. O. VII. 1876, S. 789. — Zum Stoff von den hilfreichen Tieren, vgl. o. Anm. zu Nr. 3.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Märchen aus Turkestan

Seite

Einleitung 3
1. Die drei Königssöhne 19
2. Die Schätze der Teufel 26
3. Die Geschenke der Schlange 35
4. Prinz Hassan Pascha 41
5. Die schöne Dunja 59
6. Die Hexe und Prinz Goldhaar 74
7. Dschulek-Batür 83
8. Die Hexenschwester 116
9. Das Zauberroß 126
10. Prinz Schaadot 138
11. Der reiche Atametoi (Alles Unheil kommt vom Weibe) 147
12. Freigebig bis zum Tod 166
13. Die armen Stiefkinder und die bösen Haremsweiber 168
14. Die geheilte Ehefeindin 177
15. Der lüsterne Greis und die schöne Kaufmannstochter 180
16. Die Turteltaube auf dem Maulbeerbaum 187
17. Vom Propheten Noah und der Sintflut 188
18. Der Dulder Job und die Seidenraupe 195
19. König Alexander mit dem Horn 196
20. Etwas vom Eulenspiegel Nasrüddin 198

Märchen aus Tibet

Vorwort 203
21. Der gute König Hatam (Aus Kaschmir) . . . 205
22. König und Fakir (Kaschmir) 209
23. Der kluge Papagei (Kaschmir) 211
24. Die Totenwache (Kaschmir) 220
25. Der König der Ärzte 227

Digitized by Google

Seite
26. Das kluge Mädchen 260
27. Die Vielgeprüfte (Hetärenrache) 273
28. Ochsen als Zeugen 283

Anhang

Über die Welt und die Herkunft der Dämonen . . 291
Die Dschinne 294
Die Dive 295
Die Pari 295
Der Vogel Simurg 296
Der Drache (Aschdacha) 296
Quellen und Anmerkungen 298

Gedruckt bei Oscar Brandstetter in Leipzig

Digitized by Google

Die Märchen der Weltliteratur

Herausgegeben von Friedrich von der Leyen und Paul Zaunert

Deutscher Märchenschatz:

Musäus, Volksmärchen der Deutschen. 2 Bde. Hrsg. von P. Zaunert. Mit Holzschnitten von Ludwig Richter. 19. Tsd.

Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. 2 Bde. Jubl.-Ausg. Hrsg. von Fr. v. der Leyen. 20. Tsd.

Deutsche Märchen seit Grimm. Hrsg. v. P. Zaunert. 27. Tsd.

Plattdeutsche Volksmärchen. Hrsg. von W. Wisser. 19. Tsd.

Europäische Märchen:

Französische Volksmärchen. Hrsg. von Ernst Tegethoff. I. Bd.: Vom Mittelalter bis zum Ausgang des Rokoko. II. Bd.: Von der Romantik bis zur Gegenwart. 10. Tausend.

Nordische Volksmärchen. 2 Bde. Hrsg. von Klara Stroebe. 19. Tausend. Bd. I: Dänemark und Schweden. Bd. II: Norwegen.

Finnische und estnische Volksmärchen. Hrsg. von August von Löwis of Menar. 10. Tausend.

Russische Volksmärchen. Übersetzt und eingeleitet von August von Löwis of Menar. 19. Tausend.

Balkanmärchen. Aus Albanien, Bulgarien, Serbien und Kroatien. Hrsg. von August Leskien. 14. Tausend.

Neugriechische Märchen. Hrsg. von P. Kretschmar. 10. Tsd

Isländische Märchen. Hrsg. von Hans Naumann.

In Vorbereitung:

Deutsche Märchen seit Grimm. 2. Bd. Hrsg. von Paul Zaunert.
Deutsche Märchen aus Österreich-Ungarn. Hrsg. von Paul Zaunert
Lettische u. litauische Märchen. Hrsg. von M. H. Böhm und F. Specht.
Irische Märchen. Hrsg. von Julius Pokorny und Käte Müller-Lisowski.
Zigeuner-Märchen. Hrsg. von Karl Block und Josef Michele.
Italienische Märchen. Hrsg. von Walter Keller.
Türkische Märchen. Hrsg. von F. Giese.

Digitized by Google

Außereuropäische Märchen:

Chinesische Volksmärchen. Übersetzt u. eingeleitet von Rich. Wilhelm. Mit 23 Abbildungen chinesischer Holzschnitte. 29. Tsd.

Hans Bethge in der Wiener Abendpost: Es sind Stücke darunter, so blumenhaft schön und lieblich, daß man sie als Perlen der Märchenpoesie überhaupt bezeichnen muß. Richard Wilhelm, dem wir das verdienstvolle, an sorgsamer und liebevoller Arbeit reiche Buch zu danken haben, hat die bunten östlichen Märchen in ein ausgezeichnetes Deutsch gefaßt.

Buddhistische Märchen aus dem alten Indien. Hrsg. von Else Lüders. Mit 8 Tafeln. 20. Tausend.

Diese Märchen lehren uns das Leben und Treiben in den Städten und Dörfern des Gangeslandes kennen; sie führen uns an die Höfe der Fürsten, in die Einsiedeleien der Asketen und die Klöster der buddhistischen Mönche. Die alte indische Märchenwelt mit ihren Göttern und Dämonen, ihren Riesen und Menschenfressern tut sich vor unseren Blicken auf; die Tiere des Feldes und des Waldes, Löwen und Schakale, Krähen und Papageien erscheinen und gebärden sich wie Menschen und reden mit den Menschen, und das alles erscheint hier so einfach und natürlich, als ob es gar nicht anders sein könnte.

Indische Märchen. Hrsg. von Johannes Hertel. Mit 7 Tafeln. 15. Tausend.

Preußische Jahrbücher: Ein reicher kulturgeschichtlicher Stoff, der die Eigenart des Volkes deutlich erkennen läßt, ist in diesen Erzählungen geborgen. Die ganze Farbenpracht der indischen Vorstellungswelt tritt in ihnen zutage: die Kunst des Aufbaus, die bewußte Steigerung in der Wahl der Darstellungsmittel und ihre wirksame gegensätzliche Verwendung.

Kaukasische Märchen. Ausgewählt und übersetzt von Adolf Dirr. 11. Tausend.

Münchener Neueste Nachrichten: Im Kaukasus mit seinem bunten Völker- und Sprachgemisch sind auch die Erzählungen buntscheckig und vielgestaltig: neben reinen Märchen werden Helden und Riesensagen, Tierfabeln, lustige Schelmen- und Schildbürgerstreiche mitgeteilt. Hie und da klingen altvertraut deutsche Märchen an, wir finden neue Varianten von Polyphem- und Prometheussagen und Erzählungen vom weisen Salomo.

Märchen aus Turkestan u. Tibet. Hrsg. von G. Jungbauer.

In Vorbereitung:

Altägyptische Märchen. Hrsg. von G. Roeder.
Arabische Märchen. (1001 Nacht in ältester Gestalt). Hrsg. von K. Dyroff.
Koreanische Märchen. Hrsg. von Fritz Rumpf.
Japanische Märchen. Hrsg. von Karl Florenz.
Neuarabische Märchen. Hrsg. von Enno Littmann.

Digitized by Google

Die Märchen der primitiven Völker:

Malaiische Märchen. Hrsg. von Paul Hambruch. Mit 8 Tafeln. 10. Tausend.

Der Gral: Die malaiischen Märchen steigen auf von Tiergeschichten, Kosmogonien, moralisierenden Erzählungen, Heilbringer-Sagen, Parabeln bis zur Rahmenerzählung und zum Epos. Auffallend lebendig ist in ihnen der Naturssinn. Das Natürliche wird weitergegeben ohne künstlich gezogene oder auch kulturbedingte Schranken, oft derb, oft auch unter Betonung einer komischen Seite. Martin Rockenbach

Südseemärchen. Aus Australien, Neu-Guinea, Fidji, Karolinen, Samoa, Tonga, Havaii, Neu-Seeland u. a. Hrsg. von Paul Hambruch. Mit 16 Tafeln. 16. Tausend.

Propyläen: Die Märchen dieser primitiven Völker sind viel mehr mit der Wirklichkeit verknüpft als die Märchen der Kulturnationen. Erzählt der Südseeinsulaner Märchen, so erzählt er Abbilder seines eigenen Lebens. Der Kampf um das Dasein, Naturgewalten, der religiöse Kult, Schlauheit bei den Jagden, Feste, kurz alle Dinge, die ihn am meisten bewegen, spielen eine große Rolle darin. Ein starkes Heimatgefühl macht sich bemerkbar, eine Liebe zu der Insel oder der Inselwelt, aber auch die Schattenseiten werden nicht verborgen: Verschlagenheit, Rachsucht und Grausamkeit. Wir genießen diese schlichten Erzählungen, als hätten wir Literaturdenkmale aus Urzeiten vor uns.

Afrikanische Märchen. Hrsg. von Carl Meinhof. Mit 16 Tafeln und einer Sprachenkarte von Afrika. 15. Tausend.

Tägliche Rundschau: Wer diese afrikanischen Märchen zu lesen beginnt, der hat bald den Frieden und die Heiterkeit, das Hoffen und die Ergebung, die aus vertrauter und liebender Naturbeobachtung, aus Ehrfurcht vor unbekannten und doch gewissen Lebensmächten, aus Heldenverehrung und Held-Sein, aus dem Ring von Schuld und Sühne, Mühe und Lohn immer zuströmen, wenn eben das Herz bereit ist.

Indianer-Märchen aus Südamerika. Hrsg. von Theodor Koch-Grünberg. Mit einer Karte und 8 Tafeln. 12. Tausend.

Heidelberger Neueste Nachrichten: Es ist ungemein reizvoll, in die Fabel- und Sagenwelt der Indianer einzudringen und diese Märchen und Tierfabeln zu lesen, die zuweilen von einem wundervollen Humor umleuchtet sind und manchmal auch eine drastisch-komische Note aufweisen. Natur- und Geisterhaftes steht bunt nebeneinander und eine reiche Phantasie, die die Fabeln umrankt, deutet besser als Beschreibungen das Seelenleben dieser primitiven Naturkinder.

In Vorbereitung:

Märchen aus Nordamerika und Mexiko. Hrsg. von W. Krickeberg.

Digitized by Google

Werke von Gustav Jungbauer

Volksdichtung aus dem Böhmerwalde. Mit Singweisen und zwei Lichtdruckbildern. 8. Band der „Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde". Verlag Franz Kraus, Reichenberg.

Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen. II. Band derselben Beiträge. Derselbe Verlag.

Kriegsgefangen. Verlagsanstalt Moldavia, Budweis.

Die fünfblättrige Rose. Ein Sagenbüchlein. Verlag W. Tobner, Budweis. Der Reinertrag ist für das Böhmerwaldmuseum in Oberplan bestimmt. Zu dem gleichen Zwecke werden ferner noch in demselben Verlage erscheinen: **Böhmerwaldmärchen** und **Berühmte Böhmerwäldler.**

In Eugen Diederichs Verlag in Jena erscheint demnächst:

Böhmerwaldsagen. (Deutscher Sagenschatz) Die erste wissenschaftliche Ausgabe von Sagen aus dem Böhmerwalde und den angrenzenden Gebieten.

Deutscher Sagenschatz

Herausgegeben von Paul Zaunert

Bd. I: Vlämische Sagen, Legenden und Volksmärchen. Hrsg. von G. Gogert und K. Wolter. Mit 16 alten Ansichten.

Post: Die Art der Übertragung verdient volles Lob. Die Sprache bleibt schlicht und ungekünstelt, ohne aber an Lebendigkeit und Plastik einzubüßen. Das Buch bildet ein geschlossenes Ganzes von kulturgeschichtlichem Wert.

Bd. II: Deutsche Natursagen. 1. Reihe: Von Holden und Unholden. Hrsg. von Paul Zaunert. Mit 4 Holzschnitten von Marie Braun.

Deutsch-österr. Landeszeitung: Zaunert reiht die Sagen nicht einfach aneinander, wie das selbst noch die Gebrüder Grimm in ihren deutschen Sagen tun, sondern er erzählt fesselnd von der deutschen Naturauffassung und gibt die Sagen gleichsam als Beispiel, so daß wir das Gefühl haben, in einer der alten Spinnstuben einem gewandten, kenntnisreichen Erzähler gegenüberzusitzen. So wird uraltes poetisches Kulturgut unseres Volkes zum neuen Leben erweckt. Karl Bienenstein

Eugen Diederichs Verlag in Jena

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

89094590908

B89094590908A

Digitized by Google

Digitized by Google

89094590908

b89094590908a